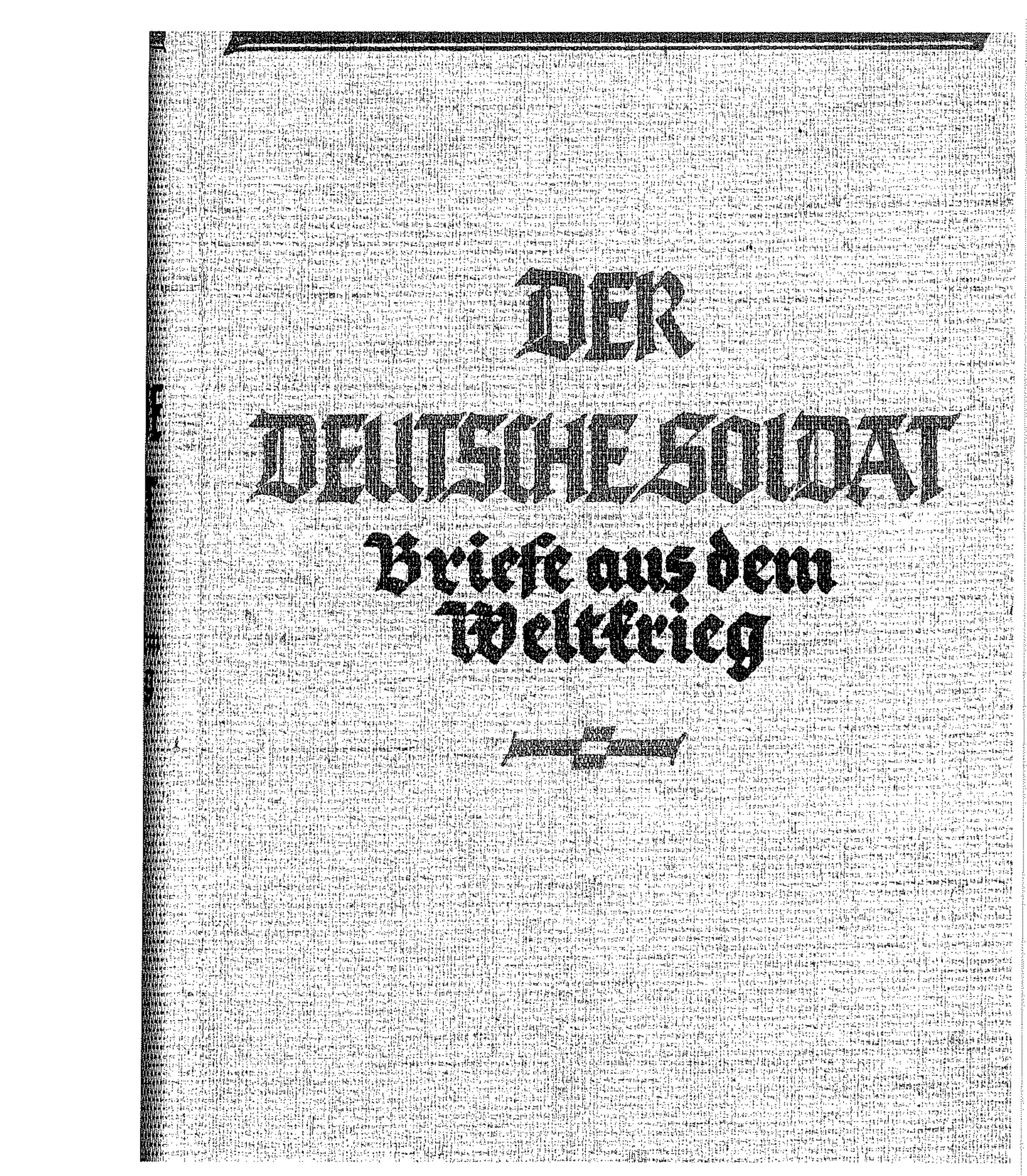

DER
DEUTSCHE SOLDAT
Briefe aus dem
Weltkrieg

Der deutsche Soldat

Briefe aus dem Weltkrieg

Vermächtnis

Herausgegeben von Rudolf Hoffmann

Albert Langen / Georg Müller / München 1937

31. bis 40. Tausend

Printed in Germany

Geleitwort

Der Frontsoldat hat Anspruch darauf, daß ihm mit Ehrerbietung begegnet wird. Briefe von Frontsoldaten verlangen noch mehr: Sie fordern Ehrfurcht; denn sie zeigen nicht nur das Antlitz, sondern auch das Herz des Frontkämpfers.

Wenn diese Briefe das Kämpfen, Stürmen und Ausharren im schwersten Feuer schildern, so zeigen sie nicht nur die Schrecken des Krieges, sondern rufen vor allem zu der Kraft auf, die dem Tode zu begegnen weiß. Wenn diese Briefe voll zuversichtlicher Hoffnung sind, daß einmal ein Reich deutscher Nation voller Kraft, Ehre und Treue ersteht, so sind sie der eindringlichste Appell, dem jungen nationalsozialistischen Reich freudig und unermüdlich bis zum Einsatz des Lebens zu dienen.

Generalfeldmarschall

Dieses Buch schrieb der deutsche Frontsoldat. — Es ist kein Werk eines Schreibtisches. Die Briefe kamen oft als letzter Gruß von der Fahrt zur Front, sind bei trübem Licht im Unterstand von ungelenker Hand gekritzelt, einige wurden in Granattrichtern hingeworfen auf Fetzen von Papier, andere schrieb eine fiebernde Hand im Feldlazarett. Von Bord unserer Kriegsschiffe, aus den Kolonien, aus Gefangenschaft fanden sie über Ozeane den Weg nach Hause. Briefe, als persönliches Bekenntnis meist an die Mutter geschrieben, ohne den Gedanken, tausend Leser zu finden, sind nun ein Vermächtnis geworden, ein Vermächtnis an die Heimat, an kommende Generationen. Die meisten Briefschreiber sind gefallen. Haben wir anderen, denen der Soldat nicht schrieb, ein Recht darauf, daß sich uns hier sein Innerstes offenbart? — Das Wort einer Mutter gibt die Antwort: «Zwanzig Jahre habe ich die Briefe nicht angerührt. Was mein Junge mir schrieb, geht nicht mich allein etwas an.»
Die Toten fordern ihr Recht: Sie wollen leben. Unser deutsches Volk, unsere Jugend soll wissen, in welchem Geist diese Männer an die Front gingen, kämpften und zu sterben wußten.
Der Soldat marschiert in Reih und Glied, Kamerad unter Kameraden. Wohl ist der Name eines jeden Briefschreibers genannt. Doch dieser will die Ehre des Gedächtnisses nicht für sich allein. Was er schrieb, das haben viele gedacht. So ist das Buch nicht nach dem Einzelnen, sondern nach dem Geist der Kriegsjahre geordnet. Der gleiche Name taucht mitunter in mehreren Jahren auf. Für den, der solche Briefe im Zusammenhang lesen will, gibt das Namensverzeichnis Auskunft.
Es sind Briefe von Männern aller Stände. Oft stehen hinter einem kurzen Schreiben Hunderte von Einsendungen. Eine Fülle lebendiger Tatberichte und Schilderungen fremden Volkstums konnte noch nicht berücksichtigt werden, weil der Charakter des Vermächtnisses gewahrt bleiben sollte. So begleiten hier

nur hin und wieder Berichte über das große Geschehen und einige Stimmungsbilder die Briefe des seelischen Erlebens.
Entscheidender Grundsatz der Auswahl war Echtheit der Empfindung, Kraft der Schilderung. Ob ein Brief in richtigem Deutsch geschrieben ist, tritt völlig zurück. Einige sprechen in ihrer Mundart. Alle Menschen deutschen Blutes sind zu Worte gekommen, auch unsere Brüder jenseits der Reichsgrenzen.
Zum Gelingen des Werkes hat die NS.-Kriegsopferversorgung durch Aufrufe und Sammeln von Briefen wesentlich beigetragen. Für diese wichtige Hilfe und für die Förderung, die auch der Reichserziehungsminister der Arbeit durch einen Aufruf zuteil werden ließ, sei an dieser Stelle besonders gedankt.
Die Briefe sind nicht nur ein Vermächtnis. Sie sollen zugleich ein unverfälschtes Zeugnis geben, ein Bild der Männer im Graben. Das waren nicht nur begeisterte Jünglinge. Das Wort «Held» findet sich selten in der Sprache des Soldaten. Es gehörte mehr dazu als lodernde Begeisterung, um vier Jahre vorne dem Schicksal zu trotzen. Auch der Humor, auch grimmige Derbheit hat diese Menschen aufrechterhalten. Die Briefe zeugen davon. Wir wissen, daß viele unserer Frontkameraden schlechte Schreiber waren. Und doch offenbaren gerade diese Briefe, daß auch der Mann der Tat, sonst ein Schweiger, in den langen Jahren des Krieges, in den Stunden der Ruhe sich Manches von der Seele schrieb: Briefe, die einmal die letzte Brücke zur Heimat waren, das sehnsüchtige Suchen nach einer hinter Tod und Grauen versunkenen Welt des leuchtenden Lebens.
Das Buch braucht Leser voll Andacht und Dankbarkeit.

Hannover, im Herbst 1937 — Rudolf Hoffmann

1914

Reinhold Siebolts,
geb. 9. Mai 1894 in Horst a. d. Emscher,
gef. 10. August 1915 in Givenchy bei La Bassée.

Wesel, 5. August 1914.

Endlich bei den 43. angenommen! Heute nachmittag werden wir eingekleidet. Tausend Freiwillige hatten sich ungefähr zum Regiment gemeldet. 700 angenommen ... Heute mittag glückte es mir, in der Kaserne Essen zu bekommen. Großartig, Erbsensuppe mit Wurscht. — Später mehr.

Wesel, 6. August 1914.

Heute wurden wir eingekleidet. Urkomische Figuren. Zu kurze Jäckchen und zu lange Hosen und umgekehrt. 4.—6. Garnitur. — Am Nachmittag Arbeiten auf der Zitadelle, dann hoch oben auf den bepackten Wagen nach Haus. — Bis jetzt haben wir wenig gelernt, eins tadellos: Warten, Stehen, Faulsein. Die allgemeine Stimmung ist sehr lustig. Die Gestalten liefern sich gegenseitig Stoff zum Lachen. Ein Glück, daß Ihr mich in diesem Aufzuge nicht zu sehen bekommt.

Wesel, 18. August 1914.

Das Wetter ist so wunderschön. Frühmorgens, wenn ich aufwache, sehe ich durch mein Schlafzimmerfenster über eine Menge eckiger und winkliger roter Dächer fort in einen unendlichen blauen Himmel, in den ein Kirchturm morgenstill hineinragt. — So unsagbar schön ist hier am Niederrhein der Himmel — abends steigt friedlicher Rauch aus den Schornsteinen in die klare Luft, und ganz ruhig rauscht der Rhein. Die Stadt ist leer geworden. Man sieht auf den Straßen nur wenig Militär. Auf

dem Kasernenhof ein Exerzieren wie in Friedenszeiten. Ist's ein Wunder, daß ich oft stundenlang vergesse, weshalb ich hierher kam, daß draußen ein schauerlicher Krieg Platz schafft in den Reihen der Regimenter — Platz für uns —? Ich jubele und bin traurig zu gleicher Zeit. Denn die Erde ist doch über alle Maßen schön und so hoffnungsvoll. Glanzverhüllt liegt die Ferne, und die unendliche Sehnsucht will und will nicht ruhen. — Doch — zerreißt das Leben nicht endlich seinen Schleier? Die nackte Wirklichkeit tritt an uns heran, die süße, grausige, die übermenschliche Wirklichkeit. Jetzt heißt es nicht mehr, dicke Bücher schreiben, dieweil man sicher oben auf dem Felsen sitzt und unter sich die Brandung toben sieht. Dieser Strudel reißt alles an sich, und unsere Leiber werden ausgesogen von dem fürchterlichen Schlund des Lebens. Das Reden über die Dinge hört auf, in dieser Glut verbrennen alle Ideale, oder sie werden härter als Stahl und Diamant. Und ob auch einer noch so schön sein Mäntelchen drapierte, jetzt reißt der Sturmwind ihm die Lumpen fort, und vor der blutigen Fackel des Krieges wird offenbar, ob er ein aufgeblasener Tor war oder ein Weiser, ein Christ oder ein heuchlerischer Kirchendiener, ein großprahlerischer Charlatan oder ein wahrhaftiger Philosoph.

*

Albert Mayer,
geb. 24. April 1892 in Magdeburg,
gef. 2. August 1914 bei Jonchéry.
Der erste Tote des Weltkrieges.

Mülhausen i. E., 31. Juli 1914.

Um mich her ist alles stille, und ich habe so recht Zeit, an Euch und alle Lieben zu denken. Es hat doch etwas unheimlich Begeisterndes an sich, diese Mobilisierung. Genau zur Sekunde marschierten die Patrouillen ab, kein Schuh, keine Patrone fehlte, alles, alles war in Ordnung. Wenn uns der Gegner das nachmacht, dann haben wir einen schweren Stand.
Von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens muß ich nun hier sitzen. Es ist die vierte Nacht, in der ich das gleichmäßige Klappern des Telegraphen, das langweilige Klingeln des Telephons höre. Dauernd, stundenlang, bis der Morgen kommt. Und doch, alle Fäden laufen bei mir zusammen, die ganze Lage überschaue ich, die ganzen Befehle, alles, alles kommt zu mir, und ich verteile es dann.
Vielleicht erreicht Euch dieser Brief nie, vielleicht bald, vielleicht, wenn ich schon und mein Regiment an Orten sind, wo keine Menschenmacht uns mehr zurückholt. Nicht daß ich pessimistisch wäre, aber ich glaube, ein gewisses Gefühl der Vorsicht wohnt doch jetzt in jedem, — ich wünsche Euch allen ein recht herzliches Lebewohl. Meine Brüder hoffe ich als Soldaten wiederzusehen. Seid Ihr nicht stolz, daß Ihr drei Söhne habt, die für ihr Vaterland kämpfen?

*

Karl Heinrich Steffens,
geb. 16. Januar 1893 in Barlt/Holstein,
gef. 6. April 1916 bei St. Eloi/Flandern.

Bahnhof Hannover in der Nacht vom
31. Juli bis 1. August 1914.

Warum sollen wir uns fürchten vor dem Zukünftigen? Bist Du so eigennützig und selbstsüchtig, daß Du es nur unter Tränen übers Herz bringen kannst, Dein Sein zu opfern, damit etwas Höheres aus Deinem Vergehen entstehen kann? — Denn man stirbt nicht nutzlos. Das tut nur, wer auf der Gasse sein Lebtag lag im dumpfen, tierischen Dahinvegetieren und niemals einen Strahl aus höheren Welten, das, was ich «Glück» nenne, empfand; ohne Zweck für sich stirbt auch der, dessen ganzes Leben harte Arbeit war und der niemals ihren Segen spürte; und endlich ist auch dessen Leben ohne wahren inneren Wert, wer sich von Jugend auf als Herr dünkt und niemals die bessere Rute der Selbstzucht und den Adel des Dienens an sich erfuhr, sondern mit vollen Händen das, was niemals sein eigen war, unter die Menschen warf, in dem Glauben, als sei das des Lebens Kunst, des «Herrenmenschen» tiefinnerstes Geheimnis. — Darum glücklich Ihr, die Ihr sterben dürft mit einem festen Zweck vor Euren Augen: fürs Vaterland.

Flensburg, 16. August 1914.

Wer niemals den Ernst, den bitteren Ernst des Daseins empfand, und wiederum nie in seinem Glück alles um sich vergaß und sich als den Menschen dünkte, der hat nimmer gelebt! — Und das Bewußtsein dieser Wahrheit läßt mich so froh sein über unsere Zeit, unsere große Zeit. Sie rüttelt alles auf aus ihrem verträumten Dasein und tritt fordernd ins Haus und verlangt das Schönste. Keine Träne ändert den Lauf des Geschicks, kein Mutterherz kann ihren Sohn zurückhalten, alles reißt sie mit sich fort und stellt den Einzelnen unter das Gesetz des Staates, des alles Persönliche zurückhaltenden Gesamtwillens und der politischen Gerechtigkeit. Oder sollen wir zittern um unser Sein, wenn es ein höheres Sein gilt, das alles Individuelle enthält? Bringst Du es nur unter Seufzen und Tränen fertig, das Liebste, was Du hast, zu lassen?

Man sagt: «Was soll nachher werden, wenn soviel tüchtige Leute unserm Lande, der Familie entzogen werden? Muß es da nicht notwendig zurückgehen?» Richtig: Wieviel Tüchtiges, wieviel gute, edle Gedanken, wieviel Familienglück liegt tot unterm kühlen Rasen! Und doch — was würde die Antwort auf unser Seufzen sein? «Wir haben ja das Schönste im Leben erfahren; denn nicht starben wir für uns allein, für unser kleines enges Ich — wir für Euch! Darum gilt jetzt: Ihr für uns! Was wir der Welt nicht sein konnten, weil wir ihr nicht dienen durften fernerhin mit unseren Gedanken, Werken und unserer Liebe, diese große Aufgabe haben wir in Eure Hände gelegt! Doppelt angestrengt müßt Ihr arbeiten und alle Eure Kräfte zur Entfaltung bringen, wollt Ihr den Gegenwartswerten treu bleiben und das, was wir mit unserem Blute erkauft, erhalten.»

16. Oktober 1914.

Ja, wahrlich in Dunkelheit geht die Zeit dahin, des Nachts wachen wir, und am Tage wird geschlafen im halbdunklen Licht der Grotte. Eben kann ich für einen Augenblick einmal den Tag in seiner ganzen Herrlichkeit genießen! Mit seinem Wohltun und Behagen, seinem Streben und Stärken durch die allheilende Macht des Sonnenlichts. Wie muß dem Blinden zumute sein, der nach jahrelanger Blendung plötzlich wieder die Sehkraft erlangt! — Wie ihm dieser Tag als ein gewaltiger Einschnitt in sein Leben vorkommt. Einen kleinen Bruchteil jener sonderbaren Stimmung mag auch ich gefühlt haben, als ich am Abhang vor der Höhle saß und das glückselige Behagen einer stillen, sonnigen Stunde genoß! Große und tiefe und heilige Stunden sind auch die, wo die Gedanken in stiller Mitternachtsstunde ihren Weg nehmen in die Heimat, und man sich alles vor Augen zaubert, wie es war, ist und sein wird.

Wie war es doch so schön des Morgens, wenn die Sonne eben über dem Horizont so herbstlich rot in die Fenster schien und der leichte Schritt der Mutter uns weckte aus tiefem Schlaf. Und dann das Kaffeetrinken im stillen, traulichen Kreis! Und weiter: — das Wandern über die Felder mit Gustav, das kühne Pläneschmieden, in dem uns niemand übertrifft. — Wir hatten ja alle wohl von Jugend an einen schönen, großen Traum mit ins Leben bekommen, wie ein freier Dithmarscher Bauer in der Hoftür steht und hineinschaut in die weite Marschebene, die sich in unendliche Fernen streckt, bis sie eintaucht in einen schwarzen Nebel — die Nordsee. Und weiter —: das herbstliche Rauschen der Bäume, das tiefe Furchenziehen im dunklen, regenschweren Marschboden, wenn die Mövenscharen mit gellendem Gekreisch als die Vorboten kommenden Unwetters hinter dem Pflug herflattern. Wenn dann des Abends der Sturm losbricht von Westen her — erst in einzelnen Stößen — und die Kronen der Bäume hin und her wiegt, und nach kurzer Zeit mit vollen Backen um die Wandecke pustet, so daß die Tiere sich ängstlich in der Hütte verbergen, und der Pflock vor der großen Tür schauerlich durchs Haus knarrt und das Lampenlicht in der Stube unruhig flattert. — — Das sind Bilder, die vor meine Seele treten in solchen Stunden stiller Sehnsucht. Gebe Gott, daß wir solches wieder erleben können.

31. Dezember 1914.

Ihr daheim seid jetzt wohl in der Kirche, und die Leuchter mit ihren tanzenden Strahlen und die Worte des Pastors, sie führen Euch zurück in leichtem, schwankendem Springen, durch ein Jahr Vergangenheit. Alles Gewesene drängt sich uns auf und fordert noch einmal Rechenschaft, und schwermutsvolle Minuten oder Stunden bedrängen das arme Menschenherz —

und still wird's. Die Glocken verklingen. In Ruhe und stillem Schmerz will das alte Jahr zu Grabe getragen sein. In Einsamkeit und stummem Sinnen will das, was es uns brachte, noch ein letztes Mal vor unsere Seele treten, um Abschied zu nehmen und fortan als ein Stück Erinnerung in uns weiter zu leben.

Und dann die Frage: «Wie ist es nächstes Jahr? Sind wir dann noch zusammen?»

Die Mutter findet auf die schwere Frage, die uns in der Sylvesterstunde mehr denn je beunruhigt, schnell eine Antwort auf die Frage: warum gibt es soviel Leid, warum ist das Glück so kurz? — Sie glaubt! Und ihr bergeversetzender Glaube zwingt uns zur Bewunderung, und wer weiß, früher oder später kehren wir «Abtrünnigen» zurück zu dem lichten, märchenhaften Glauben unserer Kindheit.

*

P a u l S c h w a r z e n b e r g,
geb. 19. März 1892 in Dresden,
gef. 6. Oktober 1916 bei Chaulnes.

Guntershausen, 12. August 1914.

Die eisernen Räder, die uns einem unbekannten Geschicke entgegenführen, rollen nun Tag und Nacht. Draußen zieht das schöne Thüringer Land vorbei; Weimar, Erfurt, Eisenach, die Wartburg — überall Winken, Tücherwehen, Abschiedsworte, gedankenlos hingeworfen und zurückgetan. Doch die Bäume und das Buschwerk am Wege, die recken ihre tausend grünen Arme im Wind und winken ein stilles, inniges Lebewohl, ganz ohne Lärm und darum unbeachtet. Der rote Mohn blüht im Klee und leuchtet wie frisches Herzblut und deutet auf kommende Tage. — Wer weiß? Heute rot — morgen tot. Doch gleichviel, die Gewehrläufe blitzen lustig, bläulich schimmert der Stahl, sie freuen sich auf Schlachtenlärm.

Brilon, den 15. Oktober 1914.

Wie mir's jetzt geht? Ich muß sagen, sehr gut. Denn erstens mal sitze ich im gemütlichen Westfalen, fern von Kanonendon-

ner und Kriegsgetümmel, und zweitens bin ich auch stark auf dem Wege der Genesung, so daß ich bald wieder imstande sein werde, meine Pflicht zu tun. Doch wie das alles gekommen ist, will ich Ihnen kurz erzählen:

Wenn ich nicht irre, müssen Sie meine Karte von der Transportfahrt nach Belgien «als letztes Lebenszeichen» von mir erhalten haben. Ja, mit der Bahnfahrt ging's los. Zwei Tage und zwei Nächte auf der Eisenbahn in drangvoll fürchterlicher Enge, früh im grauen Morgen über den Rhein, weiter durchs schöne Moseltal mit seinen Weinbergen — Salmrohr — alles aussteigen! Eine Bahnstunde vor Trier standen wir auf dem Bahnsteige. «Kompanie, das Gewehr über, ohne Tritt marsch!» Dahin ging's durch glühenden Sonnenbrand, begleitet von riesigen Staubwolken. So ging's eine ganze Woche. Ein Tag heißer als der andere, die Kameraden stumm und abgespannt. Die Grenze! Vor uns Belgien! Eine wunderschöne, mit hohen Tannen umsäumte Landstraße führt hinein. Wir halten. «Kompanie, laden und sichern!» Die Gewehrschlösser rasseln, die blanken Patronen blitzen einen Augenblick lang in der Sonne, dann schnappen die Schlösser zu, jede Faust drückt den Kolben fester, der Tritt wird energischer, hinein in Feindesland! Endlos dehnt sich die Straße. Die hohen Tannen bleiben zurück, nein, sie liegen rechts und links am Wege, abgehauen, beiseite geräumte Hindernisse, die unseren Vormarsch stören sollten. Und immer Marschieren, Marschieren, der Schweiß tropft, die Brust keucht, die Knie zittern, der Wunsch, bald am Feinde zu sein, bricht sich langsam Bahn. Doch wir sind noch weit davon. Der Abend sinkt. Wir sind für heute am Ziele. Gowy, lese ich am Wegweiser. Unser Zug marschiert nach einem Bauernhause. Eine zugige Durchfahrt wird uns zum Schlafen angewiesen. Die Nacht ist bitterkalt, trotz der Glut des Tages. Ein Uhr nachts! Ein wohlgemeinter Fußtritt stört mich aus meinem Halbschlaf auf. Wie mechanisch erhebe ich mich, ergreife das Gewehr, mit leisem Knacken schnappt das blanke Seitengewehr. — Postenstehen mit aufgepflanztem Seitengewehr. — Die Nacht ist sternenklar. Ab und zu das dumpfe, müde Stampfen der schlafenden Pferde, dunkle Schatten gleiten hin und her — die Nachbarposten. Da ist eine Strohfeime zum Anlehnen und zum Schutz gegen den Wind. Die kalte Nachtluft scheucht

die müden Gedanken auf. Wie die Sterne flackern! Sie leuchten auch in der Heimat, über meinem Dorfe. — Da, was war das? Schüsse hallen durch die Nacht und reißen die Träume entzwei. Das Ohr lauscht in die Nacht hinaus, das Auge weitet sich, die Rechte tastet nach dem Abzug. Doch alles bleibt ruhig, nur das Blut rauscht in den Ohren, und leise klopft das Herz. 3 Uhr! Die Ablösung wird geweckt. — —

Ein paar Tage später! Wir marschieren auf Namur. Es ist morgens gegen 9 Uhr. Der Regen rieselt hernieder, und die Ferne zerfließt im grauen Nichts. Rings um uns rollt der unendliche Donner der Geschütze, eine Schlacht ist im Gange. Heute soll's über die Maas gehen oder zum Sturm auf Namur. Da bricht die Sonne durch, ein feindlicher Flieger erscheint, und im nächsten Augenblick prasselt unser Gewehrfeuer gen Himmel. Doch die Wolken retten ihn, er verschwindet, nachdem ihm die weißen Wölkchen, durch die ihn unsere Artillerie begrüßt, bedenklich nahe gekommen sind. Da, Hurrageschrei, der Boden zittert, was ist los? Vorn auf der Landstraße wälzen sich die Kolosse der österreichischen Motorbatterien vorbei, Servus Kameraden! — Wir schwenken von Namur ab nach Süden, nach der Maas zu. Ein Buchenwald nimmt uns auf. Der Kompaniepatronenwagen fährt vor, jeder erhält einen Stoffstreifen mit siebzig eingenähten Patronen. Wir hören jetzt Gewehrfeuer, dazu das höllische Rattern der Maschinengewehre. Die Gesichter meiner Kameraden werden ernst und ernster, auch die Großmäuler schweigen. Ich bin der jüngste in meiner Kompanie, fast lauter Landwehr, Familienväter sind darin. Wir warten und warten am Straßenrande. Artillerie donnert vorbei, Maschinengewehrabteilungen gehen vor, das Reserveregiment 101 marschiert vorüber, wir warten und warten, während das Feuer immer heftiger wird. Eine Sanitätskolonne stürzt im Laufschritt vorüber, der Generalleutnant von Suckow hastet mit seinem Adjutanten und seiner Bedeckung vorüber. Da kommt ein Sanitätssoldat die Straße herauf, er führt einen Unteroffizier mit verbundenem Kopfe. Das Blut tropft hellrot durch den Verband und rieselt den grauen Waffenrock hinunter. «Das rechte Auge ist weg», sagt der Unteroffizier gleichmütig und schleppt sich mühsam zurück — Kompanie marsch! Links und rechts tote Pferde mit aufgetriebenen Leibern, ein ent-

setzlicher, ordentlich lähmender Verwesungsgeruch erfüllt die feuchte, moderige Luft des Waldgrundes. Weiter, weiter! Im Straßengraben sitzen Pioniere, ich sehe einen Bekannten, ein kurzes freudiges Blitzen in den Augen, kein Wort, denn die Kanonen reden und decken alles andere mit ihrer Stimme zu. Weiter! Über unseren Köpfen heulen und brausen die Granaten, als sollte der ganze Himmel in Fetzen gerissen werden. Da sind wir unten im Tale, unten an der Maas im Dorf La Houx. Brandhitze und Brandqualm umfangen uns. Das Dorf brennt, aber wir müssen durch, durch die engen Gassen mit den dräuenden, geborstenen und überhängenden Mauern. Jetzt sind wir wieder auf freier Straße. Da, um Himmelswillen! Tack, tack, tack, schlägt's und rasselt's an die Felswand uns zu Häupten. Feindliches Maschinengewehrfeuer! Wir liegen wie hingemäht auf der Landstraße, ohne Kommando, unsere Stellung bildet ein kleiner unscheinbarer Erdwall, etwa einen halben Meter hoch, links der Straße, der uns den Blicken der Feinde entzieht. Ich liege vor einem halboffenen Gartentor, das den Eingang zu einer Villa bildet. Auf allen Vieren rutsche ich da hinein. Gastlich stehen die Türen offen, meine Kameraden mir zunächst rutschen nach. Im Küchenspind stehen herrliche eingemachte Erdbeeren, wir fragen nicht lange — das Haus ist verlassen. Auf dem Toilettentisch im Damenzimmer liegen Postkarten herum. — «Ma chère Marguerite», — ein Kartengruß aus Ostende. — Sonntagabend heute. Wir warten auf den Zeitpunkt, auch über die Maas gehen zu können, aber das geht sehr langsam, denn die Franzosen haben die Brücke gesprengt, und so muß jeder einzeln über die Eisentrümmer hinüberklettern. Unterdessen sitzen wir auf einem Bahndamm und schauen dem Wirken der österreichischen Artillerie zu, die über unsere Köpfe hinweg das Dorf drüben in Brand schießt. Huuih, huuih, heulen die Granaten. — Es ist dunkel geworden. Wir sind drüben am anderen Ufer, der Himmel rötet sich im Widerschein von sechs brennenden Ortschaften. Wir marschieren gegen den dunklen Wald. Was liegt da am Straßenrande? Eine Taschenlampe glüht auf. Zwei tote Franzosen! Die ersten Toten. In gebrochenen, weit offenen Augen glimmt ein irrer Schein. Mich fröstelt. Wir sind am Waldrande, leise raunende Kommandoworte. Ein Gefreiter und zwei Mann als Pa-

trouille voraus. Ich bin dabei. Wieder blitzen Seitengewehre auf, das Gewehr schußbereit geht's in den Wald hinein. Wie da die Augen die Finsternis durchbohren möchten, wie die Ohren gespannt in den rauschenden Wald hineinhorchen. Halt, ein Drahtzaun! Drahtscheren heraus! Die Drähte fallen. Ein Schloß steht mitten im Walde, ein Lichtschein blinkt in einem Fenster auf, da verschwindet er wieder, jetzt ist er im Turm! Aufgepaßt, da knacken Zweige, ein Bajonett blitzt auf. «Halt! Wer da?», tönt's herüber. «Kameraden, Kameraden, nicht schießen, Sicherung der siebenten Kompanie!» «Sicherung der fünften», tönt's zurück. Wir haben unseren Auftrag erfüllt und kehren zurück. Auf einer Waldlichtung ist eine Granate krepiert. Verblutete, schrecklich zerrissene Menschenleiber, übergossen vom fahlen Mondschein, und über allem die unheimliche Ruhe, die Starrheit des Todes. Unsere Kompanie hat unterdessen Schützengräben ausgehoben und schickt sich zum Schlafen an, Gewehr im Arm, Tornister auf dem Buckel. Eben will ich einschlafen, da gerät Bewegung in die schlafenden Kameraden. Ein Radfahrer hat den Befehl zum Abrücken überbracht. Schlaf, ade! Lautlos geht's durch den Wald zur Höhe. Oben steht ein großes mächtiges Gut, die Türen verschlossen. Doch wir sind am Verschmachten. Gott sei Dank. Es findet sich ein Brunnen. Das Gut wird abgesucht, dann legen wir uns auf die Wiese zum Schlafen nieder. Da graut der Morgen. Fertig machen zum Abmarsch! Wir stehen zum Abrücken, da kracht's vom anderen Ufer. Eine österreichische Granate saust herauf zu uns und schlägt unmittelbar über uns in den Hausgiebel. Wir sind durch den Knall des explodierenden Geschosses wie gelähmt und finden uns alle an der Erde liegend wieder. «Ist jemand verletzt?», fragt der Major. «Zum Glück niemand». Dann geht's weiter nach der französischen Grenze. Hart vor uns her die fliehenden Franzosen. Tornister, Feldflaschen, Käppis, Hosen, Gewehre, alles, alles liegt am Straßenrande, nicht etwa hier und da ein Stück, nein, der merkwürdige Saum begleitet uns stundenlang. Der Tag wird heiß. Aber wir rasten nicht, heute müssen wir sie kriegen. Es wird Nachmittag, es wird Abend. Vor uns loht ein Dorf, die Franzosen sind weg, wir sind im Dorfe, auf einer Wiese stehen Berliner Gardisten, andere heben ein Massengrab aus beim Scheine der brennenden Häuser rings umher. Dicht an der Straße liegt ein Haufen toter Belgier, die wächsernen Gesichter seltsam gerötet vom Feuerschein. Das Auge wendet sich ab. Weiterhin wieder Gardisten beim Gräberschaufeln. Diesmal liegen aber Feldgraue in der Reihe, von Kameraden mit braunen Zeltbahnen zugedeckt, und warten, bis ihr letztes Bett bereitet ist. Wir Marschierenden schauen uns an und sagen kein Wort, weiter geht's in die sinkende Nacht. Da gähnt eine Seitenschlucht auf. Ein wüster Haufen toter Belgier abermals, die wahrscheinlich hier von Maschinengewehrfeuer überrascht wurden. Hie und da ragt ein Arm auf, die gelben Finger wie Krallen auseinander gespreizt, wie um das flüchtende Leben festzuhalten. — Wir marschieren bis 12 Uhr nachts. Dann heißt es, Gewehre zusammensetzen, hinlegen zum Schlafen auf einem Rübenfelde. — Leicht gesagt, wenn es dazu regnet. Doch endlich siegt die Müdigkeit über die Kälte und Nässe, die einen immer wach halten wollen. Früh drei Uhr geht's weiter. Wir dringen vor. Die Marburger Jäger zu Rad stürmen vorbei. Da, Gewehrfeuer von vorn. 7. Kompanie Gefecht aufnehmen! Wir rennen gegen einen Wald; Müdigkeit, Hunger, wo sind sie? Hui, geht's in einen Graben hinein. Ausschwärmen! Die Linie wird langgezogen, jetzt geht's im Laufschritt vorwärts. Stellung! Visier 600, Schützenfeuer. Wir sehen nichts. Vor uns Drahtzäune von Viehweiden, ganz in der Ferne ein Dorf, davor Hecken und Zäune, da müssen sie sitzen. Eine Ordonnanz kommt keuchend gestürzt. «Nicht schießen, Ihr beschießt die Marburger Jäger!» Da lagen wir, stumm die Gewehre, an den Boden wie angepreßt, und über uns der heulende Tod. Pjou, pjou suih, heulte und pfiff es über uns, Steine und Rasen spritzten auf, hier und da ein erschreckter Laut, ein erstickter Aufschrei. Schreckliche Minuten, wehrlos vorm Feind, weil er nicht zu sehen ist. Da heißt es, auf, über Gräben und Löcher seitwärts in den Wald, was die Knochen und die Lunge hergeben wollen. Dort Verschnaufen und an der rechten Stelle heraus, durch stehenden Hafer, über die Wiesen, über Zäune, vorwärts, vorwärts. Dann liegen wir stundenlang im Feuer. Über uns schwirren feindliche Flieger. Wir achten nicht darauf, vor uns ist der Feind. Kartoffelsupp', Kartoffelsupp', tönt's da mit einem Male. Bajonett drauf, hurra, hurra. Da, ein Eisenbahndamm, steil geht's abwärts.

Da hält mir ein Draht die Füße fest, ich stürze kopfüber hinab. Als ich erwache, liege ich in einer Scheune, mitten unter stöhnenden Kameraden. Neben mir ein Toter — Bauchschuß, ich habe das Gefühl, als wären alle Knochen im Leibe entzwei. — Die Untersuchung ergibt: Zwei Rippen rechtsseitig gebrochen, Lungenquetschung, Gehirnerschütterung. — Doch es wird alles wieder gut werden.

*

Dietrich Wintter,
geb. 11. September 1888 in Nürnberg,
gef. 28. August 1914 vor Roncq bei Sedan.

3. August 1914.

Mein letzter Gruß! Und soll ich fallen im Kampfe, so tröstet Euch, denn es geschah dann, um die Ehre des Vaterlandes zu retten, und ich starb als tapferer, deutscher Soldat. — Lebt wohl!

*

Horst Peukert,
geb. 31. Juli 1888 in Dresden,
gef. 8. September 1914 bei Lenharrée/Marne.

8. August 1914.

51 Stunden Bahnfahrt und 40 Mann in einem Viehwagen und dann vier Stunden Marsch im Regen, bei Nacht auf aufgeweichten Wegen, das war der Auftakt zu dem großen Ringen. Wir waren gestern abend so müde, daß ich, wie mancher andere, während des Marsches, trotzdem man immer und immer dagegen ankämpfte, einschlief. Nun haben wir zum Glück ein Quartier gefunden, in dem wir uns erholen und uns auf unseren blutigen Dienst bereiten können.
Wenn man so im Kreise seiner Kameraden ist und sieht und hört und mitmacht, wie sie es halten und wie sie über den Fall denken, kommt man sich vor, als stünde hinter diesen Massen nicht Tod und Verderben, sondern man gewinnt den Eindruck,

als ging's zur Lust im Maien. Wir haben ein paar, deren Humor unverwüstlich ist wie ihre Schnauze. Da kommt Trübsinn nicht auf. Ich habe noch wenige gesehen, die den Kopf hängen ließen. Wie gesagt, uns kommt die Sache noch vor wie ein Manöver. Und warum sollt's auch nicht! Du hast ja keine Ahnung, was Liebe zum Vaterland ist. Wir selbst kannten es kaum. Was ich und mit mir mancher Kamerad, der rot bis auf die Knochen war, empfunden haben auf dieser Fahrt durch unser ganzes, schönes, deutsches Vaterland! Die Felder haben wir gesehen, auf denen vor hundert Jahren unsere Väter rangen. Wie ein guter Geist stand drüben das Völkerschlachtdenkmal. Und dann die Thüringer Lande, die unendlich schönen. Saaleck, die Rudelsburg und manch andere noch aus grauer Ahnenzeit winkte uns den Abschied. An der Fulda ging's hin, und dann an der Lahn abwärts immerzu. Gießen, Wetzlar, Weilburg, Runkel, und wie die Städte und Burgen alle heißen mögen. Ems, wo vor 44 Jahren die Entscheidung gegen den gleichen Gegner fiel. Und dann ging's donnernd, brausend, unter tausendstimmigem Gesang der Wacht am Rhein über den alten ehrwürdigen Strom. Daß ich den so sehen mußte zum ersten Male, mit der Waffe in der Hand, hätte ich mir nie träumen lassen.
Und die Liebe überall! In jeder größeren und unzähligen kleineren Stationen waren freiwillige Liebesgaben organisiert. Uns hat's an nichts gemangelt. Im Gegenteil. Als mir's z. B. zu toll wurde in meinem Wagen, habe ich mich zu den Kompaniepferden gemacht. Dort hatte ich meine Ruhe und habe auch einen großen Teil der Fahrt zurückgelegt. Dort hatten wir z. B. soviel Wildunger Königsquell, daß wir uns drin gewaschen haben. Und daheim kostet die Flasche 1 Mark! Belegte Brötchen und Eier zählten wir nach Tränkeimern. Zigarren und Zigaretten hatten wir in Hülle und Fülle. Auch Wein gab's, gleich flaschenweis. Cakes in Ems, das es mit seinen Soldaten besonders gut meinte, Emser Pastillen, soviel einer nur haben wollte, Postkarten, Kaffee, Tee, Zucker, Obst. So könnte es auch in der anderen Richtung durch Deutschland gehen. Heute freilich ist alles verzehrt, denn auf der Fahrt durch die unwirtliche Eifel gab's das nicht. Und nun dicht an Feindesland erst recht nicht.
Die Stimmung war überall, so ungefähr bis zum Rhein, ein-

fach begeistert. Die Männer, die sich nicht bei der Bewachung der Bahnstrecke beteiligten, waren am Bahnhof. Und jeder und jede, die an der Straße stand, hatte einen Gruß, ein Winken, ein Wort der Aufmunterung. Ein Händedrücken gab's auf jedem Bahnhof und ein Hurra und ein Singen: Deutschland in Waffen.
Nun liegen wir hier an der Grenze, morgen geht's hinein in Feindesland, morgen wird's Ernst. Bitter ernst. Hab' aber keine Angst, wir tun eben unsere Pflicht, einer wie der andere. Wir lassen keinen rein. Die Wacht am Rhein steht fest und treu. Was dann kommt, werden wir ja sehen. Und sei Du recht ruhig, denke an Dein Kind. Sei tapfer, das Vaterland fordert Opfer.

Marche, den 19. August 1914.

Dir von meinen bisherigen Erlebnissen zu schreiben, würde zu weit führen. Zwischen unmenschlicher Anstrengung und tötender Langeweile, zwischen tagelangem Wachen und endlosem Schlafen, zwischen äußerster Entbehrung und überreichem Überfluß ein ewiger Wechsel. Ich habe z. B. vergangene Woche $2^1/_2$ Tage buchstäblich keine Krume Brot gehabt, nichts, aber auch gar nichts, was irgend zu essen ging. Gestern wieder gab es als erstes Frühstück Rotwein mit rohen Eiern, gebratenes Hühnchen, Beafsteak à la tartare und Schokolade als Dessert, Cognac drei Sterne. Heute langt der Vorrat noch. Und morgen gibt's wieder nichts. So ist das Soldatenleben. Hinter mir liegt im blauen Nebel das belgische Ardennengebirge, durch das wir in den letzten Tagen gewaltig marschieren mußten. Ich sage Dir, die Wälder! So eine Pracht! Und überall um mich her blüht Heidekraut, soweit das Auge reicht. Ich kann mich nicht satt sehen an dieser Pracht und habe den Wunsch, wenn ich nicht wiederkommen sollte, dann feiere jedes Jahr die Tage, die Dich an mich erinnern, bei blühender Heide.
Vor mir liegt, kaum 20 km weit, die Höhe, hinter der in den nächsten Tagen das große Ringen beginnen wird. Wo das Geschick vielleicht schon besiegelt ist, wenn dieser Brief Dich erreicht. Ich bin ziemlich zuversichtlich; das eine aber steht fest, es wird gerade für die Armee, der ich angehöre, eine schwere Aufgabe geben. Wir alle sind fest entschlossen, unser Äußerstes zu tun. Wer kann aber sagen, wie es für den einzelnen kommen wird? Wenn mich's erreicht, dann sei tapfer, überwinde auch

diesen Schmerz und entziehe Dich nicht dem Leben. Ich habe hier draußen einsehen gelernt, daß man das Leben bejahen muß, daß man es leben muß, jeder natürlich nach seiner Art. Ich habe gute Kameraden hier, die Dir berichten werden und Dir eventuell meine Sachen senden, wenn es möglich ist.

*

P u t z i g , unbekannt.

28. August 1914.

Ein schweres Gefecht steht uns bevor. Sollte Gott wollen, daß mich das Kriegslos trifft, so lebt wohl. Nicht ewig ist die Trennung, dort oben sehen wir uns wieder. Ich weiß, daß Ihr mir ein Andenken bis in den Tod bewahren werdet, dies soll Dich jedoch nicht abhalten, unserm Erhard einen zweiten Vater zu geben. Du wirst ja Dein Möglichstes tun, daß er auch ein rechter Vater wird. Lebt wohl, lebt wohl und Gott sei mit Euch.

*

H a n s G r a f v o n d e r G o l t z ,
geb. 11. Juni 1895 in Berlin-Charlottenburg,
gef. 23. August 1914 bei Plaxon nahe Namur.

5. August 1914.

Herzlichen Dank für das Paket, das ich bei meiner Ankunft hier vorfand. Die Reise von Metz hierher war ein wahrer Triumphzug. Namentlich im Rheinland war die Begeisterung groß. Ich fuhr mit vielen Kameraden, die sich allmählich zerstreuten.
Ich denke, Du wirst noch oft und viel aus diesem Kriege von mir hören und hoffe auf ein frohes Wiedersehen mit Eltern und Geschwistern. Indessen muß natürlich jedermann mit dem Tode fürs Vaterland rechnen. Auch ich habe mit dem Leben abgeschlossen, und so laß mich Dir noch wenige Worte des Abschieds sagen. Wenn ich es nicht Auge in Auge mit Dir tun konnte, so soll es schriftlich geschehen.
Du weißt, wie glücklich ich bin, in diesen Krieg ziehen zu können und, was noch mehr heißt, in ihm als Führer tätig zu sein. Du

weißt auch, wie stolz und glücklich ich bin, eine deutsche Mutter zu haben, die mutig und freudig ihr Alles hergibt für den Entscheidungskampf des Volkes. Nichts Schöneres kann es auch für mich geben, als mein irdisches Glück auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Das Scheiden wird mir nicht schwer. Wenn dieses letzte große Glück des Heldentodes mir zu teil werden sollte, dann kannst Du überzeugt sein: Dein Sohn Hans hat ein glückliches Leben gehabt, denn nicht die Länge gibt dem Leben seinen Wert, sondern der Inhalt. Was soll ich Dir sagen von Glück und Segen im Elternhause! Auch im Berufe habe ich mein Glück gefunden. Glück und Erfolg, den der Mann sich wünscht. Noch in den letzten Tagen wurde ich ausgezeichnet als der beste der Kriegsschule. Mein Taktiklehrer rief mir zum Abschied nach: Auf Wiedersehen im Generalstabe! Vielleicht lag eine schöne Laufbahn vor mir. Was will das alles heißen? Freue Dich mit mir, liebste Mama! Der Abschiedsschmerz ist überwunden. Wir leben in einer großen Zeit, der größten wohl, die Deutschland je gesehen hat. Söhne und Enkel werden uns beneiden! Ganz Deutschland starrt in Waffen, flammt in Begeisterung auf, verteidigt mit uns alles, was uns heilig ist. Unser Sieg ermöglicht Europas Fortbestehen mit einem neuen Aufschwung in germanischer Kultur zu nie gesehener Blüte. Der Sieg wird uns nicht leicht werden. Aber wenn es je eine Gerechtigkeit und göttliche Führung in der Geschichte gab — und es gibt eine, das sagt mir mein klarer Blick — dann muß der Sieg unser sein, früher oder später. Und wir haben mitgeopfert Gut und Blut in diesem Kreuzzuge des deutschen Volkes. Gott mit uns!

*

Fritz Ziemer,
geb. 27. Oktober 1896 in Berlin,
gef. 29. August 1916 bei Chilly-Süd (Sommegebiet).

4. August 1914.

Der heutige Tag, der 4. August 1914, bringt uns die Erfüllung eines ernsten Wortes. Die fünfzig Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet dastehen müßten, um das Erbe von 1870 zu verteidigen.

Mitten im Frieden ist unser deutsches Vaterland von mächtigen Feinden überfallen worden. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für uns geschlagen, aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen, und wir werden siegreich sein, weil wir reines Herzens sind.

*

Felix Wiegand,
geb. 21. Juni 1886 in Buchholz Sa.
gef. 9. September 1914 Fumay (Frankreich).

Nur ein Abschiedsgruß von Deinem Jungen. In diesem Augenblick denke ich an unsern guten Vater, der als Freiwilliger vor über 40 Jahren hinauszog gegen den Feind, seinem Vaterland die Ehre, die Freiheit mit zu erhalten. Jetzt bin ich selbst ein Mann geworden, auch innerlich, das fühle ich seit dem ersten Tage der Mobilmachung. Ich will mithelfen, daß Ihr in einem freien Lande wohnt, geehrt und geachtet von Freund und Feind. Wenn ich heute von Dir Abschied genommen, dann habe ich abgeschlossen mit diesem Leben — wir können ja nicht in die Zukunft sehen. Ich habe Dir jede unrechte Handlung, jedes verletzende Wort im stillen abgebeten, ich habe Dir gedankt für Deine Liebe, Deine Sorge und Deine Muttertreue.
So leb denn wohl, meine gute Mutter! Ob ich Dich noch einmal sehe, das hat unser Herrgott bestimmt. Sei tapfer und sei stolz. Drei Jungen fürs Vaterland, ein heiligeres Opfer kann keine Mutter bringen. Und nun, meine gute Mutter, Gott befohlen!

*

Wilhelm Gebert,
geb. 7. Oktober 1887 in Bremen.

12. August 1914.

Unsere Fahrt ging in 24 Stunden wie ein Triumphzug an die belgische Grenze. Strömender Regen. Marsch durch die Ardennen. Die Dörfer wie ausgefressen; nachts beschossen und alarmiert; keine Ruhe. Um 5 Uhr morgens (6. August) Marsch

durch Emplève und Ourthethal, langsam, überall Hindernisse, Bäume gekappt, Felsen gesprengt, schließlich über Reste von Brücken und Straßen, ein furchtbarer Marsch. Nachmittags Quartier in Comblin-au-Pont: die Häuser rasch geöffnet, Komplimente — kein Stroh, kein Essen. Am Bahnhof entdeckte ich eine Wirtschaft: Bohnen, Wein, großartig! Nun sollte Ruhe folgen. Aber! — Das Nest sah übel aus, zwischen hohen, steilen Schieferwänden eingeklemmt, die Ourthebrücke vor uns halb gesprengt. Um 7 Uhr abends Alarm. Hauptmann stürzt heran: «Sturm auf Lüttich!» Unmöglich, die Leute können nicht gehen, die Forts sind 35 km entfernt. Bereits nach 30 Minuten schießt's von den Höhen herab, ja jetzt direkt neben uns. Revolver los und drauf! Drei Kerle fliehen — eine ganze Horde. «Levez les mains»! Kriegsgericht! Weiter — es wimmelt von Truppen aller Gattungen. Furchtbarer Regen. Gewittersturm, rabenschwarze Finsternis. Immer weiter! Die Leute fallen, sie bleiben liegen, massenhaft. Um 12 Uhr Mondenschein, besseres Wetter, Granatendonner. Wir stürmen weiter — dicht vor Lüttich. Wir biegen hinter einem Walde ab. Vier Regimenter Tornister abgelegt, eiserne Ration heraus. Letzte Ermahnung. Antreten zum Sturm. Granaten pfeifen, aber ohne Ziel. Hohlweg; unsere Artillerie sitzt hilflos bis an den Bauch im Schlamm und kann nicht vorwärts, wir vorbei; kein Marsch — Galopp! Plötzlich wilder Kugelregen neben uns — unsere eigenen Leute beschießen uns. Die Erkennung gelingt noch. Direkt vor der Feuerlinie der Forts . . . Wildes Geschrei: «Parole Wörth!» Freund und Feind nicht zu erkennen; ich liege vor einem Baum- und Drahtverhau, Kamerad Leutnant G. neben mir, Hauptmann rechts. Granaten platzen überall, Höllenlärm, Gewehrfeuer, daß die Luft heiß ist. Einige Schritte vor uns bessere Deckung. Ich stoße Leutnant G. an: «Vorgehen?» Keine Antwort — tot! Hauptmann springt auf: in die Brust getroffen, hintenüber. Ich, Arm hoch: Kompanie hört auf mein Kommando; ich springe los, furchtbarer Schlag, fliege drei Schritte zurück, wahnsinniger Schmerz: Granate in die linke Hüfte! Ein Offizier vor mir ruft noch seinen Namen, gibt mir die Hand — und tot. Vor mir eine Fahne, Träger tot; ich will hinkriechen, da zweiter und dritter Schuß in den linken und dann in den rechten Arm, schließlich vierter durch die Brust. Ich

beiße vor Schmerz in die Erde; ein verwundeter Offizier neben mir ruft nach Verstärkung, aber alles geht nach links ab. Wenige Schritte vor uns der belgische Schützengraben. Trotz Kugelregens passiert mir weiter nichts. Fast zwölf Stunden gelegen, inzwischen von einem Arzt verbunden, kann noch nicht transportiert werden. Mittags von Leuten weggetragen, treffe in halbem Fieber Regiment; furchtbare Verluste. Dann auf Bahre, Leiterwagen, ich weiß nicht mehr genau wie, ins Lazarett. Die ersten Tage hatte ich gemeine Schmerzen und galt als ernstlich bedroht. Jetzt geht es einigermaßen. Es sind andere hier, die viel furchtbarer zu leiden haben als ich, da wird man ruhig. Eine Hauptmannsfrau war herbeigeeilt, um ihren toten Mann noch zu sehen, eine Granate traf das Auto; gestern ist sie hier beerdigt worden.

*

Albert Schüttke,
geb. 2. November 1891 in Neubruch, Kreis Labiau.

Mensdorf.

Wir haben ein Gefecht gehabt. So manche Kugel dicht vohr mier eingeschlagen, aber mein beschitzer hat die Hand vorgehalten und mier den Tot noch nicht bestimmt, und wenn er mahl sagen wierdt: hau ihn ab, dann stirbt ein Vaterlandsverteidiger, wo mit Gott vier König und Vaterland gekämpft hat, Binn niemals veig gewesen. Liebe Eltern, ihr habt geschrieben, ob mier was fehlt, ich brauche vorleifig nichts. Es Grüß Euch ihr Sohn und Bruder biß auf wiedersehn, aber Wo? wenn nicht hier, denn in Himmel.

*

Felix Hasse,
geb. 12. Juli 1889 in Hermannsdorf, Kreis Bunzlau,
gest. 1. April 1918 nach Verwundung vor Verdun.

Heute, meine liebe Muttel, will ich Dir mein Herz ausschütten. Zunächst meinen herzlichsten Dank für Dein Bild, eine größere

Freude hättest Du mir nicht machen können, ich habe tatsächlich vor Freude geweint, weiß man doch nicht, ob wir uns je nochmals wiedersehn. Dann danke ich Dir für alles, was Du mir in meinem Leben Gutes getan hast, — es ist ziemlich viel — für alle Sorgen und den Ärger, den ich Dir in Deinem Leben bereitet habe —, denn ich war kein Engel, deshalb bitte ich Dich heute ganz besonders um Verzeihung aller meiner Missetaten. Sollte mir wirklich das Glück beschieden sein, noch einmal Dich umarmen zu dürfen, dann will ich, das schwöre ich Dir hiermit, alles aufbieten, um wenigstens einen Bruchteil meines Dir schuldigen Dankes abzutragen und Dir in Deinem Lebensabend Freude zu bereiten. Sollte es doch anders sein, dann bitte ich Dich, weine keine Träne, sondern verzeihe mir, und freue Dich, daß auch Du eine Gabe dem Vaterland geopfert hast. Liebe Mutter, ich hatte das so manches Mal auf der Zunge, konnte es Dir aber niemals sagen, heute aber konnte ich nicht mehr anders.

*

J o h a n n R e s p o n d e k, unbekannt.

August 1914.

Wir sind schon 12 km hinter Radumsko. Es sind hier sehr schlechte Wege, es lauft sich sehr schlecht, aber ich mache mir wenig draus, meine Füße laufen wie ein Wiesel. Eine große Sehnsucht habe ich nach Hause, ich bitte den lieben Gott und die Heilige Muttergottes von Czenstochau möchte mich beschitzen. Meine geliebte Frau und Kinder, Gott giebt, das ich zurück kom möchte, ach wie froh werde ich das Wiedersehn.

Liebe Muttel es ist sehr heiß mann muß sehr schwitzen, die Märsche sind sehr anstrengent und mann muß imer mit, zurück bleiben, das giebts nicht. Wir sind schon von Czenstochau eine Woche zu Fuß. In der Nacht Posten stehn und am Tag marschieren, mann hat, meine geliebte Muttel, gar keine Zeit zum Schreiben. Wie ist das mit den Kartoffeln, hake Dir alles aus, die Gänse schlachte, die eine nach der andern, die Hinner und Karnickel auch und esse die mit den Kindern zusammen. Hast Du schon von jemanden eine Unterstützung bekomen? hast

Du schon den Brief erhalten mit dem Unterstützungsschein? Bitte schreibe mir, liebe Muttel. Was macht mein Hozek oder die Mariechen, der Georg mit dem Josef? Gieb Obacht auf die Kinder.

*

P a u l B i t t n e r,
geb. 28. November 1884 in Schreckendorf,
gef. 11. Juni 1916 bei Ypern.

Letzter Brief.

Ich muß Dir schnell ein paar Zeilen schreiben, was mir im Schützengraben geträumt hat, ich schlief, und da habe ich eine große Palme gesehen und dann hab ich noch mehr nach dem Himmel gesehen, da sah ich den lieben Gott selber, aber so schön und so herrlich, das kann ich Dir nicht schreiben.

*

F r i e d r i c h S i e b e r t,
geb. 21. Mai 1892 in Halberstadt,
gef. 9. November 1914 in Tsingtau.

Tsingtau, den 23. August 1914.

Hoffentlich habt Ihr meinen letzten Brief erhalten. Wie es hier draußen steht, werdet Ihr wohl schon wissen. Wollen sie Tsingtau haben, so sollen sie kommen, es sich zu holen. Tsingtau ist deutsch und wird deutsch bleiben. Die deutsche Flagge holen sie nicht herunter, so lang wird gekämpft, bis auf den letzten Blutstropfen. Tsingtau bekommen sie nicht. Höchstens einen Trümmerhaufen, und wenn sie die deutsche Flagge herunter holen, gehen sie nur über Leichen. «Wir fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.» Liebe Eltern und Geschwister, sollten wir uns nicht wiedersehen, so weint nicht um mich, denn ich bin freudig in den Tod gegangen für das Vaterland.

*

Max Schlief,
geb. 5. Oktober 1895 in Worfelde,
gef. 8. Dezember 1914 bei den Falklandsinseln.

Stiller Ozean, den 26. August 1914.

Ich weiß nicht, was aus mir geworden ist, wenn Ihr diese Zeilen erhalten werdet. Der Himmel mag wissen, wo ich dann sein werde. Ruhelos wie der ewige Jude Ahasver wandern wir mit unserm Schiff in der Südsee umher. Gestern Nacht erhielten wir die Nachricht über den großen Sieg Deutschlands über die Verbündeten. Auch von der Kriegserklärung Japans wissen wir. Aber ich habe keine Ruhe. Ich weiß nicht, wie es Euch geht und meinen Brüdern. Es ist wohl ein sehr harter Schlag für Euch, meine lieben Eltern. Jetzt, wo es Euch möglich war, an dem Glück Eurer Kinder Euch zu sonnen, da müssen sie in den harten, Männer mordenden Krieg. Aber, liebe Eltern, verzagt nicht. Sollte es sein, daß einer oder alle in diesem Krieg fallen, so denkt daran, daß es in einem heiligen Kriege war, zu Nutz und Frommen des deutschen Reiches, unseres geliebten Vaterlandes.

Mit meinem Leben habe ich abgeschlossen. Sollte es Gott gefallen, so mag Er mich hinnehmen. Solange ich aber noch lebe, hoffe ich, daß ich Euch einst alle noch mal wiedersehe. Ich bin ja noch so jung und will noch leben. Glaubt aber nicht, daß wir, wenn wir in ein Gefecht kommen, die Flagge niederholen. Als Mittel werden wir unsere Ramme gebrauchen, und wenn es sein muß, mit dem Feinde untergehen. Aber sorgt Euch nicht um mich, ich habe das stete Gefühl, daß mir nichts geschehen wird.

Walter Scharpf,
geb. 25. Juni 1891 in Berlin,
gef. 19. Juli 1917 bei Gr. Eckau/Kurland.

Passenheim, den 1. September 1914.

Schon lange hast Du nichts mehr von mir zu hören bekommen, aber es ging wirklich nicht; Märsche von 50 km und mehr. Nachts im Chausseegraben oder in einer Scheune, am Tage

eine furchtbare Hitze, nachts gefroren wie ein Schneider, dann die Schlachten und Gefechte. Am 20. August die erste Schlacht, die Nacht über waren wir durchmarschiert. Morgens begann der Kampf. Wir wurden erst spät 2 Uhr nachmittags eingesetzt. Kaltblütig wie auf dem Exerzierplatz gingen wir vor bis beinahe in die erste Linie. Aber dann das Feuer. Die Russen hatten sich eingegraben, nichts zu sehen, bloß das Pfeifen. Schließlich waren die Leute nicht mehr vorzukriegen, wir waren zu wenig. Unsere Artillerie hat furchtbar gewirkt. Diese Bilder, die brennenden Häuser, die um sich schlagenden Pferde und neben Dir das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Mein Schätzer, tapfer und tollkühn: «Herr Leutnant, die Kugel, die mich treffen soll, muß erst noch gegossen werden». In demselben Augenblick klatsch klatsch! Arm- und schwerer Unterleibsschuß. Das Blut spritzt mir auf die Uniform. Allmählich aber bekommt man eine himmlische Ruhe. Man raucht, unterhält sich und feuert. Kann man sich das vorstellen: ein Mensch, der niemals die gesellschaftlichen Sitten verletzt, er liegt hier und lauert, um zu morden. Ich selbst nahm das Gewehr vom Schätzer; plötzlich sprang ein Russe auf, um zu fliehen, ein Krach, Schätzer war gerächt. Unsere fünften Grenadiere haben mit dem Bajonett furchtbar gewütet, kein Pardon. Nur, wir haben den Stillstand des Feindes mit zu schweren Opfern erkauft, 20 Offiziere und 580 Mann von unserm Regiment, das noch am wenigsten gelitten hat. Wir marschierten dann in Gewaltmärschen nach Südwesten. Kein Mensch eine Ahnung, warum und wohin. Neuer Kanonendonner, unsere Nachbardivision vernichtete ein russisches Korps bei Lautern.

Am nächsten Tag Gewaltmarsch bis nachts 12 Uhr, Alarmquartier in Bansen, überall Brände. Am nächsten Tag kaum drei Kilometer marschiert, schon pfiffen die Kugeln. Die Nachhut floh. Bei der Mittagsrast plötzlich ein Befehl: «Der Feind geht fluchtartig zurück. Freiwillige zur Verfolgung. Fast die halbe Kompanie ging mit. Die Russen hatten furchtbare Verluste durch uns und die Maschinengewehre. Rache für Gumbinnen. Abends das brennende Dorf Pfaffendorf abgesucht, im Gutshaus alles still, ich sehe plötzlich einen kleinen Lichtschimmer durch den Spalt, Klopfen hilft nichts. Zwei Kerls mich in die Höhe gehoben, und ich schlug mit dem Revolver eine

Scheibe ein. Plötzlich ein ängstliches Gesicht: «Mein Gott, was ist los?» Ich sage ihm, warum er nicht aufmacht, die Preußen wären da. Preußen? Plötzlich ruft er seine Kinder, alles fällt mir und meinen Leuten um den Hals, Tränen, letzter Wein usw. Aber weiter bis Rutkowen. Dort übernachtet. Dann ein neuer Gewaltmarsch bis abends 8 Uhr. Nachts Sturm auf Malga. Russen schon geflohen, geschlafen in einer Bauernküche. Um 4 Uhr Alarm. Unzählige Gefangene. Ein feiner Sonntag. Marsch nach Kannwiesen. Ruhe nachmittags, plötzlich Schießen, wir in Stellung. Da sahen wir, wie 1200 m vor uns die ganze Armee zu fliehen versuchte. Unsere Artillerie dazwischen und wir, dieses Entsetzen, hast Du Nerven zu sehen, wie Hunderte und Tausende zerfetzt werden, und du gibst ruhig deine Kommandos, die das Verderben vermehren. Zum Schluß rannte alles, Reiter überritten die Infanterie, Artillerie fuhr dazwischen. Zum Schluß der letzte Versuch einer Kavallerie-Attacke, von 10 blieb einer. Nun war es allen klar, nicht umsonst sind wir marschiert, daß die Hälfte umfiel, drei russische Armeekorps sind vernichtet. Die Überläufer. Unsere Kompanie ging vor, zu Hunderten kamen sie. Wir fingen wohl an 8000 Russen. Vom Oberst bis zum Gemeinen. Ein feines Pferd habe ich mir natürlich auch besorgt. Hier kauft man jetzt Pferde von 3 Mark an. In der Nacht im Schützengraben. Plötzlich nähert sich ein Offizier und 10 Mann unserer Linie mit Fahne. Als ein Gefreiter und zwei Mann vorgehen, glaubten die Russen, nur schwache Truppen vor sich zu haben und griffen an. Wir haben sie belehrt, Artillerie und Infanterie spie plötzlich Feuer wie die Hölle, nur ein großes Wehklagen blieb übrig. Am nächsten Morgen ergaben sich 15000 Russen, nun der Abtransport. Durch den Wald nach Malga. Gott, sah das schrecklich aus. Wie oft habe ich den Krieg herbeigewünscht, aber solche Bilder kann man nie vergessen, da hat man genug. Durch Schrapnells war der ganze Wald abgebrannt, nun die Toten und Verwundeten, die Pferde, alles angekohlt und zerfetzt. Von Malgamühle mußte ich zurück und noch 30 Mann von uns mitnehmen, die beim Aufräumen halfen. Wieder in den Wald. Ein Toter neben dem andern, Russen noch über Ginster gebeugt, wutverzerrte Gesichter, andere, deren Schädel halb abgerissen. Bäume von 50 cm Durchmesser geknickt wie ein Streichholz. Aber auch viele

Deutsche, ein Leutnant von den 33. mit offenem Mund noch zum Hurraschreien, Schuß durch den Kopf und durch die Brust. Um 4 Uhr fand ich meine Kerls. Nun noch 40 km Marschieren. Setzte 6 Mann auf Pferde, 2 auf Räder und den Rest auf Wagen, fuhr dann drauf los. Abends um 12 Uhr kam ich dann hier an. Alle Truppen durcheinander, Versprengte, Verwundete, Gefangenenbegleiter usw. Endlich um 1 Uhr lag ich wieder mal in einem Bett. Nun genug vom Krieg.

Collnischken, 18. September 1914.

Der Marsch durch die Romintener Heide war hübsch, dieser Waldbestand großartig. Überhaupt. Ihr glaubt gar nicht, wie schön unser Ostpreußen ist, und nun überall ein Schutthaufen wie ein Racheschwur gegen die Russen.

Collnischken, 18. September 1914.

Bei Kannwiesen erbeuteten wir eine russische Bagage und dabei war ein tadelloser Offiziersmantel, wahrscheinlich von einem gefallenen Deutschen, ist zwar viel zu groß, aber dafür desto wärmer. Ihr sollt mal unsere Kerls in Seidenhemden rumlaufen sehn, aber fein. Was die Brüder alles mithatten, Damenschuhe mit haushohen Absätzen, Schals, Parfüm — und Nippesfiguren!

Einen Oberst fischten wir, der von zwei Kerls seinen Koffer schleppen ließ. Ängstlich bat er uns, ob er ihn behalten dürfe. Wir untersuchten ihn nach Waffen und gaben ihn ihm zurück. In der Freude seines Herzens schenkte er unsern Kerls alle seine Zigaretten. Was war drin? Wäsche, Trödel und eine tadellose Friedensuniform für Berlin. Nett sind auch die Erzählungen von den Einwohnern. Vor der Schlacht von Tannenberg fragten die Russen dauernd: «Wie weit Berlin? Offizier gesagt, drei Meilen, ist es wahr?» Drei Tage später in wilder Flucht. Auf die russischen Kosaken haben wir eine ganz besondere Wut, denn das sind Viecher, keine Menschen. Junge Bengels, die noch gar nicht dienen können, werden als verkappte Soldaten erschossen, alte Leute, junge Mädel mißhandelt und verschleppt, das verträgt selbst der gutmütigste Kerl nicht.

Doch auch nette Bilder findet man. Ein russischer Kapitän bat mich händeringend, ob er nicht mit seinem alten Feldwebel, der

schon den russisch-japanischen Krieg mitgemacht hat und die ganze Brust voll Orden hatte, zusammen sein dürfte. Ein Bruder sorgte in rührender Weise für den andern Verwundeten, immer wieder beteuernd: «Preußische Artillerie und Maschinengewehre sein fürchterlich.»
Als wir gestern in Rußland waren, schilderten die eigenen Einwohner uns, die Russen hätten alles weggenommen, Deutsche und Polen hätten sie ausgeplündert, Russen zurückgeschleppt und dann die Gehöfte ausgeraubt. Dabei Offiziere, und zwar deshalb, damit sie nichts zu zahlen brauchten.
Käthe fragt, wann es zu Ende ist, das weiß kein Mensch. Mein Bedarf ist gedeckt, aber wenn es sein muß, hauen wir weiter in altgewohnter Weise.

*

Peter Kirsch,
geb. 1. Juni 1876 in Weitershain.

22. September 1914.

Ich bin jetzt in A. in einer Scheuer bei den Pferden von unserm Zug, 14 Stück, da habe ich Zeit zum Schreiben. Noch recht gesund und munter, traue auf Gott und bin auch froh, daß die Merlauer Großmutter helfen kann. Wenn man hier ist, kann man sehen, was der Mensch auf der Welt ist. Seid einig zusammen, auf das Geld kommt es nicht an. Wir brauchen eben kein Geld, wir haben Freiheit, aber keine Zigarren und Tabak nicht. Seid so gut und schickt mir welche, ich schicke Euch Geld dafür, aber gute. Heute habe ich nicht mehr zu schaffen, wie zu essen und den zwei Pferden Wasser zu geben, die sind an einen großen Sack Heu angebunden, da müssen sie sich durchfressen. Gottseidank sind wir aus Deutschland raus, hier sieht es sehr verwüstet aus, es ist keine Chaussee mehr ganz. Hätten wir den Weizen, den Hafer, das Korn zu Haus, was wir unter die Pferde streuen, wir könnten 200 000 Mark lösen, was hier zur Streu dient. Seid hübsch einig und gesund beieinander. Auf Wiedersehn, so Gott will, vordem, daß es Frost gibt. So gut, wie es die feinen Herren aushalten, halte ich es auch aus. Wir sind eben wieder über drei Stunden von dem großen Schlachtfelde;

Schlachtlinie, die 150—200 km lang ist, 30—35 Stunden entfernt. Das könnt Ihr Euch nicht vorstellen und ist auch nicht nötig. Macht Eure Sache zu Hause gut in Ordnung, bis ich wiederkomme. Viele Grüße an alle. Es kann sein, wir sehen das Schlachtfeld überhaupt nicht mehr wegen dem Frieden.

5. Oktober 1914.

Gestern erhielt ich Deinen Brief vom 26. August, der mich sehr angriff, denn ich habe darin ersehen, daß Du mich treu liebst, welches ich auch gegen Dich tue, denn ich bin nur für Dich da. Es geht mir bis jetzt noch sehr gut, wenn ich auch schon viel Granaten platzen gesehen habe. Wir sind immer ziemlich weit weg davon mit unserer Munition. Ich träume jede Nacht von Euch, sage Otto, er soll brav sein, er soll Gott danken, wenn er seinen Vater wieder bekommt. Wir sind seit 21. September schon in A. ohne weiteres Herumfahren. Wir wissen es, wie wir uns hier zu verhalten haben, denn keiner büßte sein Leben gern ein. Ich habe noch gar nichts von zu Haus erfahren, es werden auch schon welche fehlen, wie ich in der Verlustliste gelesen habe. Schreibt mir einmal, ob Bella und Rosa noch brav sind, füttert sie gut. Wenn Ihr die Rosa gut verkaufen könnt, wenn Ihr hört, daß der Krieg zu Ende geht. Müßt mir aber sofort schreiben, denn ich habe hier einen schönen kräftigen Wallach, den werde ich nicht teuer kaufen, prima Pferd. Jetzt aber noch warten mit Verkaufen, darf einer bieten, was er will. — Meine Stiefel sind so weit zerrissen, Schuhe habe ich noch. Drei Paar habe ich gekauft gegen Bons. Briefpapier, Federhalter, Tintenfaß sofort schicken. Umkommen tue ich so leicht nicht, denn wenn es gilt, so wird geloffen. Ich bin hier ausgeruht, wenn ich heimkomm, kann ich wieder fest schaffen. Sage Herrn Wachtmeister einen kräftigen Gruß von mir und ich würde Paris schwerlich sehen, denn es verlangt mich mehr nach Merlau wie nach Paris, denn da habe ich als noch weiter als nach Hause, es sind immer noch über 200 km.

*

Werner Nowak,
geb. 6. Dezember 1898 in Kattowitz,
gest. 23. April 1918 nach Verwundung im Feldlazarett Douai.

Kattowitz, den 7. September 1914.

... Dann möchte ich Dich bitten, zuerst mit mir den Versuch zu machen, mich als Kriegsfreiwilliger ins Heer eintreten zu lassen. Ich habe jetzt schon oft gehört, daß man, wenn man es durchaus will, auch mit 16 Jahren eingestellt wird. Andererseits weißt Du ja, daß ich kein Schlappschwanz bin, der bei körperlicher Arbeit gleich zusammenklappt. Paul ist auch gestern abgedampft.

Kattowitz, den 12. September 1914.

Erst jetzt merke ich, was Du mit den Voraussetzungen meinst, die Du für den Eintritt ins Heer aufstellst. Da befindest Du Dich aber in einem gewaltigen Irrtum, wenn Du denkst, ich bin nicht mit Leib und Seele dabei, als Freiwilliger einzutreten. Ich bitte Dich also umgehend um Einwilligung zu meinem Eintritt ins Heer. Du wirst noch eher zustimmen, wenn Du erfährst, daß ich, wenn ich jetzt aus der Schule austrete, ohne weiteres Zeugnis für Unterprima erhalte. Das Alter spielt, wie ich sicher weiß, keine Rolle. Ich weiß, daß für Dich kein Opfer fürs Vaterland zu groß ist und hoffe darum bestimmt auf Deine Zusage.

*

Gustav Bolten,
geb. 24. März 1891 in Wewelsfleth,
gef. 2. September 1918 auf dem Mont-des-Tombes.

Bei B., den 14. September 1914.

Fast schien es, als wollte der Krieg uns sechs Brüder schonen, bis er jetzt mit rauher Hand das erste Opfer genommen hat. O lieber Vater, Dein Schicksal ist hart! Die ganze Zeit ist hart, und nur Persönlichkeiten werden unversehrt hindurchgehen durch diese Zeit, aber mit geläutertem Herzen. Mehr denn je fühlen wir, daß wir nicht allein unser Los zu bestimmen haben, daß eine höhere Macht — nennen wir es nach dem alten Herkommen ruhig «Gott» — über uns ist, gegen die wir schwächlich

sind. Und dennoch selbstbewußt sollen wir sein, wir sollen uns nicht unterkriegen lassen von unserm Geschick, sondern das Bewußtsein haben, daß wir unser Glück, unsere Seligkeit letzten Endes selbst formen können. Geschickt, zugeteilt wird uns doch immer nur unser äußeres Lebenslos, äußere Umstände; wie diese äußeren Umstände auf unser inneres Leben, auf unsere Seelen wirken, das können wir, glaube ich, selbst bestimmen. In diesem unablässigen Streben und Arbeiten werden wir stets neue Lebenslust und Arbeitslust gewinnen. So kann uns schließlich kein Leid unterkriegen, sondern wir werden Herr des Leides und gewinnen durch den Kampf selbst an Stärke und Kraft. Nur der Schwache und Ungläubige — natürlich ist das nicht im streng kirchlichen Sinn zu verstehen — wird von dem Leid besiegt, da er verzweifelt, in dem Glauben, das Böse regiere die Welt. Nein, abermals nein, das Gute, ein guter Zweck, Gott regiert die Welt.

*

Arnold Lequis,
geb. 2. Februar 1861 in Dillenburg.

Mein lieber Elwert!
Heute morgen erhielt ich Ihren Kartenbrief und bedaure sehr, daß Ihr Bein hat wieder amputiert werden müssen. Ja, das Vaterland hat viel von Ihnen, lieber, braver, tüchtiger Mann, verlangt. Nun hoffe ich sehr, daß jetzt das Bein bald verheilen wird und Sie ein gutes brauchbares, künstliches Bein bekommen. Schreiben Sie mir bald einmal wieder. Während ich Ihnen schreibe, steht meine Division in schwerem Gefecht gegen die Engländer, und wir wollen ihnen feste eins drauf geben, nachdem sie uns heute morgen angegriffen haben. — Besten Dank, lieber Elwert, für Ihre Glückwünsche zur Exzellenz. Vor allem aber wünsche ich Ihnen baldige Genesung und dazu den nötigen Lebensmut und Gottvertrauen.

Herzliche Grüße

Ihr alter General
Lequis.

*

Franz Adolf Châles de Beaulieu,
geb. 5. September 1880 in Demmin/Pommern,
gef. 1. Oktober 1914 beim Sturm auf La Chavatte.

Ortsquartier P——dorf 8 km östlich
Dieuze, 9. August 1914.

Wie schön war es, daß Du nun doch noch auf dem Bahnhof warst! So wirst Du mir ewig in der Erinnerung bleiben, wie Du winktest und schließlich den Blicken entschwandest. Und nun heißt's tapfer sein: ganz tapfer und nur noch den Blick geradeaus! Vorwärts mit Gott!

13. August 1914.

Mir geht's sehr gut! Alles Kriegerische darf ich nicht schreiben. — Das Tagebuch wird Dir einst alles sagen.
Unsere Gräben sind brauchbar eingerichtet. Doch die grenzenlose Hitze kaum tragbar. Dazu abends immense Mückenschwärme.
Geduld! Geduld! Dann kommt die große Entscheidung! Thünüs, Fuchs und alle wohlauf. Essen gut! Auf Wiedersehn!

22. August 1914.

Eine der blutigsten Schlachten liegt hinter uns, viel, viel schlimmer wie die bei Dieuze.
Wenn ich Dir sage, daß ich von meinen 260 Mann nur noch 105 zur Stelle habe, alles andere gefallen oder verwundet ist, wirst Du ermessen können, wie furchtbar das Schlachten war. Es gab kritische Augenblicke, die ich Dir nicht zu schildern vermag.
Ganze Gruppen wurden durch das Granatfeuer des Feindes zerschmettert. Mein zweiter Feldwebel ist nun auch schwer verwundet; nur noch zwei aktive Unteroffiziere habe ich in der Front.
Geh doch zu der Frau des Feldwebels Melzer 2. Kompanie, sie wohnt in der Kaserne. Ihr Mann bekam den Unterleibsschuß neben mir. Ob er noch lebt, weiß ich nicht, glaube es nicht.
Sage ihr, wie er tapfer immer an meiner Seite vorstürmte und dann neben mir fiel. Ich konnte ihm einige Erleichterungen im Feuer schaffen, wie Gurt öffnen. Dann trug er mir mit ersterbender Stimme Grüße an seine liebe Frau auf. Wie seine Gedanken bei ihr und seiner Mutter waren. So wie ich zur Ruhe

komme, schreibe ich ihr ausführlich. Jetzt bin ich vor geistiger und körperlicher Ermüdung nicht imstande dazu. Ich könnte weinen wie ein Kind um all die lieben Toten.

24. August 1914.

Zur Ruhe und Sammlung kommt man nicht: immer vorwärts, vorwärts heißt es, ohne Ruhe. Noch habe ich die Angehörigen der Gefallenen nicht benachrichtigen können.
Vorgestern ritt ich nochmals das Schlachtfeld ab, furchtbar, furchtbar. Fand noch gefallen den jungen Fahnenjunker der Kompanie und einen Einjährigen. Alle die armen Eltern ahnen noch nichts.
Wie unsere Division gestern in D. einrücken wollte, bekam sie heftiges Feuer. Gleich 12 Mann der vordersten Kompanie fielen. Der Ort wurde hartnäckig verteidigt.
Mit verglimmender Sonne traten wir an. Im Lichte funkelten die aufgepflanzten Bajonette. Schließlich war alles eine Hölle. Überall Detonationen von Benzin und Patronenlagern. Dann rückten wir um 10 Uhr abends durch den brennenden Ort. Teilweise laufend, da die Glut unerträglich, und die Giebel zusammenstürzten. Liegen nun im Biwak vor dem vernichteten Ort.

30. August 1914.

Heute, dachte ich, wäre Ruhe, ein dichter Nebel lag über der Landschaft. Wir haben uns eingegraben und müssen die Stellungen halten. Koste es, was es wolle.
Müssen warten, bis die Seitenarmeen weiter vorgerückt sind. So ist alles in größter Wachsamkeit. Mit Gewehr im Arm des Nachts. Mir persönlich gibt nachts ein kleines Zelt ein wenig Schutz. Daß der gestrige Tag so traurig enden würde, hätte ich nicht geglaubt. Mittags erschienen in Schwärmen die Ersatzleute auf der Höhe, um zu uns zu gelangen. Das veranlaßte den Gegner, umso nachhaltiger zu feuern. Wie viel frischen Mut brachten die neuen Leute mit! Es war eine Freude, es anzusehen. Dabei ein achtzehnjähriges Kerlchen, Fähnrich aus dem Kadettenkorps. 760 solcher Jungchens sind in die Armee eingestellt.
Nun waren noch keine Deckungen für die neuen Leute gegraben,

sie lagen überall, wo nur etwas Deckung war. 64 dieser Leute waren mir zugeteilt.
Plötzlich drei Schritt von meiner Deckung zwei furchtbare Detonationen und dann Gewimmer, Gestöhne! Drei Mann tot und 28 Verwundete, meist schwer, lagen herum. Oh, wie sah es aus! Gehirn, Gliedmaßen, Blut überall. Und wie jammerten die armen Leute. Nun, da sie hofften, mit den Rothosen abzurechnen, waren sie umgekommen.
Da kamen Deine Gaben. Du hättest sehen sollen, wie sie sich an allem freuten. Ich habe damit so viel Gutes gestiftet, und ich weiß, Du billigst es.
Bei dem Toten, dem neben meinem Pferd und Zelt die Hirnschale zerschmettert war, stellte ich fest, daß er fünf Kinder hatte. Noch war eine Karte bei ihm, wo er schreibt: «Liebe Frau und Kinder! Noch bin ich wohl!»
Heute (30. August) fing nun, als der Nebel sich etwas hob, ein wahnsinniges Geschieße bei den Bayern an, das zwei Stunden anhielt. Wir befürchteten schon einen Durchbruch.
Nun sitzen wir wieder in unseren Gräben, und über unseren Köpfen duellieren sich die Artillerien.

7 km nördlich Magnières 7. September 1914.

Der 5. September sollte schlecht enden. Am Nachmittag setzte eine wahnsinnige Beschießung unserer Schützengräben ganz vorn ein, daß ich das Schlimmste ahnte.
In einer kleinen Pause kam ein Mann mit stark verbundenem Kopf und meldete, daß oben noch mehr lägen. Ich rase also mit zwei Krankenträgern hin und finde hier den Fahnenjunker, bleich mit blutigem Auge und Gesicht und zerschmettertem rechten Bein. 17 Jahre war er — ein Kind noch — aus dem Kadettenkorps gekommen. Und nun so! — Daneben lag ein Toter und noch zwei Verwundete.
Das Jungchen, Sohn einer Witwe, verbiß heldenhaft den Schmerz und hatte nur die Frage, ob er bald geheilt sein würde und wieder mit könnte. Dann schafften wir ihn in eine Deckung, wo ihn der Arzt verband. Und dann ging's auf holprigem Leiterwagen zum Lazarett. Heute erfahre ich, daß wenig Hoffnung ist. Armer kleiner Held. Er hatte so frischen Mut. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn nach vorn kommandiert hatte.

28. September 1914.

Auf Pierremont donnern die Granaten. Überall wahnsinniger Lärm. Da reißt ein feindliches Geschoß zwei Leuten je einen Arm und ein Bein fort. Zugführer ruft in den Keller, wo alle in Deckung: «Freiwillige vor zur Beobachtung.» Alles bleich, einige zaudern. Da tritt als erster der Landwehrmann Müller vor: acht Kinder zu Hause, eins wird erwartet.
Bei Pierremont: ein Pole, der anscheinend Schnaps gefunden und angeheitert war, brüllte bei jeder Granate, die in seiner Nähe einschlug: «Hurra!»
In Pierremont: alles brennt und stürzt im feindlichen Feuer. Ganz dicht vor mir eine Henne mit ihren Küchlein, die bei jeder einschlagenden Granate ihre Kinderchen ruft und sie sorgsam unter sich nimmt. Idyll! Alles ist geschlachtet. Diese Henne hat der hungrige Soldat geschont.
Ferner noch ein Füllen, das in lustigsten Sprüngen in all den Trümmern herumspringt und immer wieder zu uns kommt, um sich füttern zu lassen.
Rührend vergelten die Leute durch Anhänglichkeit, daß man für sie sorgt. Da soll ein Wagen mit Verwundeten abfahren. Er hält nochmal. Ein Mann kommt zu mir: «Unteroffizier Grimm möchte sich nochmals von seinem Hauptmann verabschieden.» (Schuß durch beide Augen.)
Ein Mann der 174. war abgeschnitten auf Patrouille. Irrte fünf Tage im Walde umher, von Brombeeren lebend. Nahm von einem toten Franzosen dessen Uniform. Meldet sich (er sprach perfekt französisch) beim nächsten französischen Regiment. Spioniert alles aus und kommt dann nach Durchschwimmen eines Flüßchens wieder zum Regiment. — Dann ging er wieder zu den Franzosen und kam mit Berichten zurück.
Eben fängt die Regimentsmusik an mit lustigen Weisen. Alles elektrisiert. Ganz hinten Kanonendonner. C'est la guerre!

Bei Fresnois-La Chavatte 1. Oktober 1914.

Ich schreibe diesen Brief, im Walde als Reserve liegend. Vor uns Kampf. Angriff auf La Chavatte. Wir lauern auf Angriffsbefehl.
Gestern war wieder ein unendlich schwerer Kampftag. Die letzte Woche hat dem Regiment wieder 500 Mann Verlust gebracht.

Ein Unteroffizier der I. Kompanie ruft uns Offizieren zu: «Adieu, die Herren Offiziere vom I. Bataillon.» Ich trete hinzu und finde ihn, die rechte Hand und ein Fuß zu Mus zerquetscht. Er beißt die Zähne zusammen und murmelt vor sich hin: «Nicht schreien, nicht schreien, beiß die Zähne zusammen.»
Endlich werden meine und die vierte Kompanie rechts eingesetzt. Das ganze Bataillon ist aufgelöst in Schützen. Feuer prasselt über uns. Ich mache faule Witze, alle Geschosse gehen zu hoch. Schon ist die Dämmerung eingetreten, und noch ist Fresnois nicht genommen. Zwei Züge habe ich vorne hereingeschmissen; einen halte ich mir in Reserve. Wir gehen vor. Da bekommen wir Anschluß an eine zusammengeschossene Kompanie 174. Die andern müssen erst kommen. So heißt's Halt. Vor uns brennt Fresnois. Wir graben uns ein.
11 Uhr 30 Marsch. Noch unbeschossen. Aha. Die Hunde wollen uns erst näher heranlassen. Ich befehle Halt, ich habe den Anschluß und warte die Hessen ab. Da — endlich links Infanteriehörner, Trommeln schlagen. Das Zeichen! Bei mir sind die Tambours und Hornisten. Seitengewehre sind aufgepflanzt. Und nun los, 2. Kompanie marsch, marsch, Hurra! Tambours schlagen, Hornisten blasen, ein Höllenlärm.
Ein wahnsinniges Feuer schlägt uns entgegen; besonders aus der rechten Flanke. Doch keiner von uns feuert. Parole: die blanke Waffe. Manchen sehe ich stürzen. Weiter, weiter!
Mein Hauptaugenmerk ist der Reservezug, der auf 100 m folgt. Gerade sehe ich, wie auch er ins allgemeine Kampfgewühl nach vorne will. Mit Säbeldirektion, Brüllen, Pfeifen gelingt es, ihn wieder zu fassen und in die Hand zu bekommen, für Rückschläge.
Vorne laufen die Feinde, laufen, was die Lungen halten. Ein Stutzen, doch nur kurz, nochmals Hurra, die Stellung ist unser. Jetzt kam ich mit dem Reservezug, indessen die andern durchstoßen, bis zum andern Dorfrande. Noch öfter bekommen wir heftiges Feuer von zersprengten Franzosen. Fresnois ist unser!

*

Otto Quietmeyer,

geb. 9. Januar 1891 in Schönebeck/Elbe,
gef. 26. Mai 1915 auf der Lorettohöhe.

Brienne-sur-Aisne, im November 1914.

Acht Tage hatten wir in Dinant, dem zerschmetterten Weltbade im Maastale, gearbeitet, acht Tage hatten wir operiert, verbunden, abtransportiert, in all' dem unsäglichen Elend des Krieges eine kleine Oase des Friedens gebaut. Die zerschossenen Häuser, die verkohlten Leichen, schwelende Schutthaufen — ein unerträglicher Gestank. Die Männer erschossen, die Frauen und Kinder zum Teil verwundet, alle ausgehungert, in den tiefen, scheuen Augen noch das Irresein und die Angst. Aus den zerschossenen Kellern floß der rote Wein; die geborstene Wasserleitung verwandelte die Straßen in Moräste. Krachend stürzten von Zeit zu Zeit die ragenden Mauern, im dumpfen Knall dröhnten die Geschütze von Givet. Die Maas rauschte traurig unter den zerborstenen Brückenpfeilern. Gerade über der verschütteten Kathedrale stieg der Fels in die Höhe, oben das Fort mit den tiefen Granateinschlägen, und über dem Fort am langen Mast die schwarz-weiß-rote Fahne. Herrliche Farben, die so hell leuchteten in der Sonne, sich so stolz abzeichneten von dem blauen wolkenlosen Himmel. Die Natur so schön. Die breite blinkende Maas im steilen eingeschnittenen dunkelgrünen Tal. Und die Stadt so furchtbar. Kein Haus mehr eine menschliche Wohnstätte. Alles zerfetzt von Granaten, zersplittert von Schrapnells.
Im heiligen Kloster der Oblatenbrüder die zerfetzten Menschenleiber. Turkos und Sachsen, Zuaven und Gardeleute, algerische Schützen, Franzosen vom Regiment 218 und 273, belgische Artilleristen — alles dort, amputiert mit rot durchsickernden Verbänden, bleich, fiebernd, humpelnd, stöhnend. Frierende Araber mit deutschen Mänteln auf französischen Bataillonswagen von belgischen Einwohnern gefahren — ein buntes, buntes Bild.
Im Operationssaal herrschte eine drückende Hitze. Immer wieder wanderten die Instrumente in den zischenden Sterilisierapparat. Bahre auf Bahre zog herein, heraus. Die französischen Wunden, alle verjaucht und vereitert, mußten gespalten

werden. Tagelang hatten sie neben den Leichen auf den Feldern gelegen, ohne Verband, ohne Hilfe, ohne Wasser, ohne Brot. Und sie fühlten sich wohl bei uns.

Am Dienstag, dem 8. September, saßen wir beim Kaffee. Da kam der Befehl, binnen einer Stunde das Lazarett zu räumen. Wer Arzt ist, wer einmal Schwerverwundete gesehen hat, weiß, was es heißt, zweihundert Schwer- und so und so viele Leichtverletzte in einer Stunde zu evakuieren.

Im Moment stürzten wir davon. Das Lazarett verwandelte sich in ein Chaos. Die Schwestern packten die Instrumente, die Burschen räumten unsere Sachen zusammen. Die Düsseldorfer Feuerwehrleute, die am Tage vorher angekommen waren, stürzten sich auf die Kranken. In einer Stunde war alles wüst und leer. Stroh, blutige Lappen, schmutzige Bettbezüge, Uniformreste, alles lag noch als trauriger Rest. Und wir standen im Helm, umgeschnallt nach genau einer Stunde an den knatternden Motoren.

Branddirektor Petersen pfiff, vier Autos stoben mit uns davon. Wohin es ging, wußten wir nicht. Ein Dorf, ein Schlachtfeld nach dem andern flitzte an uns vorüber. Zertretene Felder, stehengebliebene Geschütze, dick aufgetriebene schwarze Leichen, Tornister, Gewehre, Artilleriemunition zu Tausenden, Konservenbüchsen — alles zeigte uns den eiligen Rückzug der Franzosen. Aber wohin sollten wir? Petersen sagte nichts, die Autos rasten.

Ja, eine große Schlacht mußte weit vorn im Gange sein. Givet war ja schon gefallen (31. August). Der kilometerlange Gefangenenzug war an uns vorbeigekommen.

Wohin? In den Wäldern ein furchtbarer Leichengestank. Immer weiter. Über Aubé, das dem Erdboden gleichgemacht war, nach Mariembourg.

Petersen pfiff zweimal. Wir wurden ausgeladen. Am 9. September blieben wir noch in Mariembourg, erhielten aber abends den Befehl, früh am nächsten Tage nach Chalons aufzubrechen. Donnerwetter! Chalons! Bis Reims waren es noch hundert und dann noch vierzig Kilometer. Und von Chalons bis Paris war es gerade noch mal so weit. Hurra! Herrgott, wie gut mußte es vorne stehen, wenn wir so weit vorkamen. Der nächste Morgen kam. Die riesigen Motoren knatterten schon, die Lastwagen zitterten leise wie vor Aufregung. Über der zertretenen Wiese noch leichte Nebel. Noch einige Befehle, ich als Transportführer auf das erste Auto. — Los. — Langsam zogen die Wagen an. Aber bald ging es schneller. Über Rethel, das einen furchtbaren Anblick bot, immer weiter nach Süden. Reims tauchte nach sechsstündiger Fahrt mit den klotzigen abgehackten Türmen seiner heiligen Kathedrale auf. An Forts, an Kasernen, Flugzeugschuppen vorbei bis auf den alten place royale. Wir bekamen auf dem Platz vor dem uralten eigenartigen Rathaus noch etwas Bier, etwas Brot und Wurst.

Aber komisch. Die Leute, sonst so devot und eingeschüchtert, waren auffässig. Zwei müde Gardeleute von den Elisabethern erzählten uns von enormen Verlusten, von taktischen Fehlern, vom Vorgehen der Franzosen. Unsinn, Unsinn, das konnte ja gar nicht wahr sein. Wir hatten ja Marschbefehl auf Chalons. Komisch, eigenartig. Riesige Kolonnen zogen an uns vorüber, so, wie wir sie nie gesehen. Wir fuhren wieder weiter. Immer neue Kolonnen. Da Artillerie, dort hinten auf Feldwegen Kavallerie, verflucht, was war das? Die Straße hatte sich festgekeilt. In drei Zügen strömten die Kolonnen nordwärts. Ich sprang ab, sprang an eine Batterie heran und fragte, was los sei.

«Stellungswechsel!» Gott sei Dank! Nur ein Stellungswechsel! Es wollte sich fast etwas Lähmendes auf unsere Seele legen, als wir fast an Rückzug gedacht hatten. Aber nein! Das gab's ja nicht! Stellungswechsel war es! Wir schämten uns. Langsam knatternd schoben sich unsere Autos durch das Gewühl dahin. Immer neue Massen, die Leute müde, zum Teil schlafend, hungrig, alle völlig stupide, teilnahmslos. Eine ganze Kolonne ritt verwundet einher, alle mit verbundenen Köpfen. Kurz vorher hatte eine Fliegerbombe hineingeschmettert, 35 Pferde, 5 Mann und 3 Wagen zerrissen. Dies war der Rest.

Da kamen wieder Häuser. Chalons. Gottlob, daß wir an unserem Ziele waren. Herrgott ja, wie sah denn das hier aus? Wir hatten allerhand schon gesehen, aber hier zog sich von neuem die Kehle zusammen.

Wie Spatzen im tiefen Schnee, so hockten hier die elenden Häuflein zusammen. Überall an den Gräben sitzend, an Zäune gelehnt, gegenseitig sich helfend, humpelnd, mit blutigen Köpfen,

zerschossenen Gliedern, mit bleichen, verbissenen Gesichtern, die tausend Sachsen und die zweitausend von der Garde.
Im Moment waren wir in einem Theater etabliert. Jeder von uns hatte seinen Tisch mit Instrumenten und Verbandsmitteln. An jedem von uns zog ein Strom vorüber. Sie waren so froh, neu verbunden zu werden, und wir so froh, helfen zu können.
Die Nacht war unruhig. Die Geschütze, die vom 19. Korps zurückgingen, donnerten endlos durch die kleine Straße. Als ich wach wurde, sah ich gerade die Großenhainer Husaren vorbeiziehen. Alles nördlich.
Donnerwetter, was war das nur!
Wir standen auf.
Stabsarzt Wiegand kam. Ihm war der Befehl zugegangen, im Militärhospital unser Lazarett aufzuschlagen. Durch ein Gewühl von Truppen schlugen wir uns zu einem großen Gebäudekomplex durch, von dessen sämtlichen Dächern schon überall die weiße Fahne mit dem roten Kreuz wehte. Ich wurde sofort in die Stadt geschickt, um zusammen mit Oberarzt Sperling sämtliche Verwundete, die sich in Chalons befanden, nach hier zu sammeln.
Ein hartes Stück Arbeit.
Im Rathaus lagen 60 Schwerverwundete. In den Hotels überall Offiziere, die sich aber alle schon zum Aufbruch rüsteten. Ein Major, nackt, den zerbrochenen Arm in einem riesigen Gipsverband, ließ sich in eine Decke schlagen und auf ein Geschütz heben. Als er mir die Hand gab, sagte er mir — ich möchte möglichst bald nachkommen. «Chalons ist geräumt.» So, nun wußte ich es.
Ich lief weiter, holte aus allen Häusern noch Verwundete, packte sie auf jeden Wagen, der noch vorbeifuhr. Ununterbrochen rollten die Artilleriesalven. Die Sonne schien fahl durch dünne Wolkenschleier. Es wurde immer dunkler. Langsam fing es an zu regnen. Ein ekles Gefühl stieg in mir auf. Herrgott, Herrgott, zurück! Das war ja unfaßbar.
Regiment 178 zog vorbei, ein grauer Hauptmann führte. Schlafend auf seinem müden stolpernden Pferd. Die 2. Kompanie führte ein Feldwebel. Das ganze Regiment war an die 300 Mann stark. Die Füsiliere grau, mit stumpfen, schlaffen Zügen, zerrissenen Uniformen, ein elender Anblick. Ich riß mich aus meinen Träumen, bekam ein Auto vom allerhöchsten Hauptquartier zu fassen und sammelte, was noch zu sammeln war.

Ich trommelte Stordeur noch aus dem Bett. Er wußte von nichts, hatte bis dahin geschlafen und machte ein jammerhaft klägliches Gesicht bei meinen Erklärungen.
Dann zum Lazarett. Ich kam keuchend an. Alles sah mich todernst an, alle etwas verlegen, feldmarschmäßig. Nun erfuhr ich auch noch schnell den Rest. Die Garde war zurück, das 12. Korps zurück, alles sollte zurück.
Öde lag das große Lazarett. Ein fader Gestank zog durch die langen Korridore. Vom Himmel stäubte ununterbrochen ein feiner Sprühregen herunter. Ununterbrochen rollte das Artilleriefeuer. Die Fenster klirrten, die Luft dröhnte.
Ich richtete alles zur Operation vor. Hohmann streitet sich mit der französischen Köchin, die nicht mehr parieren will, herum. Engelbrecht kommt ganz erschüttert von einem Rundgang durch die Säle zurück.
Herrgott! An Instrumenten hatten wir zwei Taschenbestecke, eine alte Säge und zwei ganz alte Messer zur Verfügung. Zwei lagen da mit feuchtem Brand. Die Glieder schwarz, verwest, mit dicken Blasen und von unerträglichem Gestank. Mir wurde unwohl, ich hatte Durchfall, bekam kalten Schweiß. Ich brannte Schwefel an und rappelte mich wieder auf. Wir operierten, ein Gasschlauch zum Abbinden, vier Klemmen. Es ging leidlich, der Patient ist durchgekommen.
Ein junger Unteroffizier kam als nächster auf den Tisch. Gasphlegmone im Oberarm. Ich wurde wieder ohnmächtig, kam aber bald wieder zu mir. Wir setzten den Arm ab. Mitten beim Unterbinden stürze ich wieder zusammen. Von den folgenden Sachen weiß ich selbst nichts. Engelbrecht merkt, daß ich Fieber habe, mißt und mißt 39,9. Läßt mich in's Bett tragen.
Die Nacht war ich sehr unruhig. Am nächsten Morgen wachte ich früh auf. Ich hörte viele Stimmen, sehe zum Fenster hinaus, ohne zunächst orientiert zu sein — und sehe den ganzen Lazaretthof vollgepfropft mit französischer Artillerie. Donnerwetter! Was war denn das! Langsam besann ich mich, wo ich war.
In französischer Gewalt.
Sie waren schnell gekommen. So hervorragend der deutsche Rückzug war, so gut war das französische Nachrücken. Mor-

gens am 11. September rückte die Vorhut in Chalons ein. In unglaublicher Sorglosigkeit saßen die Deutschen auf dem Markt beim Abkochen und wurden gefangen genommen. Ein Elisabether trat aus einem Bäckerladen, ein Brot im linken Arm. Vor ihm steht eine französische Chasseurs-à-cheval-Patrouille. Er läßt das Brot nicht fallen, aber schießt mit der rechten Hand dem Offizier seine letzte Kugel in die Stirn. Zwei Radfahrer von den sächsischen Ulanen kommen friedlich daher gefahren mitten in die ganze Gefangennehmerei. Einen schießen sie vom Rade, der andere kommt noch fort. Im ganzen wurden an die 3000 Mann in Chalons gefangen.
Ich hatte mir alle Einzelheiten schnell erzählen lassen, mich fertig gemacht und folgte einem Gascogner Stabsarzt, der mir den Befehl brachte, ein Lazarett in der sogenannten Ingenieurschule zu übernehmen. Gleich als wir unser Hospital verließen, schoß ein französischer Eindecker in herrlichem Sturzflug hernieder, sah französische Uniformen in Chalons, gab befriedigt wieder Vollgas und knatterte weiter nach Norden.
Du armes, armes Deutschland!
Wieder zog ein Flugzeug über uns dahin. Die Chasseure stürzten zu den Gewehrpyramiden. Ja, jetzt sah ich auch, daß es ein deutscher Doppeldecker war. Der Flieger zog in ungeheurer Höhe seine Bahn. Ein Wahnsinn war es, zu schießen. Aber die Franzosen hatten Freude daran. Ohne Unterlaß knatterten die Schüsse, auf allen Balkons, Dächern saßen feuernde Franzosen, und die Kugeln pfiffen so, daß es dem Gascogner und mir nicht behaglich war.
Wir kamen auf einen freien Platz. Ein peloton de chasseurs war angetreten, um dem Flieger noch eine Salve nachzuschicken. «Trop haut», rief ich. «Bon, c'est vrai», sagte der Korporal, und die Leute setzten grinsend ab. Wir kamen leidlich weiter. Überall wehte die Tricolore, überall blumengeschmückte Mädchen, sieges- und absynthtrunkene Linientruppen.
Wir traten in ein riesiges Gebäude, das Lazarett, wozu ich kommandiert war.
Eine Hölle!
Verzweiflung, Leid, Schmerz, Tod, Hunger, Durst, Wahnsinn und dumpfes Brüten — alles kam hier zusammen zu einem grauenhaften Elend. Keine noch so blutige Schlacht kann so

furchtbar sein. 600 schwerverwundete deutsche Gefangene. Gefangensein ist schlimm, verwundet sein ist zu ertragen. Beides zusammen erscheint anfangs unerträglich. Das Grausen, das mich dort gepackt, wird mich mein Leben nie verlassen. 600 deutsche verwundete Gefangene!
Auf Stroh, auf Mist, auf bloßem Stein, in Lumpen gehüllt lagen sie. In einer Ecke lag ein Sterbender, sein Nachbar hatte den Arm verloren, er hatte den blöden Irrsinn in den funkelnden Augen, brüllte wie ein Tier, schlug den Sterbenden, schlug mich und riß immer wieder den Verband von seinem Stumpf. Und der dritte! Ein Ausbläser hatte ihm das Gesicht weggerissen. Alles weggerissen, wo sonst ein frisches, junges Gesicht mich hätte ansehen sollen. Dort lag einer mit ganz zerschmettertem Oberschenkel, das Bein lag ganz quer aus dem Bett heraus. Viele hatten tagelang nicht gegessen, nicht getrunken. Unfähig, zu gehen, hatten sie das Stroh verfault unter sich liegen lassen und immer neue Lumpen zum Bedecken gesucht.
Mein Morphiumvorrat war bald zur Neige.
Und immer wieder mußte ich spritzen, die Leute damit ruhig zu stellen. Es wurde Nacht. Eine schaurige Nacht mit heulendem Sturm. Müde wollte ich zum Schlafen gehen. Ich hatte den ganzen Tag über nichts zu essen bekommen, ach, jetzt fiel mir ein, daß ich ja eigentlich krank war. Ein Hauptmann vom Regiment 102, von Porsch, gab mir eine Decke. Ich legte mich in eine Ecke und schlief.
Am nächsten Morgen wachte ich auf. Zu waschen gab es nichts. Zu essen nichts. Der Sturm hatte sich gelegt, aber ein wahnsinniges Artilleriefeuer schmetterte durch die Luft.
Ob wohl die Garde wieder kam?
Noch in den frühen Morgenstunden nahm das Feuern ab. Bald kamen jubelnd einige Infirmiers zu mir: Kluck hätte kapituliert.
Daß ich's geglaubt habe, war schwach von mir. Geglaubt hab' ich's, und das tat weh. — Ich schauderte, in die Säle gehen zu müssen. Ich hatte nichts mehr, keine Schere, kein Messer, kein Opium, kein Morphium.
Ein Oberstabsarzt Professor Mr. André aus Nancy kam und bot mir seine Hilfe an. Wir operierten bis zum Abend. Ich schlief nachts mit der Narkoseflasche in der Hand ein. — Am

nächsten Morgen war ich früh auf den Beinen. Ich hatte keine Eindrücke mehr, ich war stumpf gegen alles geworden. — Die Franzosen überboten sich, uns mit Neuigkeiten zu versorgen. Die kaiserlichen Prinzen gefallen, der Kaiser wahnsinnig, die Kaiserin geschieden. Die Russen in Breslau, Posen und Berlin, die deutschen Armeen bis zum Rhein zurückgeworfen, das Niederwalddenkmal bereits zerstört.
Die Tage schlichen elend dahin. Am 18. kam ein Kanonier und brachte uns unter vielen höflichen Worten den Paß zur Schweiz. Wir hätten unsere Pflicht getan und mehr und dürften nun wieder nach Deutschland.
Wir tanzten wie kleine Kinder. Lachten, vergaßen alles. Packten unsere wenigen Sächelchen, und von zehn Bajonetten begleitet ging's zum Bahnhof. Es waren elf Tage ununterbrochener Fahrt. Auf der Karte ein ansehnlicher Kreis. Die ersten drei Tage saßen wir in ein und demselben Abteil. Wir rollten durch die öden, reizlosen, melancholischen Gefilde Nordfrankreichs. Sahen die Seine mit den üppigen Palästen, mit den herrlichen, im Herbstschmuck leuchtenden Gärten. Sahen den riesigen Waldbezirk vor Orleans, sahen die Loire, die alte Kathedrale der alten historischen Kampfstadt.
Wir gingen immer mehr nach Süden. Immer friedlicher und üppiger wurde das Land. Reiche Felder, schwer tragende Obstbäume, satte Wiesen und dunkles fettes Ackerland. Wir sahen Lyon, sahen die Rhone, fuhren durch das wilde phantastisch schöne Rhonetal, sahen Genf, im Abendschein den See, durchrasten im D-Zug die gastliche Schweiz, sahen Basel im Morgenschein und sahen die Grenze.
Deutschland!

*

Ludwig Pankoke,
geb. 13. Juli 1892 in Herford,
gest. 9. November 1914 nach Verwundung in Königsberg.

Blaszkowitschka, den 21. Oktober 1914.

Mittags von 1/22 Uhr bis 5 Uhr war ich auf Patrouille. Ungefähr 1000 Meter Weg nach dem Feinde hatte ich mit meinen

beiden Begleitern zurückgelegt, als das Gelände schwieriger wurde. 500 Meter vor dem Feinde trennten wir uns und gingen je mehrere hundert Meter auseinander. Auf dem Bauche vorgehend, sah ich vier bewaffnete Russen, ebenfalls auf Patrouille, auf mich zukommen. Hinter dem Grabe eines gefallenen Grenadiers Deckung suchen, war das Werk eines Augenblicks. Die Russen hatten mich nicht gesehen und kamen ahnungslos auf mich zu. Ich ließ die vier auf 40 Schritt herankommen. Nun galt es mein Leben oder das der Russen. Für einen Augenblick schloß ich die Augen und machte mein Gewehr zum Schuß fertig. Ein Krach — und der Vordere der Russen lag in seinem Blute. Die drei anderen schossen wie der Blitz zurück. Einer ließ sein Gewehr, der zweite seine Mütze fallen. Ich ließ sie laufen. Auch sie leben gerne weiter und freuen sich auf die Rückkehr in ihre kaukasische Heimat. Geduckt schleiche ich mich an meinen gefallenen Feind. Er war ein Hüne von Gestalt und gehörte zum 237. kaukasischen Infanterieregiment. Die Kugel war ihm durch die Brust gegangen. Schwer röchelnd lag er vor mir im Todeskampf. Ich löste meine Feldflasche und tröpfelte dem Armen den Rest meines kalten Kaffees auf die Lippen. Langsam öffnete er die Augen und sah mich an, sah mir einen kurzen Augenblick ins Gesicht mit einem Blick — vielleicht einem des Hasses, vielleicht auch einem der Dankbarkeit für die Erfrischung — den ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde. Dann warf er sich auf die Seite. Ein Blutstrom entquoll seinem Munde, ein kurzes Röcheln noch, und er hatte ausgelitten. Armer Kerl, auch du starbst den Tod für dein Vaterland!

*

Hermann von Rohden,
geb. 10. November 1887 in Hagenau/Elsaß,
gef. 3. September 1918 in Bussy.

R., 23. September 1914.

Ich bringe Dir als Geschenk die Mitteilung, daß ich heute endlich das «Eiserne» erhalten habe! Dreimal war ich vorgeschlagen, und immer zerschlug sich's, weil die betreffenden Instanzen fielen oder verwundet wurden. Bei Paris tobten schwere

Kämpfe. Heute früh wurden wir aus unserem Gefängnis für 18 Stunden zur Restaurierung hier runter ins Dorf entlassen. Ach, welch ein Genuß, sich wieder waschen zu dürfen! Ließ mich eben in der Kirche von einem Sanitäter, der im Zivilberuf Friseur ist, in einem Beichtstuhl rasieren und auch die filzigen Haare schneiden — man fühlt sich wie neugeboren. Morgen früh geht's wieder rauf in die Linie — womöglich zum Angriff. Die nächsten Wochen müssen ja die Entscheidung bringen. — — Ersatzbataillone ziehen durchs Dorf. Wir lächeln, wenn wir die neuen Kleider sehen — die glattrasierten Gesichter und die neugierig fragenden Augen. Unser Kostüm ist zerfetzt, grauweiß, fleckig, total schmutzig. Ich trage eine herrliche, gerippte Franzosenweste mit — *einem* Knopf! Aber ich teile auch redlich, brüderlich, christlich, wie uns Jungens der Vater lehrte.

Ich kann mich immer noch nicht beruhigen über Brunos und Willis junges Sterben. An mich selber denke ich so wenig, immer an die armen Eltern — wie weh muß das tun. Aber auch stolz können sie sein. Wann und wo fiel er denn? Wie, das frag' ich nicht; ich weiß seinen Platz: 30 Meter vor den Seinen.

«Mitten wir im Leben sind,
«Von dem Tod umfangen!»

Hurra, das Leben! Tod, wo ist dein Stachel?

W., 19. Oktober 1914.

Wenn Du den Jubel sehen könntest, wenn die Post kommt! Wie Frösche ins morastige Wasser, so springen wir hinunter in unsere düsteren Löcher und verschlingen bei mattem Kerzenschein Lektüre, Nüsse und die andern Ge—nüsse.

Die alten (bis 44 Jahre) wie die jungen Remonten verwöhnen mich, wo sie können. Alles drängt sich zu freiwilligen Patrouillen. Unser Bau ist soweit ganz gut; daß die Mäuse mitunter mein Gesicht als Rodelbahn benutzen, mopst mich weniger als die Harztropfen, die von den traurigen Baumstämmen über meinem Kopfe herabgeweint werden.

*

Karl Metzger, unbekannt.

Will Euch heute ein kleines Erlebnis schreiben. Am 2. Oktober 1914 machten ich und drei Mann eine Patrouille gegen den Feind. Wir kamen in ein Gehöft, wo zwei Stunden vorher der Feind noch war und ein Gefecht stattgefunden hatte. Ich suchte mit meinen Leuten das Gehöft vorsichtig ab. Da auf einmal hörten wir etwas wimmern, sofort gingen wir drauf zu, in einem Nebengebäude einer Scheune machten wir die Türe auf, und wer lag da? Zwei schwerverwundete Franzosen, der eine hatte einen Schuß im Bauch und der andere einen furchtbar zersplitterten Fuß, von einem Granatsplitter. Wir hatten so richtig Mitleid mit den armen Kerlen, und wie hatten sie Angst vor uns! Aber wir taten ihnen nichts, sondern verbanden sie, so gut wir es eben konnten, und reichten ihnen Wasser und Pfefferminz zur Erfrischung. Ihre Augen leuchteten vor Dankbarkeit. Wir führen nur Krieg mit der bewaffneten Macht.

*

Ludwig Dörr,
geb. 6. Januar 1885 in Weichartshain.
gest. 13. März 1916 im Lazarett Frankfurt/Main.

12. September 1914.

Wir haben jetzt sechs Tage im Gefecht gelegen. Heute sind wir hier, ich weiß nicht, wie die Stadt heißt, einquartiert. In einem Herrschaftshaus. Der Mann ist anscheinend General der Gendarmerie. Die Leute sind aber nicht da, haben scheint's Angst vor den Deutschen. Wenn sie geblieben wären, hätten sie klüger getan, dann wären ihre Sachen in Ordnung geblieben. Es liegt hier alles durcheinander. Wir fühlen uns hier heimlich, haben gebacken und gebraten, das ist ein ander Leben, wie die ganze Woche im Feld auf der nassen Erde. Es wird einem immer die Zeit lang, bis man wieder etwas von zu Hause hört, wie es mit dem Vieh, den Kindern, der Arbeit steht — Korn säen — Du wirst auch nicht viel Zeit haben zum Schreiben. Du mußt halt sehen, wie Du fertig wirst. Schreibe mir wieder, ich bin froh, wenn ich meinen Namen höre, so weiß ich doch, daß Du mir

geschrieben hast. Die Schweine müssen auch wieder geworfen haben. Hoffentlich wird es doch nicht mehr so lange dauern, bis ich heimkomme. Ich gratuliere Thea und Gertrudchen zum Geburtstag.

7. Oktober 1914.

Am 12. September 60 Mark geschickt, am 2. Oktober 30 Mark. Hoffentlich wirst Du es gut brauchen können, und für mich hat es keinen Wert. Geld ist hier Nebensache, bekomme jeden Tag Geld, trotzdem verbrauche ich keins. Wenn man wirklich hier etwas haben will, kann man es nicht bekommen, ob man auch das Geld auf der Hand hat. Du wirst doch viel zu bezahlen haben, mehr als man hier weiß, Du wirst es schon an dem rechten Platz anwenden, darüber brauche ich mir gar keine Gedanken zu machen. Dafür kenne ich Dich schon, solange wir zusammen sind. Keine Kapitäler können wir nicht machen, wenn wir nur das bezahlen können, was wir müssen. Schreibe mir auch mal, ob Du Unterstützung bekommst, und wie viel — was wir wieder an Frucht auf dem Speicher haben, wo ich das Stroh und das Grummet hingetan habe. Ich habe heute viel Zeit und viel Papier, aber nicht viel zum Draufschreiben, wie es hier geht, kann man nicht alles auf Papier schreiben, alles mündlich, wenn ich wieder glücklich nach Hause komme. Aber es wird noch eine Zeitlang dauern.

*

Hans Köpf,
geb. 11. Januar 1887 in Böbing,
gest. 8. Oktober 1914 im Lazarett St. Quentin.

St. Quentin, den 4. Oktober 1914.

Will Euch hiermit noch ein paar Zeilen übersenden. Jedoch sind diese vielleicht für Euch nicht allzu erfreulich, denn ich bin seit 25. September durch einen Granatsplitter verletzt und wurde dadurch der rechte Oberarm abgeschlagen. Liege seit 28. September in St. Quentin im Lazarett unter bester Behandlung seitens der Ärzte und barmherzigen Schwestern und Brüder. Nur eines, meine Lieben, Ihr dauert mich sehr, kommen tue ich nicht mehr. Bitte weinet nicht so sehr, denn ich habe den schönsten Tod auserwählt, den Tod für Gott, König und Vaterland.

Darum bitte ich Euch, seid getrost. Vor allem wünsche ich Euch Glück und Segen und werde für Euch stets beten, damit es Euch hier auf Erden gut geht und einstens zu uns allen in den Himmel kommt.

*

Richard Ernst Vocke,
geb. 19. März 1890 in Belzig,
gef. 30. Oktober 1914 bei Vailly.

Rouge maison, 1. Oktober 1914.

Liebe Mutter, ich schreibe in meiner Wohnung, das ist eine Höhle, die einen Meter unter der Erde beginnt und etwa 1,75 Meter tief ist, im ganzen also 2,75 Meter unter die Oberfläche der Erde reicht. Wir sind an der Durchbruchsstelle aufgestellt, d. h. an der Stelle, wo die einzige Möglichkeit für den Feind besteht, durchzubrechen, um sich vor der gänzlichen Einkesselung zu retten. Unsere Verschanzungen mit eingebauten Maschinengewehren und Artillerie hinten sind aber so stark, daß aller Voraussicht nach jeder noch so kräftige Durchbruchsversuch mißglücken wird. Wir warten ab; die Flügel haben die Aufgabe, den Feind — hier hauptsächlich Engländer — gegen uns zu drücken. Gelingt ihnen dies, dann Gnade ihnen Gott! Die gegen uns anlaufen, sind erledigt. Die Wut könnt Ihr Euch nicht vorstellen, die in uns steckt. Die Sorge um sich selbst bleibt zurück. Man gehört nicht sich selbst, sondern als Glied eines Ganzen dem Vaterlande, wir alle, auch Ihr. Wir sind eine große Familie, die für ihr Dasein kämpft. Einige müssen sich opfern, damit das Ganze leben bleibt. Wer den Tod stirbt für eine gerechte Sache — in diesem heiligen Kriege stirbt, hat keine Schuld mehr auf Erden. Hat man denn überhaupt einen Verlust, wenn man das irdische Leben durch den Tod verliert? Gewinnt man nicht vielmehr durch den Tod das Köstlichste, das ewige Weiterleben? Ich kann den Schmerz einer Mutter nicht ermessen. Ich kann ihn ahnen, er muß ungeheuer sein. Die

Mutter muß sich sagen, mein Sohn ist nur vorzeitig gegangen, er hätte uns den Vortritt lassen sollen. Nun er aber einmal fort ist, gewöhne ich mich daran. Ich komme ja doch einmal wieder mit ihm zusammen und dann für immer. Ich kann ihn zwar nicht sehen, ich weiß aber, daß er doch immer bei mir ist. Ja, das weiß ich ganz bestimmt, denn als er noch hier war, hat er mich lieb, über alles lieb gehabt. Wie kam es doch, daß er fortging? Ja so, wir hatten Feinde, eine ganze Anzahl; sie beschimpften uns und wollten uns Schande anwerfen, unsere Ehre, unser Land nehmen und unser Leben aussaugen. Wir wären erstickt worden, wie durch eine Schlange, wenn wir nicht Widerstand geleistet hätten. Das haben unsere Söhne voraus erkannt, und darum haben sie sich zusammengetan und aufgemacht, ihr Leben einzutauschen gegen das Leben ihrer Eltern.

Siehst Du, liebe Mutter, so mußt Du denken. Verarge mir bitte nicht, daß ich in die heiligsten Gefühle einer Mutter eingreife, ich tue es, um Deine Sorge überwinden zu helfen. Ich bin froh, daß ich mich durchgerungen. Ich bekenne, daß mir der Anfang schwer, sehr schwer gewesen. Ich will siegen helfen, falle ich, dann weiß ich, daß es für eine Sache wert war, das Leben dafür einzusetzen. Darf ich zu Dir zurückkehren, um mit Euch weiterleben zu können, so will ich Gott auf den Knieen Dank stammeln. Ich bin müde geworden, ein bissel ruhen mag ich, ich fühle, wie sich langsam meine Hände finden, die Finger ineinandergleiten: ich will zu meiner lieben, lieben Mutter zurück, hörst Du mich wohl? Für Vater und Dich, liebe Mutter, die herzlichsten Grüße von Deinem

Jüngsten.

*

F r i t z D a m k ö h l e r,
geb. 7. Juli 1886 in Helmstedt/Pr.,
gef. 27. Oktober 1914 bei Fay südw. Péronne.

10. Oktober 1914.

Seit dem 8. Oktober trage ich nun das Eiserne Kreuz. Es ist ein stolzes Ehrenzeichen. Deinen lieben Brief und das Paket habe ich erhalten und mich sehr gefreut. Ich komme mir fast undankbar vor, daß ich Dir so wenig schreibe. Aber Du glaubst nicht, wie schweigsam man hier wird und wie einfach. Die Erlebnisse surren einem im Kopf herum, ohne daß man sie im Zusammenhang auf Papier bringen könnte. Ordentlich seltsam kommt einem auch die Sorge vor, von der Du schreibst und Deine Liebe. So wird man hier draußen, das schönste und beste Mädchen könnte mir begegnen, und ich schaute nicht zur Seite. Unsere Liebe, das fühlt man, ist dieselbe. Nur kann man sich nicht so hineindenken, wie früher im Frieden. Der Krieg ist rauh, nur Männer sieht man, und mit dem Tode liebäugelt man täglich. Da liegt die Friedenszeit ferne, wie im Nebel irgendwo: Du wirst mich verstehen. Seit dem 25. September liegen wir in den Schützengräben immer wechselnd zwei Tage und zwei Nächte in der vorderen Linie und zwei Tage und zwei Nächte etwa 200 m zurück als Unterstützung. Das Wetter ist gut, nur nachts ist es saukalt. Das Frieren und Zähneklappern hat man schon gelernt. Gottseidank bin ich bei guter Gesundheit. In der Gefahr halten die Leute zu mir, weil sie wissen, daß das, was ich da mache, Hand und Fuß hat.

Nun kann ich ruhig sein. Was hat man im Frieden schon für Sorgen gehabt! Jetzt will man gar nicht sterben und muß es vielleicht doch. Du schreibst, Du wolltest mich besuchen, dann im Lazarett. Was seid Ihr Frauen für Geschöpfe. Lange würdest Du wohl auf eine Nachricht warten. Am liebsten käme ich gesund heim, aber wer weiß, vielleicht beißt man heute noch ins Gras.

Péronne, 24. Oktober 1914.

Du schreibst in Deinem Brief, wie wir hier draußen es nicht verstehen können. — Friede! — Hinter uns liegt eine schreckliche Spanne Zeit, und vor uns liegt die Gefahr. Feldbefestigungen bei uns und beim Feind. Der Soldat weiß, was das bedeutet. — Blut! — Schreckliche Kampfesmomente, ungeheure Erbitterung und Wut. Es naht sich wieder der 25. — Das heißt für uns bisher «blutiger Tag».

Immer haben wir da die ärgsten Verluste gehabt und die schwersten Gefechte. Jetzt paßt es gerade wieder, daß wir am 24. abends in die vordere Linie kommen. Möglich, daß wir am 25. die feindliche Stellung nehmen müssen. Allerlei Gedanken

gehen einem da im Kopf herum, und da drinnen will eine Ahnung nicht still werden. Aber zaghaft zu werden deshalb, gibt es nicht; viel eher rennt man wild darauf los.

Von früheren Zeiten schreibst Du, von unseren schönen Wanderungen. Man liest es, man hört die Erinnerung, aber in der Brust sitzt etwas, das einem das tiefe Gefühl abpreßt. Man hört die Erinnerung. Und doch kennt man die alte Liebe, weiß, daß sie nicht vorbei ist. Man ist äußerlich abgestumpft. Trotz allem aber wandert man abends hinaus, wenn die Sonne zur Rüste geht oder auch nur ein schwaches Schimmern eine Ahnung erwachen läßt von ruhiger Zeit im Weltensein. Dann weitet sich wohl die Brust, und ein tiefer Seufzer erleichtert die Last, die einen drückt. Ein Bild der Heimat steigt auf. Für einen Augenblick flutet das Licht sonniger Zeiten durch die Sinne, aber gleich möchtest Du die Hand schattend über die Augen legen; denn das, was sich da regt, ist so übermächtig, es droht, Dich zu ersticken. Weich werden ist nichts für einen Mann, und gleich kommt ganz ungerufen der Gedanke an die kurz bemessene Frist. «Wie lange noch?» Du siehst die Kameraden, wie sie sich winden in gräßlichen Schmerzen, wie sie heldenhaft einer den andern verbinden und der eine mit zerschossenem Bein sich stützt auf seinen Kameraden mit wundem Arm. Das Gewehr als Krücke, so wandern sie zurück. Halbverbrannte Granattrichter und aus schwarzer Nacht hörst Du den durch Mark und Bein gehenden Hilferuf eines Schwerverwundeten — dort aber liegt vorgeschoben der Feind.

Vom Schützengraben habe ich rückwärts geschaut auf den großen Wald des Schlosses D.— Eichen, Erlen, Buchen, Ahorn gemischt. Auf allem die Oktobersonne an einem stillen, warmen Herbstnachmittag, wo daheim noch der Altweibersommer silbern durch die Luft zieht und mit seinen Fäden Gedanken spinnt, die weit hinauseilen in die Zukunft und aus der Gegenwart manches ergründen wollen. Wohl zog auch da Ruhe durchs Gemüt. Wie sonnig war das Bild der Heimat, das da im Geiste aufstieg. Jugendzeit und Jahre der Reife! Im Fluge ziehen sie vorüber und sind doch beständig durch den Hauch der Erinnerung, die als letztes immer bleibt, tröstend, belebend und mahnend.

Solch lange Zeiträume gleiten im Augenblick dahin, nur dies kleine «Wie lange noch?» will Dir nicht aus dem Sinn, überall

einmal taucht es auf, gerade dann, wenn Du es nicht brauchst, und legt sich Dir auf das Gemüt. Brauchst Dir keine Mühe zu geben, es abzuleugnen und abzuschütteln. Du bist Mensch und kannst dem, was menschlich ist, nicht entgehen. So wenig Du Dich zu schämen brauchst, Deiner Liebe zu Gott und zu Deiner Mutter, so wenig brauchst Du unruhig zu werden bei dem Gedanken an Deine Frist. Die Pflicht kennst Du und niemals würdest Du Dich ihrem schweren Rufe entziehen. Nun glaubst Du es nicht, daß wir «einfach» geworden wären hier draußen? Vergiß nicht, daß dieser Brief seit dem August zum erstenmal wieder einen Überblick oder einen Ausschnitt gibt, und daß er nach sechs Tagen Quartier geschrieben ist. Da kommen Augenblicke, wo es einen zum Schreiben drängt. Dann ist für lange Zeit Ruhepause. Gleich, als schriebe man sich die Seele rein von aller Last. Nur verständlich den verwandten Seelen, die nicht im Alltag allein Genüge finden, sondern bei Gelegenheit mit wahrer Gier höher hinaufsteigen, dorthin, wo Stille herrscht und ein ruhiger feingestimmter Ton der Seele den langgesuchten Frieden gibt.

*

Wilhelm Messerschmidt,
geb. 26. Mai 1878 in Werdorf bei Wetzlar,
gest. 20 Oktober 1933 in Hagen-Haspe/Westf.

Im Schützengraben bei Lens, 24. Oktober 1914.

Wir haben unsere 21 Toten vorgestern an den letzten Häusern von Lens begraben. Nebeneinander liegen sie hier, ihre letzte Ruhestätte ist mit Kreuzen, welche die Namen tragen, mit Helmen, Topfpflanzen und Blumen von liebevoller Kameradenhand geschmückt. Zunächst der Straße ruht der Gefreite Baetz, im bürgerlichen Leben Pfarrvikar. Als letzten legten wir zur Ruhe in fremder Erde den Gefreiten Kotzken, geboren in Antwerpen, hatte bereits zehn Jahre in der Fremdenlegion gedient, war im August auf der Landstraße aufgegriffen und in die Kompanie eingestellt worden. Dank seinen Sprachkenntnissen, seinen Erfahrungen im Kriege, im Requirieren, Kochen usw. war K. meine rechte Hand geworden und für mich in unüber-

trefflicher Weise besorgt. Für seine Tapferkeit und Umsicht namentlich auf gefährlichen Patrouillengängen hatte er das Eiserne Kreuz erhalten. Am Dienstag überbrachte er trotz wiederholter Warnungen in der Feuerlinie aufrechtgehend die Befehle, bis er von drei Herzschüssen getroffen wurde. Für seine Kameraden gab er das Letzte her, und es will mir scheinen, daß er unter die Verheirateten sogar seine Löhnung verteilt hat. Denn als man mir außer der Erkennungsmarke auch den Geldbeutel brachte, fand ich darin nur das E. K. und einige Pfennige. Und Gelegenheit zum Geldausgeben hatte er in keiner Weise. Mir tut der arme Kerl, der weder Heimat noch Angehörige kannte, besonders leid, unter den neuen Verhältnissen scheint er ein neues Leben beginnen zu wollen.

*

Friedrich Tröller,
geb. 11. Dezember 1876 in Merlau.

Santes, 30. Oktober 1914.

Hätte gern schon längst einen Brief geschrieben, aber die Zeit erlaubte es nicht, und wenn manchmal die Zeit da war, dann war ich so müde zum Umfallen und Herz und Sinnen waren nicht beieinander zum Schreiben. Ach was ist das Jammer und Elend hier in Frankreich durch diesen unglücklichen Krieg! Kommt man durch ein Dorf, so stehn die Mütter in den Türen mit einem kleinen Kind auf dem Arm, und die andern stehn daneben und halten sich an der Mutter und schauen die fremden Soldaten neugierig an. Vorige Woche machten wir bei einem Dorf Halt, da standen auch Frauen und Kinder, es zog mich zu ihnen hin, ich umfaßte das Kleine, es war so klein wie Anna, und hob es in die Höhe. Die Frau schaute mich mit Tränen in den Augen an, ich verdeutschte es ihr, daß ich auch solche zu Hause hätte, sie antwortete mir, daß ihr Mann auch parti guerre sei, d. h. er ist auch im Krieg. Und keine Nachricht hat sie von ihm erhalten, es ist schrecklich. So geht es beim Feind und beim Freund.

*

August Schlosser,
geb. 9. Dezember 1877 in Zell.

3. November 1914.

Ihr Lieben habt keine Ahnung, was Krieg heißt, das habe ich erst jetzt in den Tagen erkannt. Mein Gemüt war zu weich, aber wenn die Not an den Mann geht, wird es von selber anders. Ich habe schon manchen Mann und manche Frau unter Tränen gesehen, und mein Herz ist sofort bei Euch zu Haus. Aber Hunger lernt Kohlen kauen. Da wird ein Huhn, eine Gans vom Hof weggenommen und gekocht mit Kartoffeln, es ist ein Essen, ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, daß so täglich Brot eine große Gabe ist, und hier mitunter so wenig vorhanden, den einen Tag im Überfluß, 2—3 Tage später hätte man gern, wenn da wäre.
Liebe Frau, hast Du die Brosche von Wiesbaden erhalten mit meinem Bild? Wie steht es bei Euch zu Hause, könnt ich nur mal eine Viertelstunde nachschauen. Wie ist es mit der Klauenseuche, seid Ihr noch davor bewahrt? Weit ist der Weg zwischen Dir und mir, aber unsere Gedanken weilen doch zusammen über Berg und Tal, Feld und Wald, unter dem großen blauen Himmel, wo unser lieber Gott Wache hält über alle Menschen, so auch über mich und Euch in der Heimat.

*

Kurt Plenio,
geb. 21. Mai 1891 in Elbing,
gest. 28. August 1919 in Reinickendorf b. Berlin.

Oberhausen, 26. Oktober 1914.

Nach kurzem Feldzug bin ich nun wieder in Deutschland, wegen einer recht unbedeutenden Verwundung. Ihr könnt Euch denken, wie sehr mich diese Unterbrechung ärgert, aber man muß sich drein finden und damit trösten, daß sie hoffentlich bald ein Ende haben wird.
Nach dreitägiger Bahnfahrt wurden wir am Donnerstag vorvoriger Woche ausgeladen, und bis Sonntag ging es ganz gut. Montag morgen ahnungslos abmarschiert — bisher bewohnte

Dörfer — jetzt fangen verödete an, man begegnet Flüchtlingen. Abends Einmarsch in Roulers, totenstill, brennende Häuser. Quartier in einer Schule.
Dienstag früh, todmüde noch und hungrig, wieder raus. Die Spitze der gesamten, vorrückenden Kolonne wird nun von uns 234. gebildet, und zwar marschiert als erste Abteilung unseres Regiments die 10. Kompanie. Diese wieder schickt ihre ersten acht Mann als Tête voraus, also ich mit dabei, sozusagen mit der Nase im Hintern des Feindes. Eben wollten wir durch ein Dorf rücken. Da geht's von vorn, rechts und links und schräg oben von den Bäumen und aus einer Windmühle los — Pscht, sst — die ersten Kugeln in größerer Anzahl umpfeifen uns. Unter leichten Verlusten dringen wir vor, ohne selbst schießen zu können, da wir nichts vom Feinde sehen. Das ist überhaupt der springende Punkt: die französische Infanterie versteht sich glänzend auf Geländeausnutzung, schießt und sieht, ohne gesehen zu werden. Auf dem Bauch kriechend, besetzen wir eine Höhe, da schlagen die Schrapnells hinter uns ein. Heute schaden sie uns gar nichts, im Gegenteil, als es dunkel ist, verstummt das feindliche Infanterie- und Artilleriefeuer, langsam sammeln wir uns und rücken weiter vor, auf das Dorf Poelkapelle, wieder mit aufgepflanztem Seitengewehr, weiße Binden am Arm, damit wir uns bei dem Nachtgefecht gegenseitig erkennen können. Die 10. Kompanie wieder vorn. Aber auch dies Dorf hat der Feind verlassen. Gottseidank, nun können wir Quartier beziehen, nach all den Anstrengungen und neuen Aufregungen schläft man fast im Stehen. Da der Befehl: Zum Vorpostendienst — 10. Kompanie.
Also los! Eben wollten wir an unsere Plätze rücken, es ist schon ½12 Uhr nachts geworden, da geht wieder das feindliche Gewehrfeuer los. Alle Mann ran — zwar verstummt es bald — aber nun müssen wir die ganze Nacht hindurch arbeiten, tiefe Schützengräben auswerfen. Es hat etwas Unheimliches, dies nächtliche Graben und Wühlen mit dem Spaten in der Hand und dem Gewehr daneben, Feinde in Überzahl vor sich und selbst dabei total erschöpft. Nach dieser Nacht gehen wir morgens aus dem Dorf wieder raus, um an ihm in anderer Richtung wieder vorbeizuziehen. Es geht glatt vor. Endlich ein Gefecht — Sturm auf ein Dorf. Um 10 Uhr vormittags verstummt das Geprassel, weiter geht's in breiter Front. Um 11 Uhr bekommen wir mörderisches Feuer — zunächst haben wir an Gehöften und Hecken Deckung, dann aber rasen wir im Laufschritt über freies Gelände, die Kugeln pfeifen um uns, aber man hört sie kaum noch — «Hinlegen» — «Vorwärts — Sprung», so geht's eine Weile — bis wir auf einen Fleck geraten, wo wir nicht mehr weiter können, so toll ist das feindliche Feuer. Und kaum liegen wir fest, da geht der Schrapnell- und Granatenhagel los, dicht um uns schlagen sie ein, uns mit Erde überschüttend und manchen gräßlich verstümmelnd. Vor ging's nicht mehr. An «Zurück» denkt keiner, also liegen bleiben — da bekommen wir zum Überfluß auch noch von links Schrapnell- und Gewehrfeuer — und eine Zeitlang platzen die Granaten der eigenen Artillerie in unseren Reihen. In dieser Situation — dabei immer vom Feinde nichts zusehen — liegen wir von Mittag bis gegen ½7 Uhr abends. Es sind die fürchterlichsten Stunden gewesen, die ich kennen gelernt habe. Ja, wenn wir wenigstens hätten stürmen können! Aber so, ohne selbst schießen zu können, hingemordet werden — schließlich wurde man Gottseidank so kalt und hundsschnäuzig, als wenn man im Zimmer läge. Ich bin — und so ist es anderen auch ergangen — vor Übermüdung mitten im Feuer eingeschlafen. Selbst das Ächzen und wilde Aufschreien der Schwerverwundeten hört man nicht mehr. Meinen Schuß bekam ich gegen 2 Uhr — es war wie ein kurzer, brennender, elektrischer Schlag — kleine Wunde links am Fußrande. Um ½7 Uhr kam der niederschlagende Befehl: «Das Bataillon zieht sich zurück». Da ich nicht den Verfolgern in die Hände fallen wollte, so schleppten Kameraden mich zurück — es scheinen überall furchtbare Verluste gewesen zu sein. Die zersprengten Trümmer sammelten sich zu neuem Angriff, mich lasen Artilleristen auf, hoben mich auf einen Gaul und legten mich im Vorbeigehen auf einem Verbandsplatz nieder. Hier spät in der Nacht wurde ich verbunden von einem Stabsarzt, der unsere eisernen Portionen zusammenkochen ließ, so daß wir endlich mal was essen konnten. Dann herrlich auf Stroh geschlafen. Draußen natürlich lebhaftes Gewehrfeuer und Kanonendonner, aber daran gewöhnt man sich.

*

Günther Frost, unbekannt.

Sonnabend, den 24. Oktober 1914.

Der Krieg ist etwas Furchtbares. Als Kinderspiel habe ich ihn mir nie vorgestellt, gewiß nicht, aber so blutig und scheußlich doch nicht. Ich erwähnte ja auf der vorigen Karte jenen fürchterlichen Mittwoch, den 21. Das war kein Kampf mit gleichen Waffen gegen einen unsichtbaren Feind. Ich habe noch keinen Engländer oder Franzosen gesehen. Wir stürmten vor, der Oberleutnant von Bonin immer vorausgeschwärmt, zugweise ging's vor in Sprüngen von Feld zu Feld, von Gehöft zu Gehöft. Längere Zeit pfiffen die Kugeln zwar heftig, aber niemand wurde getroffen, sie gingen über uns hinweg. Dann ging's weiter bis an jenes verhängnisvolle Gehöft, wo als einer der ersten unser Oberleutnant fiel: «Ich kann nicht mehr, ich bin verwundet, vorwärts Kinder». Da sprang ich weiter in einen Graben hinein mit einem verwundeten Unteroffizier. Eine halbe Stunde ganz allein schoß ich auf den unsichtbaren Feind, dann kamen Freunde. Wir bildeten eine Gruppe und vorwärts ging's, Sprung auf, marsch, marsch, in zwei, in drei Sprüngen war ein Gehöft erreicht, es schien leer zu sein, wir steckten es an und legten uns in eine Strohmiete davor, weiter konnten wir nicht. Ratlos lagen wir da vorn. Die Verwundeten stöhnten, die Toten starrten uns an, wir sahen keinen Feind, hatten ganz ungedecktes Feld vor uns, wußten nicht, ob Freunde zur Unterstützung in der Nähe, ob Freund oder Feind schossen. Es war spät, die Kugeln pfiffen von allen Seiten, wir mußten zurück. Ganz zerschlagen und niedergeschlagen sammelten wir uns am nächsten Morgen. 70 Mann waren von der Kompanie noch übrig, 40 Tote, die übrigen verwundet. Kompanieführer wurde ein Feldwebel, bewährt in afrikanischen Kämpfen, ein einziger Unteroffizier steht neben ihm. Der Graf von Winzingerode von der 9. Kompanie ist auch tot. Und das hatte uns ein Nachmittag gebracht. — — Wir sind langsam weiter vorgegangen, haben Schützengraben auf Schützengraben aufgeworfen, sechs Tage weder geschlafen noch uns gewaschen. Wir werden wohl noch längere Zeit vor diesem verfluchten Dixmuiden liegen. Die Post geht ab, lebt wohl. Mutti, ich gratuliere Dir auch zu Deinem Geburtstag, solchen hast Du wohl auch noch nicht erlebt? Schadet nichts. Der Sieg muß unser doch werden.

*

Otto Olde,
geb. 26. Januar 1894 in Seekamp, Reg.-Bez. Schleswig,
gef. 16. März 1918 bei Douai.

23. Oktober 1914.

Wir stehen in einer wahnsinnigen Schlacht. Der Feind will verhindern, daß wir den rechten Flügel unseres Heeres unterstützen, und wehrt sich verflucht. Schon den dritten Tag jetzt. Verluste haben wir bei uns noch nicht, aber unsere Infanterie leidet sehr. Ich sage Euch, das ist imposant. Nervös macht einen nur das ununterbrochene Infanteriefeuer. Man muß denken an das Blut, das da fließt. Wir haben doch einen stärkeren Feind, als wir dachten. Auch heute noch geht der Kampf fort mit derselben Wut. Seit ein paar Stunden stehen wir im feindlichen Artilleriefeuer. Sie schießen schlecht. Die Schrapnells explodieren teils gar nicht, teils zu hoch. Man hat gar keine Angst vor ihnen.

Ganz gemein ist das Gelände hier. Leicht wellig, und dann so mannigfach mit Bäumen, Hecken, Gehölzen, Häusern bestanden, daß man nie Aussicht hat und den Feind nicht sieht. Das erschwert den Kampf sehr und erleichtert unsere eigene Deckung.

Eben schreibe ich das Wort, da pfiff es laut, und eine englische Granate schlug dicht hinter uns ein. Dann noch eine und mehr. Keine tat uns etwas, außer daß sie uns mit ein wenig Dreck bewarfen. — Jetzt nachmittags gehen die Engländer weiter zurück nach Westen und geben die Stellung an einem Kanal scheinbar auf. Die Heftigkeit des Kampfes wird allmählich etwas geringer.

24. Oktober 1914.

Der Kampf wird immer doller. Gestern war erst der Anfang. Von da an gab unsere Batterie das Feuer auf, und die feindlichen fingen an, und nicht zu knapp. Sie haben es verflucht mit

Fliegern weg. Gestern nachmittag, kaum war ein Flieger über unseren Köpfen unbeschossen vorbeigeflogen, so kamen nach fünf Minuten, ohne daß er herunterging, auf der Stelle, wo wir standen, die Granaten an und gleich in Gruppen zu vier Schuß. Unsere Protzen rückten unbeschädigt aus. Ich stand dicht hinter einer Eiche auf Winkerverbindung. Da fing es aber an zu krachen. Immer dahin, wo unsere Protzen gestanden hatten. Ich bekam nichts ab. Aber ohne Aufenthalt krachte, sang und pfiff es um mich herum. —

Gegen unsere Artillerie haben sie nichts ausgerichtet wegen des Geländes. Nur eine Batterie hatte sich zu weit vorgewagt und hatte Verluste. Unsere Infanterie mußte zurückgehen im Laufe des Nachmittags und Abends. Die Feinde beabsichtigten, hier einen Durchbruch zu machen. In der Nacht haben wir bei den Geschützen gelegen. Es war sternenklar, aber diesig ist es hier immer. Zweimal versuchten die Feinde einen Durchbruch. Wahnsinniges Infanteriefeuer! Wir saßen schußbereit an den Geschützen. Es wurde telefoniert, die Infanterie ging zurück, aber sie schlug dennoch die Angriffe zurück. 120 Engländer fingen wir gestern. Der Druck wird jetzt stark; die Infanterie ist übermüdet, hat viele Verluste. Wir sollen ein Armeekorps zu Hilfe haben. Das ist in Gent, 50 km etwa von hier, ausgeladen. Wir brauchen es aber auch nötig.

Jetzt eben sausen wieder schwere Granaten mit lautem Singen über uns weg und explodieren gar nicht weit hinter uns. Wir werden gleich in den Keller der Kate krabbeln, wenn diese Sorte anfängt, näher zu kommen. — Wir kochen uns hier ein schönes Stück Schweinefleisch. — Im allgemeinen ist der Kampf heute ruhiger. Das wäre ein Spaß, wenn wir die ganze Bande gefangen nähmen, aber wir dürfen sie nicht durchlassen.

Das schrieb ich Sonnabend. Jetzt Sonntag mittag wunderbarer warmer Herbstsonnenschein. Die Schlacht ruht. Aber diese Nacht, da hat es was gegeben. — Als es kaum dunkel war, neblig war es auch, da fing der Feind den Durchbruchsversuch an; auf der ganzen Linie ein Gewehrgeknatter, wie ich es mir nicht geträumt hatte. Etwas so Gewaltiges habe ich noch nicht erlebt. Das Bewußtsein hatte ich: wenn sie durchbrechen, ist der Schade für Deutschland nicht zu berechnen. Der Angriff war wahnsinnig und lange anhaltend. Dazwischen blitzten und donnerten unsere Kanonen. Kilometerbreit war der Angriff. Ein Tumult sondergleichen in der Luft. Auch uns umpfiffen die Kugeln. Und dann die Aufregung, ob Unsere es durchhalten würden. — Endlich ließ das Unwetter etwas nach. Mir schien es in derselben Entfernung zu sein. Wir hielten mit den Protzen hinter einem Wald in der Nähe der Batterie, die schwieg. Eine Stunde etwa hatte es gedauert; unsere Leute hatten es gehalten. Ich schmiß mich auf Stroh in einen Graben mit Mantel und Zeltbahn bedeckt und schlief. Um ½10 Uhr ging's wieder los mit der gleichen Gewalt. Wieder das Knattern, Sausen, Blitzen und Donnern. Ab und zu lautes Schreien der Angreifer. Aber wir hatten schon mehr Vertrauen, zumal da ein Regiment Bayern und ein Bataillon Seewehr angekommen sein sollten. Nach einer halben Stunde hörte es auf. Um 2 Uhr fing es abermals an mit großer Heftigkeit, und der letzte Versuch wurde um 4—½5 Uhr gemacht. Alle wurden ausgehalten. Es steckt doch Zähigkeit und Kraft in unseren Leuten. — Gestern nachmittag wurde unser Abteilungschef von einer Granate getroffen, tot. Unser erster Verlust. Er hat drei Söhne hier in der Abteilung. Er deckte sich nicht genug. Gute Deckung ist hier Pflicht. Unser Oberleutnant ist ein feiner ruhiger Mann. Er sitzt jetzt bei uns am Geschütz, ganz gemütlich, und schnackt.

2. November 1914.

Sehen kann man vom Feind gar nichts, hier in diesem Gelände, da alles platt ist wie ein Teller und doch von Büschen und Bäumen und Knicks durchzogen. Wir — unsere Division — bilden ungefähr das Zentrum dieser Armee. Der Hauptkampfplatz ist das Dorf Langemarck, das unsere Infanterie mehrfach zu erstürmen versucht hat und wir ganz jämmerlich zusammengeschossen haben.

4. November 1914.

Wir bekamen einige Zeitungen zu sehen. Da stand schon viel von unserer Schlacht. Und ein Brief von Albrecht von Württemberg wurde uns verlesen, daß hier bei Langemarck die Hauptentscheidung des Feldzuges fallen müßte. — Wir standen die letzten Tage einem sehr starken Feind gegenüber und saßen fest. Es war hauptsächlich Artilleriekampf; wir bekamen starkes

Feuer vom Feind. Mehrfach sind, als wir Deckungen gruben, dicke Birnbäume niedergeschlagen, oder als wir Botengänge machten, sind die Schrapnellkugeln dicht neben uns in die Erde gerasselt, ein bis zwei Schritt entfernt. Aber man erschrickt gar nicht mehr. Die Infanterie konnte nicht weiter vor, und nun war es an uns, die feindlichen Schützengräben und Batterien lahm zu legen. Dasselbe versuchte der Feind, aber ohne Erfolg, denn es traf nur arme Kühe, Kälber und Ziegen, sogar Tauben, die heimatlos über Äcker irren.
Gestern nacht von 2—3 Uhr ging ich Wache. Es war eine göttlich klare Vollmondnacht, der andere Posten schrieb Postkarten; so hell war es! Am Abend war die Meldung gekommen, der Feind wolle diese Nacht wieder einen Durchbruch machen. Aber alles war mäuschenstill. Nur von ganz fern klang das leise Rollen schwerer Geschütze herüber wie ein heranziehendes Gewitter in einer Sommernacht. Ab und zu schossen vorne in den Schützengräben die Posten. Die Nacht war dem Feind zu hell zum Angreifen.
Ein warmer Tag war gestern, und einen schönen Abend habe ich verlebt. In einer von der Abendsonne beschienenen unten schwarz, oben gelb gestrichenen kleinen Kate mit grünen Fensterläden kochten wir uns Kaffee und hatten einen weiten Ausblick über das flache, reich mit Bauernstellen, Katen mit Baumreihen und Hecken besetzte Land. Das alles sah so friedlich und fruchtbar aus. Und doch haben wir seit drei Wochen nur zehn Belgier gesehen. Das ganze Land ist verlassen und durch und durch mit deutschem Militär besetzt. Jedes Haus betrachtet man als sein Eigentum und richtet sich darin ein, schlachtet das Vieh, kocht Kartoffeln und Gemüse aus dem Garten. Die Milch der Kühe ist leider schlecht geworden, da das Vieh zu lange nicht mehr gemolken wurde. Das Korn, das die Bauern noch glücklich geborgen hatten, ehe der Krieg zu ihnen kam, wird jetzt wieder aus den Scheunen und Diemen herausgerissen und in die Batterien und Schützengräben geschleppt. Unsere Kameraden, die Schleswiger Bauern, reden den halben Tag von dem Schaden für das Land und freuen sich, daß das bei uns nicht ist. Viele von ihnen haben mächtiges Heimweh, das Kriegsleben will ihnen nicht gefallen. — Heute morgen dichter Nebel. Nicht weiter wie hundert Schritt kann man sehen. — Nun adio! Auf Wiedersehen! —

Wenn wir hier noch vierzehn Tage brauchen, werden wir dann wohl mit Frankreich bis Weihnachten fertig sein? Wird's dann Frieden geben? Oder werden wir noch Großes gegen England unternehmen?

8. November 1914.

Heute Sonntag. Es herrscht eine ziemliche Ruhe im Kampf. Ein herrlicher Herbstmorgen. Durch den Nebel, der noch dick in dem roten Laub der Buchen über den Teichen und Wiesen des Parkes liegt, scheint gelb die Sonne. Die Nacht war kalt. Heute morgen, als wir in der Schloßküche Kaffee kochten, läuteten plötzlich die Kirchenglocken ein paar Schläge und auf dem Harmonium spielte einer ein Kirchenlied. — So aufreibend und gräßlich der Krieg sein kann, so hat er doch seine schönen und genußreichen Stunden. Aber auch an das Schreckliche gewöhnt man sich sehr, z. B. die schweren Verwundungen, und selbst der Tod, verlieren mächtig an Furchtbarkeit, die sie erst für einen hatten. Man weiß, daß man auch jede Minute eine kriegen kann. Und gerade die, die die meiste Angst hatten, hat es schon mehrfach bei uns getroffen. Man wird gleichgültig. Und wie mir geht es vielen.

10. November 1914.

Seit heute morgen großer Sturmangriff. Wir haben den ganzen Tag mit guter Wirkung dazwischen gefeuert. Unsere Beobachter im Schützengraben lenkten unsere Schüsse direkt in die feindlichen Gräben hinein, wo die Schwarzen in Massen schießen und schaufeln. Auch ein Maschinengewehr haben wir in Dutt geschossen. Aber nun hat uns die feindliche Artillerie entdeckt, hat die genaue Entfernung und Seitenrichtung und uns schon ganz doll welche hergeschickt. Wir sitzen beständig in Dekkung, und wer nur ein wenig was rausguckеn läßt, kann darauf rechnen, daß er was abkriegt. Viele Schrapnells platzen über unseren Schilden, und dann prasselt es man bloß so auf den Stahl und in den Rasen, und große Sprengstücke und ganze Granaten flogen eben über uns weg in den Wassergraben hinter uns und werfen große Wassermassen auf. Wir haben jetzt Feuerpause, sitzen hinter den Geschützschilden und lachen und schimpfen, wenn es recht toll hagelt. — Das wollte ich Dir schon

längst mal sagen, Papa, ich ärgere mich, daß ich zur Artillerie gegangen bin und nicht zur Infanterie. Da gibt es Begeisterung und Mut und Vorsicht und auch Elend, aber bei uns bedienen wir eine Maschine, stellen Zahlen ein, die uns diktiert werden, sehen nichts vom Feind und nicht, was wir treffen, es sei denn einen Kirchturm. Und ausgehalten hätte ich die Strapazen dreimal. Die Infanterie ist und bleibt das deutsche Heer.

12. November 1914.

Die Infanterie hat es schlimm. Ich bin vorgestern bis gestern abend bei Regen im vordersten Schützengraben gewesen bei unserem Telefon. Da kann man sie achten lernen, unsere Infanteristen. In Stockfinsterheit kam ich an. Ein natürlicher Graben zwischen zwei Koppeln, Weiden zu beiden Seiten, und in die Wände hatten sie sich Löcher hineingebuddelt, so niedrig und klein, daß man sich eben drin zusammenrollen konnte. In einigen stand schon Wasser, die anderen waren alle besetzt. Was sollte ich machen? Hinlegen konnte ich mich nicht, denn die Zuaven uns gegenüber schossen ganz doll herüber. Aus dem nächsten feindlichen Graben — hundert Schritt entfernt — hatten wir sie mit unseren Granaten herausgeholt, da lagen die Toten haufenweise übereinander, manche noch lebend, arme Kerle, Tunesier — ich war am nächsten Tag drüben. Nun hatten sie sich weiter zurückgezogen und beschossen uns von da. — Als es hell wurde, konnte man die Feinde in einer Entfernung von 800 m an einer Chaussee arbeiten sehen. Unsere Batterie schoß dann auf die Allee; wir konnten die Schüsse fein beobachten, sie platzten gerade über der Chaussee, und sie wirkten grausig. — In unserem Graben waren zwei Kompanien, ein Jammer ist das. 60 Mann waren es, das ist der Rest von 500, ein abgematteter elender Rest. Diese zwei Kompanien sollten nun vorgehen gegen den wenigstens fünfmal so starken Feind. Sie gingen vor, immer 16 Mann auf einmal in Wellen. Die Feinde fingen an zu schießen, trafen wenig. Aber dann kam aus der Flanke Artilleriefeuer. Unsere Soldaten schmissen sich hin. Ich sah die Geschosse hereinhauen. Nachher kamen Verwundete zurück. Alle Unteroffiziere, Feldwebel, Offiziere gab's nicht mehr, waren tot und viele Mannschaften. Ich ging in der Zeit durch die verlassenen feindlichen Gräben, da lagen all die Toten. Im

Wasser teilweise, braune Kerls, Arme und Beine abgeschossen, wohl 80, und von unseren auch einige dazwischen. — Unsere Infanterie, die zwei Kompanien sind verschwunden. — Am nächsten Morgen — Hans hatte mich abgelöst — war der Graben wieder voller Feinde. Und so ist das, mit unseren elenden aufgeriebenen Regimentern können wir nichts mehr machen gegen diese Menge Feinde. Ein Elend ist das, ein Jammer, so viele Menschenleben, und doch kommen wir nicht weiter. Hoffentlich kommt bald ordentliche Verstärkung.

*

Hans Olde,
geb. 3. Dezember 1895 in Seekamp, Reg.-Bez. Schleswig.

Bei Bixschoote-Langemarck, 7. Dezember 1914.

Regen, Regen, Regen! — Die endlose graugrüne Wiesenebene mit weiten, seeartigen Überschwemmungen — wie weiße Laken. Überall verstreut, griesgrämige Weidenbäume. Vor unserem Geschütz stehen sie rund um einen schwarzen Tümpel im Kreise mit ihren Kapotthüten wie alte Tanten beim Kondolenzbesuch. — In der Ferne eine endlose, langweilige Pappelreihe, alle nach einer Seite schief. Regen und noch einmal Regen; alles grau in grau, nur ein paar schwarze Krähen am Himmel. Stier und stumpf steht man am Geschütz herum. Im Unterstand — natürlich Wasser. Rechts vor uns liegt ein niedergebrannter Bauernhof. Nur zwei rauchgeschwärzte Giebel stehen noch mit öden Fensterhöhlen. Das ist unsere Stellung nach den Ruhetagen. — Aber wie wir dahin gekommen sind! Darüber könnte man allein zehn Seiten schreiben. — Die vlämischen Straßen sind jetzt in einem fürchterlichen Zustand. Wir brauchten von abends um 7 bis nachts um 2 Uhr, um eine Strecke von wenigen Kilometern zu überwinden. Diese Straßen sind breit, sehr breit, aber nur in der Mitte gepflastert, so daß sich zwei Fahrzeuge gerade nicht mehr begegnen können. Die Sommerwege zu beiden Seiten bestehen aus unergründlich tiefem Schlamm. Wer mit seinem Fahrzeug vom Pflaster herunter kommt, muß rettungslos versinken. Na, wir kamen gar nicht erst herauf mit unseren kranken Pferden, da saßen wir schon bis zu den Achsen

im Dreck. Andere Pferde vor! Munition raus! Da ging's. Heidih! rasselte der leere Wagen in der Dunkelheit davon. Wir mußten die Geschoßkörbe hinterdrein schleppen. Da fing es mittlerweile an zu regnen. Ordentlich in den Mantel gehüllt, Kragen hoch, so sitzen wir drei dann wieder auf der Protze. Gott erhalte uns auf dem Pflaster! Eine Zeitlang ging's gut. Plötzlich — ein Stück hinter Jonkershove — stoppte der Kram. Wir hielten auf der Straße und warteten, und als wir genug gewartet hatten, hielten wir immer noch und standen und standen. Ein Höllenwetter war aufgekommen, ein kalter, starker, alles durchdringender Wind mit nadelspitzem, feinem Regen, der wie Eisnadeln uns ins Gesicht sprühte. Ich schlief ein. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, hielten wir immer noch. Aber endlich ging's weiter. O weh, herunter von der Straße auf den Acker. Da wurde es gleich so tief, daß wir nach zehn Schritten festsaßen. «Kanoniere abgesessen!» Da standen wir nun auf dem matschigen Acker und guckten uns gegenseitig an. Von Zeit zu Zeit zog man seine Füße gluckfend aus dem Dreck und setzte sie wieder oben auf. Dann kam der Ruf «Kanoniere nach vorn!» Das vierte Geschütz saß fest. Ein Rad war fast ganz versunken, das andere stand hoch auf der Straße. Zehn Pferde davor. Peitschenhiebe, Lärmen, Schreien, die Hufeisen knattern auf dem Pflaster, daß die Funken stieben. Und das Geschütz rührt sich nicht. Ein Pferd kommt dabei in Räder und Balkenwerk eines gänzlich versunkenen Fuhrwerks und verrenkt sich das Hinterbein. Feldküchen zwängen sich vorbei, um der hungrigen, durchnäßten Infanterie in den Schützengräben eine warme Suppe zu bringen. Die Pferde werden ausgespannt. Sie schaffen's doch nicht, wir müssen dran. Na, dann mit Hebebäumen und Langtauen hinab in den Pfuhl. Der Schlamm ist mir oben in den Stiefelschaft gelaufen. Man greift mit dem Ärmel bis an die Schulter in den Schlamm, um die Speichen zu fassen. Zu — gleich, zu — gleich, und wir ziehen, heben, schieben aus Leibeskräften. Sie rührte, hob sich und bald hatten wir die Kanone auf der Straße stehen. Zurück zu unseren Munitionswagen, die wir vom Acker auf die Straße zurückbrachten, erst nachdem wieder sämtliche Munition ausgepackt und durch den zähen Schlick hinterher geschleppt war. Beim «Herzog von Brabant», einem Gasthaus an der Straße (in Friedenszeit) saßen wir noch

einmal fest, noch zweimal in dieser Nacht, und haben im ganzen viermal Munition aus- und eingepackt. Aber wir kamen in Stellung, nachdem wir das Geschütz noch zum Schluß durch ein Stück Überschwemmung schieben mußten. Der vorhandene Unterstand sah ganz nett aus, aber darin quoll das Wasser rund herum bei den Füßen aus dem Stroh. Wir schliefen den Rest der Nacht sitzend auf Geschoßkörben.
Am nächsten Morgen standen wir mit nassen, frierenden Füßen im Regen am Geschütz. Da kam uns die ganze Trostlosigkeit des Zustandes zu Bewußtsein. Ringsherum war alles überschwemmt. Wasser bis an den Rand in den Schützengräben, Wasser in den Unterständen, Regen von oben, Matsch und Wasser von unten. Keine Gelegenheit zu schlafen, keine Gelegenheit zu kochen. O, wie sehnten wir uns nach etwas Kaffee! Na, zunächst mußten wir einen Weg pflastern zwischen den Geschützen aus den Steinen des abgebrannten Gehöftes. Und es regnete! Nachher saßen wir gedrängt im Unterstand und fanden nicht mehr den Mut, so nötig es war, heute noch anzufangen, einen neuen Unterstand zu bauen. Gegen Abend brachte unser Koch einen Pott Essen, das er weit weg in irgend einem Haus gekocht hatte. Da kam Leben unter uns. Die zweite Nacht schliefen wir nochmal auf Geschoßkörben. Am nächsten Morgen war schönes Wetter, da gingen wir an unseren Unterstand. Wir schachteten an einer möglichst trockenen Stelle aus und bauten Wände aus Grassoden. Wir waren freudig und tüchtig an der Arbeit, bis es dunkel wurde. Da hatten wir den Unterbau fast fertig. Am nächsten Morgen — o Schreck — es regnet wieder! Unser neuer Unterstand hatte schon Wasser. Was tun? Wir warteten bis Mittag, da hörte der Regen auf, und wir arbeiteten weiter. Das Wasser kriegten wir beinahe heraus. Es wurde wieder Abend, und wir wurden noch nicht fertig. Am nächsten Morgen stand wieder Wasser im Neubau. Knietief, und die Mauern waren teilweise eingestürzt. Da gingen wir an einen neuen Unterstand. Den bauten wir auf ebener Erde auf und arbeiteten wie Löwen. Schleppten Baumstämme aus verlassenen Schützengräben und fern aus dem Wald. Da mußten wir über einen Acker, der sah aus wie eine Eierpfanne: Loch an Loch und Blindgänger, Ausbläser, Sprengstücke, und alle Löcher bis an den Rand voll Wasser. Abends waren wir fertig.

Da hatten wir eine trockene, regendichte Schlafstelle. Heute sieht es schon ganz gemütlich drin aus.
In diesen Tagen ist auch kolossal für unsere Gesundheit gesorgt worden. Unser neuer (dritter) Abteilungskommandeur, ein aktiver Hauptmann, kroch selbst in jeden Unterstand und überzeugte sich von seinem Zustand. Gegen Durchfall sind Maßregeln getroffen worden und warmes Unterzeug verteilt. Das war auch verdammt nötig bei diesem Wetter, sonst klappen in einer Woche die meisten zusammen. Uns beiden geht's immer noch vortrefflich.

*

Ernst Herold,
geb. 28. Mai 1890 in Boizenburg/Elbe,
verm. 22. April 1916, Höhe 304.

Tagebuch.

Regimentsstab 203 vor Dixmuiden.

Wer von uns allen, die am 13. Oktober 1914 in früher Vormittagsstunde das Döberitzer Lager verließen und unter fröhlichem Lachen und Singen westwärts fuhren, wer von uns allen hat wohl je daran gedacht, daß unser junges Regiment dazu berufen sein würde, an einer der wichtigsten und blutigsten Stellen dieses Kriegsschauplatzes die Entscheidung zu bringen? Von Döberitz ging's westwärts Richtung Aachen. Wie viel ist in diesen vier Tagen unserer Eisenbahnfahrt geraten worden über unsere Bestimmung — Antwerpen wollten wir besetzen, Etappengebiete schützen vor feindlichem Franktireurgesindel und noch mehr solcher friedlichen Beschäftigungen schwebten uns vor. Und wie ganz anders ist es gekommen, wie mancher von denen, die einst die besten Kameraden waren, liegt unter dem kühlen Weidengrund von Dixmuiden. Nach viertägiger Eisenbahnfahrt erreichten wir das kleine belgische Städtchen A. gegen 11 Uhr morgens. 11¾ Uhr begann dann unser schwierigster Marsch. Mit Gliedern, die noch von der Bahnfahrt steif waren, mit unseren Affen, die noch heimatlich schwer gepackt waren, traten wir unseren 45 km Marsch an. Mit wunden Füßen, zerschlagen

an allen Gliedern, lagen wir am ersten Abend in einer elenden, zugigen Scheune und waren doch froh, ein Dach überm Kopf zu haben. Geschlafen habe ich nicht viel, die Erschöpfung war zu groß. Und doch ging's am nächsten Morgen früh weiter, den ganzen Tag lang und so noch zwei Tage weiter durch das verarmte Belgien. Zu kaufen gab's nicht viel, da mußte schon unsere Feldküche tüchtig herhalten.
Das waren 140 km in 4½ Tagen, für ein junges Regiment gewiß eine recht achtbare Leistung. So kamen wir am 21. morgens nach einem kleinen Geplänkel in der letzten Nacht, und nachdem wir noch das ziemlich zerschossene Städtchen E. passiert hatten, vor Dixmuiden an. Hier endlich sollten wir ins Gefecht kommen, wie schön, wie erhebend war die Begeisterung unter all den jungen Kameraden, und wie grausam sollte das Erwachen sein.
Eine Kompanie nach der anderen schwärmte gruppenweise aus, mit 20 Schritten Abstand, geduckt zum Sprung, endlich kam dann auch unsere vierte dran. Bei uns wurde die Sache schon etwas ungemütlicher. Abgesehen von dem Sausen und Pfeifen der Flintenkugeln, an die wir uns bald gewöhnt hatten, platzten über uns hin und wieder schon, wenn auch noch in beträchtlicher Höhe, feindliche Schrapnells. Ungefähr 1500 m vor Dixmuiden liegt ein ziemlich großes, wohlhabendes Bauerngehöft, und hier schien der Brennpunkt des feindlichen Feuers zu sein. Von halblinks, aus einem mitten in einem Park gelegenen Château kam heftiges Maschinengewehrfeuer, von geradeaus, von beiden Seiten von Dixmuiden ziemlich grobes Artilleriefeuer und von halbrechts aus dem Kirchhof wieder heftiges Maschinengewehrfeuer. Es war eine wirklich ungemütliche Sache, und schon traten hin und wieder leichtere Verluste ein.
Aber trostlos wurde es erst, als langsam die Dunkelheit herankroch. Das feindliche Feuer steigerte sich zu einer wahnsinnigen Heftigkeit. Das Pfeifen der Flintenkugeln mit ihrem höchsten Diskant erhielt eine angenehme Begleitung durch das krachende Bersten der schweren Lydditgranaten und das heulende Sausen der platzenden Schrapnells. Und schon tönt von allen Seiten das Wimmern der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden. Wir konnten nicht weiter vorwärts, unser Regimentsführer verwundet, desgleichen unser Bataillonsführer. So hörte von selbst die Verbindung unter den einzelnen Truppen auf, keiner

wußte mehr vom andern, auch unsere vierte Kompanie fand sich plötzlich einsam und verlassen, 200 m vor Dixmuiden im schwersten feindlichen Feuer.
Es half nichts, wir mußten zurück, einen grimmigen Racheschwur im Herzen traten wir den Rückzug an.
Als einziger Wegkundiger mußte ich unsere Kompanie führen durch den ganzen Wirrwarr der pappelbepflanzten Straßen und kleinen Kanäle. Hinter mir folgten erst die Schwer-, und dann die Leichtverwundeten, ungefähr 140 an der Zahl, und dann als Nachhut der traurige, bis zum Äußersten erschöpfte Rest. So zogen wir rückwärts, vorbei an unseren Geschützstellungen, bis hinter unsere Reservestellung, die von der 1. und 2. Kompanie gebildet wurde. Hier in einem Bauerngehöft fanden wir endlich Ruhe, nachdem ich noch vorher für die Verwundeten Sorge tragen und 100 Pfund Butter requirieren konnte. Dann habe ich, weil ich mich noch verhältnismäßig frisch fühlte, freiwillig die ersten vier Stunden Wache gestanden. Dann hab' ich auf zwei Bund Stroh, klappernd vor Kälte, erquickend geschlafen.
Am andern Morgen sind mir die Tränen über die Backen gelaufen, als ich den traurigen Rest meiner lieben Kameraden sah. Wie viele fehlten, von vielen wußte man, daß sie verwundet, doch von so vielen wußte man nichts. Waren sie tot, gefangen oder würden sie sich noch wieder anfinden? Und wie groß war die Freude, als sich hin und wieder noch einer mit gesunden Gliedern einfand. Von 239 Kameraden, die am 21. morgens in den Kampf gezogen, waren noch ungefähr 80 unverwundet geblieben. Das war unsere grausige Feuertaufe.
Notdürftig wird die Kompanie wieder zusammengestellt. Und dann warten wir auf weitere Befehle. Plötzlich kommt ein Ordonnanzoffizier und bringt den Befehl: Das erste Bataillon gräbt sich zur Bedeckung der Artillerie ein. Das gab eine gewisse Erleichterung. Instinktiv nahmen wir an, daß es dort nicht so gefährlich sein könnte wie vorne. Fleißig wird gebuddelt, verdeckte Unterstände werden gebaut. Und so liegen wir ganz behaglich 200 m vor unserer Artillerie, braten uns Spanferkel und Hühner und leben gewissermaßen einen herrlichen Tag und eine herrliche Nacht. Frisch und gestärkt rücken wir am 23. morgens wieder in die vordere Linie, d. h. ich muß hier die Kompanie verlassen, um meinen Posten als Gefechtsordonnanz beim Regimentsstab anzutreten. In der Nacht wurde dann unter nicht unerheblichen Verlusten für uns ein zweiter Angriff zurückgeschlagen. Wieder müssen wir ungefähr 300 m Gelände aufgeben und uns von neuem eingraben. Am 24. rücken unsere Truppen wieder langsam vor, d. h. es werden aus den alten Schützengräben zickzackförmige Laufgräben nach vorne gegraben, die dann in einen Schützengraben endigen. In der Art der befestigten Gräben haben wir viel vom Feinde gelernt. Schrapnellsichere Unterstände werden gebaut, mit Sandsäcken geschützt. Schießscharten schützen unsere Brustwehren und gestatten uns ein ziemlich unbelästigtes Schießen. Langsam rücken wir wieder an das heißbegehrte Dixmuiden heran. Gegen Abend rückt unser Regimentsstab nach vorn, ein Zeichen, daß wieder etwas in der Luft liegt. Wir liegen hinter einem Gehöft, dessen Dach so nach und nach von Schrapnells durchlöchert wird. Nachts um 2 Uhr geht dann der Befehl durch die Reihen: Entladen, Seitengewehr pflanzt auf. Ruhig und mit größter Vorsicht steigen wir heraus aus dem Graben und gehen schrittweise vor. Unter nicht allzu schweren Verlusten kommen wir bis an den ersten Schützengraben. Vor unseren blitzenden Bajonetten mit den erhobenen Gewehrkolben gibt es für den Feind kein Halten, kopflos geht die Flucht rückwärts auf Dixmuiden, heller und jauchzender klingt das Hurra, mit größerer Wucht geht Stich und Schlag. Wir sind nicht genügend auf der Hut gewesen, auch der Feind hat Reserven ins Feuer geworfen, die in frischem Vorstoß unsere linke Flanke bedrohen. Wiederum reißt die Verbindung mit den Seiten, und jeder Truppenteil steht für sich in seinem Abschnitt, angewiesen auf sich selbst. Und wieder gehen wir zurück, größer noch als die beiden anderen Male ist die Erbitterung. Aber heute gehen wir nicht allzu viel zurück. Im inneren Graben dritter Linie sitzen wir im Morgengrauen und warten, daß der Feind nachdrängen soll. Aber er weiß sich schon zu hüten.
Bei Tage schleiche ich zurück zu unserem Stabe. Wir liegen heute am 26. in einem kleinen Bauerngehöft, arg zerschossen wie immer und überall in dieser Gegend, doch reichlich versehen mit schönem Obst. Daß wir uns hier gründlich gesättigt haben, kannst Du Dir wohl denken. Dann haben wir ergiebig geschlafen.

*

August Schmidt, unbekannt.

3. November 1914.

Wir haben jetzt Verstärkung durch schwere Artillerie erhalten, welche hoffentlich bald mit unserer Unterstützung eine Entscheidung herbeiführen wird. Die Engländer behaupten sich hier sehr hartnäckig und haben sich bis aufs Äußerste mit allen möglichen Mitteln verschanzt. Sturmangriffe der Infanterie haben unter sehr großen Verlusten unsererseits wenig Erfolg. Der Engländer läßt sich lieber im Schützengraben totschlagen, ehe er zurückgeht, doch wird ihn unsere schwere Artillerie bald ausheben. Ich habe Gräben gesehen, wo 10—12 Engländer auf einem Haufen lagen, doch leider auch viele von unseren Feldgrauen bekommen mit dem Spaten ihr letztes Bett gemacht. Wer weiß, wann und wo wir noch alle gebettet werden. Welche entsetzlichen Bilder muß man sehen und erleben! Viele Orte menschenleer, die Bewohner, meistens Frauen und Kinder, irren ziellos jammernd umher, nur das Allernötigste in ein Tuch gepackt auf dem Rücken oder in der Hand. Durch die tägliche Gewohnheit stumpfen die Sinne allmählich ab, man gewöhnt sich an alles, wenn die Kugeln noch so pfeifen, man fürchtet selbst den Tod nicht mehr. Nur der Gedanke an die Heimat und die Seinigen macht Heimweh.

*

Christian Lassen-Hansen,
geb. 4. August 1892 in Haistrup/Nordschleswig,
gef. 24. September 1915 bei Arras.

Dreslincourt, den 5. November 1914.

Wunderbar klar leuchtete heute mittag der blaue Himmel. Die Novembersonne scheint hier so warm und mild, wie bei uns im September. Aber das Laub sinkt, die Bäume werden kahl. Wir sitzen hier in unserem Gehöft, wir haben Mittagspause. Anton, Mathias und ich und noch ein treuer Kamerad aus Alsen, ein Mitschüler Antons und zukünftiger Theologe, der sich zu uns geschlagen hat, sitzen in unserer Wohnung, einem dreieckigen Raum, der ehemals als Pferdestall benutzt wurde. Gestern haben

wir den Boden gründlich von Mist und Stroh gereinigt, frisches Stroh hineingelegt, Tisch und vier Stühle hineingestellt und so ein nettes Räumchen geschaffen, in dem wir essen, schreiben usw. So nisten sich überall in Scheunen und Ställen engere Kameradenkreise ein und verstehen es zum Teil, sich's recht gemütlich zu machen. In der ehemaligen Krippe haben wir unsere «Futtersachen» aufbewahrt. Sie bestehen zur Zeit in einem wunderbaren Korb voll rotbäckiger Äpfel, einem halben Brot, einer Wurst, die Anton, und einem Wurstrestchen, das Mathias besitzt. Wir teilen unter uns vier alles. Und das Leben in diesem engen Kreis treuer Kameraden, zwischen denen volles Vertrauen besteht, ist die einzige wirkliche Freude, die man hier erlebt.

*

Otto Kreher,
geb. 28. Mai 1894 in Stollberg/Erzgebirge,
gef. 27. November 1914 in Flandern.

Becelaere, den 1. November 1914.

Gestern lagen wir im Schützengraben. Der Befehl lautete: Bis 8 Uhr früh ist das Dorf in deutschen Händen. Spezialaufgabe für die 1. Kompanie Reserve Jäger Bataillon 26: «Bis 6 Uhr ist das letzte Haus gestürmt.» Wir zogen los. Bis in die Mitte waren, unter unheimlichen Verlusten, die Gehöfte einzeln von bayerischer Infanterie gestürmt worden. Der Vormarsch erfolgt geräuschlos. Wir schwärmen. Nichts regt sich: leer, erstes Gehöft vom Feind geräumt. Wir werden stutzig. Eine Falle? Das zweite Gehöft hatte zwei Maschinengewehre beherbergt, die Tod und Verderben spieen. Leer! Das Dorf war geräumt. Eine Hecke tauchte auf aus dem Dämmerschein des Mondes. Dahinter weiße Zinnen. Ich melde mich zur freiwilligen Patrouille an der Hecke. Auf dem Bauche krieche ich heran, alle Augenblicke muß es vor mir aufzucken. Meine Hand legt sich auf die Gartenpforte, reißt sie auf, und wir stürmen mit dem Bajonett herein. Gewaltige Verschanzungen sind aufgeworfen. Aber alle leer. Löcher 4 m im Durchmesser, 1½ m tief, schauerlich zerrissene englische Soldaten, zerfetzte Baumgruppen und Granatsplitter

in Menge beweisen die unheimliche Kraft der schweren Artillerie. Wir stürmen ins Schloß, das zwischen Taxushecken und südlichen Gewächsen eingebettet liegt. Ein Bild des Friedens in der grausigen Kriegsgegend. Wir umstellen das Schloß und treten zum Haupteingang ein. Blutgeruch und Gestöhn dringt uns entgegen. In das Schloß hatten sich die englischen Verwundeten zurückgezogen, es wurde nun besetzt, die gestorbenen Verwundeten entfernt und das Schloß von mir und einem englisch sprechenden Kameraden nach einer Telefonleitung abgesucht. Dabei entdeckten wir einen riesigen Weinkeller, der mit seinem Inhalt die durchziehenden Regimenter württembergischer, bayerischer und sächsischer Abstammung stärkte. Auch englischen Zwieback, zwei Fässer mit Butter und Zigarren des Schloßherrn wurden gefunden. In dem großen prächtig ausstaffierten Saal hatten deutsche und englische Granaten eingeschlagen und eine schändliche Verheerung angerichtet, die teuren Möbel, zerschlissene Spiegel, die goldenen Leuchter und geradezu blendend ausgestattete Bücherschränke hatten schwer gelitten. Unberührt, als ob eine unsichtbare Hand darüber gewaltet hätte, stand ein wundervoller Flügel mit reich gestickter Decke. Ich klappe ihn auf. Blüthner, deutsches, heimatliches Fabrikat. Wie ich nach der Zeit musikalischer Entbehrung zum erstenmal spielte, vergaß ich alles Elend des Krieges. Nicht mehr die ekel- und entsetzenerregenden Bilder des Schlachtfeldes, nicht mehr die stieren Todesaugen, die zerfetzten Menschen- und Tierleichen standen mir im Bewußtsein, kein Ton von Gewehrgekrach, Granatenhui und Pfeifen der blauen Bohnen: Heimatbilder zunächst, dann ein seliges Beruhigtsein kam über mich. Nicht «Puppchen», nicht Sonaten, Choräle habe ich gespielt, in Erinnerung an das Reformationsfest, an den Sonntag, der mit Sonnenglanz über der Natur stand: Ein feste Burg ist unser Gott. Kameraden saßen um mich herum, mit verträumtem Blick, des Elternhauses, der Familie gedenkend. Die Verwundeten horchten auf. Mancher wird den Schmerz auf Augenblicke vergessen haben. So war die Stunde eine Weihestunde. Der furchtbare Krieg war vergessen auf Minuten.

*

Hans Breithaupt,
geb. 16. März 1886 in Ulm,
gef. 22. März 1916 in Flandern.

16. November 1914.

... Meine neue Stellung hat mir gewaltige Bilder in die Seele geschrieben, Augenblicke von hoher Spannung machten in mir in noch schärferem Licht als bisher die ethische Höhe unseres Berufes begreiflich. Da haben wir sie vor uns, Engländer und Schotten. Mit wahrer Wut setzten wir die Befehle auf zum Angriff, mit hellem Zorn bellen unsere Kanonen, und zum Letzten entschlossen liegt die Infanterie zum Sturm in den vorderen Schützengräben. Vor uns ein Wald, dahinter eine Höhe, Graben an Graben und drinnen der Feind. Man sieht ihn nicht, aus Schießscharten kommt sein Feuer, er verteidigt sich ja nur und gibt sich keine Blöße. Warum greift er denn nicht einmal an? Könnte man ihn doch einmal in ganzer Größe zum Ziel nehmen, könnte man ihn doch ein einziges Mal vor die Klinge bekommen im Nahkampf, ohne vorher über die deckungslose Ebene anrennen zu müssen. Da muß ein guter deutscher Angriff mit dem Bajonett die Gegend säubern. So war es beschlossen und bleibt es, wir müssen ihn zerhauen.
Und wir griffen ihn an, wie Ehrenmänner, beinahe wie Kinder. Vorn der Führer mit lautem Hurra, die Schützen hinter den Hauptleuten, und die Trommler rasseln, als ob sie den Tod aus dem Schlafe holen wollen. Der wachte aber gut und mit ihm der Mord. Im Draht wälzten sich unsere Stürmer, am Boden lag der Angriff zerbrochen, und kein Feind war zu sehen. Von Bäumen schoß er, aus der Erde, aus dem Hinterhalt. Hinterlist muß mit Hinterlist bekämpft werden. Ein harter Entschluß einzusehen, daß die ererbte Fechtweise nichts taugt, ein bitterer Kampf mit dem Kriegerstolz und dem eigenen Selbst, bis man sich zwingt, die Verschlagenheit zur Hauptwaffe zu erheben. Also fingen wir an zu graben wie die Maulwürfe, schanzten uns heran an die Bollwerke, zeigten uns auch nicht mehr. Versteckt saßen die Scharfschützen nun auch bei uns auf dem Anstand wie der Wildschütz und knallten ab, was sich zeigte.
Nun kam die Heimsuchung, die demütigende Prüfung. Wohl hatten wir in vorderer Linie den Gegner einschätzen gelernt und

die Mittel des Kampfes ihm angepaßt. Mit schwerem Herzen müssen wir melden, daß der Auftrag noch nicht gelöst sei und noch lange nicht gelöst werden kann. Keiner der höheren Generale vermochte sich dieser Lage anzupassen. Sie hatten die Greuel nicht gesehen und schenkten unserer Schilderung keinen Glauben. Ich kann es nicht anders sagen, wir würden für feige gehalten. Am nächsten Tage gleich kamen die höheren Führer selber und befahlen den Angriff in gewohnter Form. Mein General kämpfte schwer mit sich, die Tränen traten ihm ins Auge, als er mich beiseite zog und die Meldung niederschreiben ließ: «Brigade v. Br. kann nicht angreifen, ich trage die Verantwortung nicht und trete lieber vor ein Kriegsgericht.» Nie vergesse ich die peinvolle Stille, die zu Boden gesenkten Blicke der Umgebung, alle Mienen sagten uns, ihr wagt es nur nicht, ihr müßt euch schämen. Keiner dachte, wie unsagbar bitter es uns würde, einem Angriffsbefehl zu trotzen. Und neben mir stand aufrecht und gerade der General, lieber bereit, sich selbst zu opfern als seine Leute ohne Nutzen. Wir erschraken, als dennoch der Angriff ausgeführt werden sollte, wenn auch erst nach gründlicher Erkundung und Vorbereitung am nächsten Tage. Was wir fürchteten, kam dennoch, wieder lag eine blutige See vor dieser Hölle, wieder aber war sie in Feindeshand geblieben. Und noch immer glaubte uns die Führung nicht, es kamen noch höhere, ja der oberste Kriegsherr. Und noch einmal begann das grausame Spiel. Wieder dieser versteckte fürchterliche Vorwurf der Feigheit, aber wieder aufrecht und herrlicher noch war die Haltung des Generals. Sollten wir nun angreifen oder nicht? Nein, nicht im Sturm, sondern langsam mit Hilfe der Erde. «Meine Leute opfere ich nicht und schicke sie nicht in einen Wald, den man auch ohne Feind kaum durchschreiten kann. Meine Leute kämpfen seit 21 Tagen ohne Pause, kaum daß sie die Linien noch halten können. Ich beuge mich keinem Ehrgeiz, mein Richter sitzt in meiner Brust. Dieser Sturm ist unmöglich, ich führe ihn nicht aus.»

Ich habe einen Helden gesehen, das ist Heldentum, sich so zu überwinden, und wie fürchterlich einem deutschen General das Herz klopft bei einem Versagen der Vorwärtsbewegung, beim Stocken des Angriffs, das kann sich so leicht niemand vorstellen. Zum Glück für das Ganze bleibt er diesmal Sieger,

und die Sturmangriffe nahmen ein Ende. Wir gewinnen auch so Boden, langsam und sicher, und die andere Taktik findet nun auch den Beifall unserer Vorgesetzten.

*

Karl Wend,
geb. 29. Mai 1889 in Mensdorf,
gef. 29. April 1915 bei Langemarck.

Sevekote, den 16. November 1914.

Wir kämpfen jetzt auf der Linie Dixmuiden—Nieuport. Der Kampf ist sehr heiß. Gilt es doch hier, den Weg nach Calais frei zu machen, um den Engländern besser zu Leibe gehen zu können. Sie kämpfen wie die Löwen. Sie schießen aus stark eingedeckten Schützengräben. Vor denselben befinden sich starke Stacheldrahtverhaue. Das Artilleriefeuer allein kann sie aus ihren Feldbefestigungen nicht vertreiben. Die stürmende Infanterie muß sie dann mit aufgepflanztem Bajonett herausholen. Das ist aber des Drahtverhaus wegen nicht einfach. Dann kommen vor dem Sturm die Pioniere erst zur Geltung. Mit Hunderten von Fässern, welche mit Baumwolle gefüllt sind, rollen sie sich kriechend des Nachts an die Drahthindernisse heran und schneiden dieselben durch, um der Infanterie den Weg frei zu machen. Während dieser Arbeit der Pioniere eröffnen die Engländer dann ein fürchterliches Schnellfeuer auf die Fässer, so daß nachher die darin befindliche Baumwolle mit Kugeln gespickt ist. Vor unserer jetzigen Geschützstellung befindet sich das Überschwemmungsgebiet von Dünkirchen. Viele verwundete Kameraden mußten im Stich gelassen werden, weil das Wasser ganz rapide stieg. Die Krankenträger mußten Verwundete mitsamt der Tragbahre stehen lassen, um das nackte Leben zu retten, Infanterie eiligst ihre Schützengräben verlassen. Ich befinde mich im verlassenen Hause eines katholischen Geistlichen. Früher muß es hier allerliebst gewesen sein. Ein wunderschöner Garten umrahmt dasselbe. Aber der Krieg hat aus diesem Blumengarten einen Soldatenfriedhof gemacht. Zwei Massengräber sind zwischen hohen Lebensbäumen gegraben. Ein schlichtes Holzkreuz mit daran befestigtem Helm, auf jedem Grab die Inschrift: «Hier ruhen in

Gott fünfzig deutsche Soldaten. Gestorben als Helden für Deutschlands Freiheit.» Welche Hoffnung, welches Lebensglück liegt hier begraben. Viele Angehörige daheim werden an diese Gefallenen noch Briefe der Liebe und des Wiedersehens schreiben, bis sie dann die traurige Gewißheit erfahren. Es kommt öfter vor, daß Briefe noch 14 Tage nach dem Tode eintreffen.
In dem Pfarrhause selbst sieht es auch nicht mehr gut aus. Mehrere Volltreffer haben ihren Weg durch Dach, Fenster und Wand genommen. Die meisten Sachen sind durch Granatsplitter zertrümmert, z. B. die Bilder von den Eltern des Pfarrers sind richtig durch Splitter an die Wand befestigt worden. Sämtliche Kirchen sind hier gesprengt, um den Deutschen keine Beobachtungspunkte zu lassen. Auch die Bewohner haben stark gelitten bei der Beschießung ihres Dorfes. Eine Granate schlug in einen Keller und tötete eine ganze Familie: Vater, Mutter und drei Kinder, eine alte Frau verlor vor Schreck den Verstand. Die Bewohner hausen jetzt zu zwei, drei Familien in den Kellern. Sie sind ganz auf uns angewiesen. Schrecklich ist der Krieg, aber auch so manches Schöne und Edle kann man hier erleben. Das Letzte wird geteilt mit den Bewohnern. Kein Deutscher denkt daran, Vergeltung zu üben für die Greueltaten, die sie im August an manchen unserer Kameraden beim Durchgang in ihrer Verblendung verübten. Die Begeisterung, die das Heer bei der Mobilmachung ergriff mit dem gesamten deutschen Volk, war kein leerer Wahn.

*

Viktor Prütz,
geb. 14. Oktober 1895 in Neustrelitz,
gef. 28. September 1918 bei Piennes.

Nikolaiken, November 1914.

Wie gern wäre ich bei den Freiwilligenregimentern! Von ihnen wird einmal in der Geschichte die Rede sein. Uns hat man hier zwischen die Landwehr gesteckt. Wir liegen auf Vorposten und tun still unsere Pflicht vor dem Feind. Es geht doch im Krieg viel anders zu, als die Zeitungen berichten. Da steht nichts von kalten Nächten auf Posten, nichts von Patrouillengängen durch

große Wälder, wo hinter jedem Baum der Feind lauern kann, nichts von den Tagen im Schützengraben, wo man sich unter den Geschützen deutscher Waffenfabriken beschießen lassen muß. Von uns hier wird wohl nie die Rede sein. Wir vollbringen ja keine Heldentaten, wir liegen ja nur in der Kälte im Schnee, um unseren Kameraden Sicherheit vor Überfällen zu geben. Aber unsere Pflicht wollen wir auch tun. — — — Schrecklich ist es mit den Flüchtlingen. Wer es einmal so aus nächster Nähe gesehen hat, wie sie uns nachsehen, wenn wir durch ein Dorf marschieren — wissen sie doch, daß hinter uns der Russe kommt —, wer es einmal gesehen hat, wie sie mit ihrem Vieh auf den Landstraßen treiben, wie sie auf ihre Leiterwagen ihr Hab und Gut aufladen und mit ihren kleinsten Kindern auf dem Arm Abschied nehmen vom Haus, wenn ihnen der Befehl dazu gegeben wird, der weiß, wie schrecklich ein Krieg ist.

*

Karl Sennewald,
geb. 4. April 1886 in Weimar,
gef. 17. Oktober 1914 vor der holländischen Küste.

16. Oktober 1914.

Habt keine Bange, liebe Eltern, wir tun unsere Schuldigkeit voll und ganz und brennen alle darauf, uns mit den Engländern zu messen. Die Kameraden von der Landarmee werden sich derer von der Marine nicht zu schämen brauchen. Wenn die erste Granate übers Deck fegt, werde ich Eurer gedenken, dann aber — weg mit den Gedanken, dann will ich meine Maschine so bedienen, daß unser Boot das erste vorn sein soll am feindlichen Geschwader.
Wir und Torpedoboot S 116 fuhren Patrouille mit 100 Meter Abstand und wurden plötzlich von einem Unterseeboot angegriffen. Hart an uns vorbei sauste der Torpedo, sodaß unser Boot ordentlich zitterte, und faßte S 116 mittschiffs. Dampfwolken entströmten, das Zeichen, daß die Kessel geplatzt waren, das Boot brach in zwei Teile, welche langsam wegsackten, während die Mannschaft über Bord sprang. Zuhilfe eilen aber konnten wir unseren armen Kameraden nicht, denn laut ertönte

das Kommando: «Klar bei Schwimmwesten — An die Geschütze — Äußerste Kraft voraus zum Rammen.» Während durch Funkspruch ein anderes Boot zur Hilfeleistung herbeigerufen wurde, suchten wir durch Zickzackfahren in äußerster Schnelligkeit ein Wiederauftauchen des Unterseebootes zu verhindern. Wir haben von demselben nichts wieder bemerkt. Nach zwei Stunden hatten wir mit dem zu Hilfe herbeigeeilten Boote 48 Kameraden gerettet, 14 aber waren leider ertrunken.
... Zu einem Sonderunternehmen gehen wir heute in See, von welchem Ihr später in den Zeitungen lesen werdet. Als gefragt wurde, wer will freiwillig mit, trat die ganze Halbflottille vor wie ein Mann. So glatt wird es wohl dieses Mal nicht abgehen, deshalb schreibe ich Euch noch eiligst eine Karte, da ich fest überzeugt bin, es ist die letzte Karte, welche Ihr von mir erhalten werdet. So lebt denn wohl, behaltet mich in gutem Andenken und seid nochmals herzlichst gegrüßt von Eurem Sohn Karl.

*

Kurt Sewaldt,
geb. 2. April 1892 in Kronstadt,
gef. 16. Juni 1916 bei Molga Fosetta (Italien).

6. Oktober 1914.

Ich habe gestern Eure beiden Briefe, vom 29. datiert, erhalten. Euch von den Insurgentenüberfällen ausführlich zu erzählen, spare ich mir für die Zeit, wo ich bei Euch bin. Ich will nur mit ein paar Worten so eine Situation erklären, ausmalen könnt Ihr Euch dann die Lage selbst. Der Typus eines solchen Überfalles war der bei Issar, — die übrigen kommen dann in allen Varianten. — Es wird gegen Abend abmarschiert. Unsere Kolonnen sind wie endlose Fäden, die sich wie Tausendfüßler durch Berg und Tal schleichen. Immer zwei Pferde aneinandergekoppelt, von einem Kanonier geführt. Außer diesen Tragtierführern habe ich noch fünfzehn bis zwanzig Mann, die zu meiner Disposition sind während dem Marsch, und mit denen die Angriffe abzuwehren sind. Also es wird in die Dunkelheit hineinmarschiert, eine Stunde um die andere. Stockfinster, im Wald ein selbst am Tag kaum kenntlicher Weg. Ganz vorne an der Tête führt ein zu diesem Zweck ausgeliehener Türke. Jeder Tragtierführer muß den Schweif des vor ihm marschierenden Pferdes in Griffweite haben. Zerreißt die Kolonne, so ist ein Weitermarschieren der Rückwärtigen ausgeschlossen. Stürzt ein Tragtier — und das geschieht jeden Augenblick —, so muß es sofort auf die Seite geworfen werden, und sei es in einen Abgrund hinunter, und der nächste muß die Verbindung aufnehmen. Kein Zündholz darf angezündet werden, nicht eine Zigarette sieht man glimmen, alles schwarz, meist nicht einmal der Himmel zu sehen. Mein Pferd kriecht dem vorderen nach; ich höre nur die Schritte des vorderen und des nachmarschierenden, ganz leise, knickende Äste. Gegen Mitternacht. Plötzlich 1 — 2 — 3 — 4 Schüsse etwa 1 km weit vorne, krach, krach, immer näher, und im nächsten Augenblick unmittelbar vor mir im Wald ein rasendes Schnellfeuer und um mich herum das Ping, Ping, Pst, Pfiff der Kugeln, Pferde strömen zurück — Rummel —, wie Ihr Euch vorstellen könnt. Nach einiger Zeit wird von selbst Ruhe. Ein Stückchen Mond kommt heraus. Man rangiert die Gesellschaft und weiß noch eigentlich nicht einmal, was war. Ich reite vor. Eine Menge Packsäcke liegen am Boden, 2—3 tote Pferde. Ein Kanonier ist verwundet. Ein Kamerad, der vor mir marschiert ist, hat eine ganze Pistole ausgeschossen auf Komitatschis, die in nächster Nähe gewesen sein sollen, der eine sagt, rechts, der andere sagt, links des Weges, keiner weiß etwas. Alles hat zum erstenmal Kugeln gehört und dazu in finsterer Nacht. Die Panik war blödsinnig. Heute weiß ich genau, was gewesen sein wird: zwei oder drei Lumpen haben von irgendwelchem Winkel oder Baum herunter ungefähr gegen uns ein paarmal geschossen — selbstverständlich, ohne zu treffen —, sofort haben von diesem und jenem Teil der langen Kolonnen Leute geantwortet; der Weg macht Krümmungen, die Leute sehen nur das Aufblitzen, halten sich gegenseitig für Komitatschis, beschießen sich von allen Seiten, das Konzert ist fertig. Die Komitatschis können ruhig nach Hause gehen, ihre Arbeit ist fertig — außer, sie wollen sich unterhalten und schauen dem Rummel zu. Brüllt dann ein Offizier den Zunächststehenden «Feuer einstellen!», so hören sie auf, und es wird bald alles still. Die Sache war hier eigentlich vollkommen harmlos, und doch ist ein tamischer Rummel daraus geworden.

Allerdings würden wir heute nicht mehr so aufsitzen. Die Gefahr liegt in erster Linie darin, daß sich die Leute selbst gegenseitig anschießen. Das einzige Mittel ist — wie die Deutschen es auch bei nächtlichem Sturm machen — Karabiner entladen lassen und nur um sich ein paar Leute mit geladenen Waffen halten, die man dann selbst hinführt, wo es notwendig ist.
Bei Metalka war die Sache allerdings nicht so harmlos wie hier bei Issar. Dort ist von einer großen Bande ein systematischer Überfall auf unser Brigadekommando gemacht worden mit Hilfe einer Frau, die den Spion gespielt hat. Damals hat es viel Tote gegeben, das war eine böse Sache, aber davon ein andermal.
Ich glaube, Ihr versteht das Verhängnisvolle dieser Überfälle, wenn Ihr Euch nur die Situation Issar ausmalt.
Heute sind hier wieder ein paar als österreichische Soldaten verkleidete Serben gefangen worden. Es ist verteufelt schwer, sie schauen genau so aus und sprechen genau dieselbe Sprache wie ein großer Teil unserer Mannschaft.

25. Oktober 1914.

Mein Zelt steht oben am Hang und sieht über den harten, trockenen Rasen hinunter auf das freie Hochplateau. Ringsum in weitem Kreis dunkler Tannenwald, geputzt mit roten Buchen und traurigen braunen Eichen. Die Sonne hat mittags noch warm geschienen, einschläfernd, betörend, hat längst verkümmerte Gefühle geweckt, Sehnsucht, Freude, Liebe, Leben, Schaffen, und dann hat sich der Abend hereingeschlichen, ich weiß nicht wie. Die Sonne scheint nicht mehr, der Mond ist am Himmel, die Wälder sind schwarz. Im Tal ein leichter weißer Schleier. Am andern Hang ist eine Stadt aus dem Boden gewachsen, Lagerfeuer. Im Westen Abendrot, im Osten auf einer Rauchsäule ein schwarz und roter Wolkenballen — hinter der nächsten Höhe brennt Visegrad.
Alle roten Feuer werden matter, als ob sie langsam einschlafen würden. Der Himmel ist glatt und fahl von einem Ende zum andern. Wenige, aber helle Sterne, als ob nur die großen jetzt zu reden hätten. — Sonst macht so eine schöne Nacht, daß man an Liebe denkt und von den schönsten Dingen träumt. Diese Nacht ist anders. Still und friedlich, so friedlich, als könnte hier

keinem Wesen ein Leid geschehen — aber tief ernst, unendlich tief ernst ist diese wunderliche Nacht.
Die vielen Pferde sind stumm. Bei manchem Lagerfeuer hört man ab und zu eine rauhe Stimme. Es bellen Hunde — die keine Herren mehr haben.
Um ein paar glimmende Klötze sitzen drei Offiziere in schweren Stiefeln und grobem Zeug und reden — ganz leise — von ernsten Dingen.
Der Jüngste von ihnen grüßt Euch herzlich.

31. Oktober 1914.

Diese Exkursion, die Ihr in den Zeitungen als die Kämpfe bei Romanja planina und Rogatica erwähnt gefunden haben werdet, ist für unsere Brigade erledigt. Wir sind wieder unterwegs. Wohin, werden wir erst morgen oder übermorgen merken.
Gestern sind wir über das Schlachtfeld gekommen, wo hier die härtesten Kämpfe stattgefunden haben. Die Serben sind, nachdem sie ihre Stellungen räumen mußten, in außerordentlicher Eile über die Drina geflohen, und nachdem wir ihnen schleunigst auf den Fersen gefolgt sind, war offenbar keine Zeit, das Schlachtfeld aufzuräumen. Jetzt, beinahe eine ganze Woche später, ist alles noch gelegen wie am Tag der Schlacht. Ein Anblick, wie er von allen Kriegsberichterstattern geschildert wird. Drum kann ich mir's ersparen. Ich bin dort zwischen den Leichen unserer und serbischer Soldaten herumgegangen, die haben schon ganz entsetzlich ausgesehen — Schädel zertrümmert wie Kürbisse, die man wider die Wand haut — dazu in Verwesung, na, ich will es Euch ersparen, das anzuhören — und ich bin nicht erschüttert worden, habe ruhig die Einrichtungen der serbischen Stellungen angesehen, man sagt, das ist Gewohnheit. Ich glaube nicht. Wenn man den ersten Toten gesehen hat, so ist es, als ob man dann später wie mit einem Hebel die Gedanken und Empfindungswelt umschalten würde. Man läßt nicht die natürlichen, menschlichen Vorstellungen von Leiden, vernichteten Hoffnungen und dergleichen Ungeheuern mehr eintreten. Käme ich morgen nach Hause, so würde ich genau so wie früher nicht zusehen, wenn man ein Hähndl schlachtet.
Die Stellungen waren interessant. Jeder Mann hatte dort eine infanterie- und schrapnellsichere Burg aus Steinen und Erde

nach drei Seiten und nach oben gedeckt. Innen mit Stroh ausgepolstert. Alles mußte mit Granaten weichgeschossen werden. Auf dem ganzen Plateau sind die roten serbischen Schrapnellhülsen herumgelegen wie die Kegel in einer Kegelbahn.
Das ganze war wie ein Momentbild der Schlacht. Eine versteinerte Szene.
Ich kann nicht weiter schreiben, sonst bleibt der Brief hier. Haben seit sieben Tagen keine Post bekommen.

Serbien, 16. November 1914.

Die letzten zwei Tage werden immer in Erinnerung lebendig bleiben. Sie verdienen, daß ich Euch ein paar kurze Worte darüber schreibe. Ihr habt die letzte Nachricht von mir von den ersten Wintertagen in den hohen Bergen. Gestern sind wir wieder vor Tagesanbruch losmarschiert durch Schnee und gefrorenen Dreck in tiefem Nebel auf den Spuren der Brigade. Eine Stunde um die andere. Der Nebel hat sich keinen Augenblick gelichtet, und schießen haben wir nicht gehört. Nach den Schüssen orientieren wir uns sonst gut. Wir hören unsere Schwarmlinien, und die eigene und feindliche Artillerie unterrichtet uns schon dem Klang nach über die Situation. Diesmal kein Schuß. Gegen Mittag sind wir in einem von unserer Brigade eroberten Serbenlager. Schöne Erdbauten, zum Teil von unseren Granaten eingeschossen. Einige Kisten serbische Munition. Weiter rückwärts ganze Kasernen aus Stangen und Erdziegeln aufgebaut. Alles kriecht nur Stück für Stück aus dem Nebel, unheimlich still und verlassen; nur ab und zu Pistolenschüsse.
Gegen Abend beziehen wir Lager in einem verschneiten Stoppelfeld. Wir waren am Debelo brdo. Daß dies eine wichtige Paßhöhe ist, wußten wir nach der Karte. Gesehen haben wir nicht fünfzig Schritte weit. Die Zelte so mitten im Schnee aufzuschlagen und die müden Gäule anzupflocken, drückt im ersten Augenblick ein wenig auf die Nerven. Nach einem Stündchen hat man aber das Gefühl, daß der Platz schon ganz warm und wohnlich ist. Um jedes Pferd herum wird der Schnee weggeschaufelt. Es wird Heu oder Stroh herbeigeschafft und Feuer gemacht. Bei dem Nebel kann man das ruhig tun. Man sieht den Schein nicht durch den Nebel. Die Füße werden getrocknet,

ein Topf heißer Kaffee und eine Zigarre machen, daß man guter Dinge ist.
Am nächsten Morgen sind wir um 5 Uhr aufgestanden. Sternenhimmel. Wie ich im Zelt die Kerze angezündet hab, haben die Wände geglitzert von lauter kleinen, feinen Kristallen.
Im Osten Aussicht auf ein tiefgelegenes Hügelland, zum Teil noch ohne Schnee; darüber Morgenrot. Vom ersten Augenblick an war ich heute so gut gelaunt, im Vorgefühl eines schönen Tages.
Nun haben wir auch übersehn, wo wir gelagert haben. Neben uns eine ganz kleine Stadt aus lauter langen Baracken, so wie oben aus Heu gebaut. Dazwischen einzelne Häuser mit dicken Wänden aus Rasenziegeln aufgeführt, mit Türen und Fenstern, sogar mit regelrechten Schornsteinen, innen Tischen und Betten. Die Kerle sind Meister darin, aus nichts ein Haus zu machen.
Die Sonne ist aufgegangen — für uns zum erstenmal nach langen Tagen – der Schnee war über Nacht gefroren, und die Eisplättchen darauf haben geglänzt. Ich war übermütig vor Freude. Es war so schön wie die schönsten Wintermorgen am Schuler.
Anfangs war der Marsch schwer. Die Pferde sind jeden Augenblick am Boden gelegen. Bald aber hat die Sonne den Weg weich gemacht, und wir sind immer weiter talabwärts gekommen.
Ich reite vor und führe auf den nächsten Kopetz eines unserer Bataillone. Ein Teil der Mannschaft baut Schützengräben, der größere Teil ist damit beschäftigt, den eigenen Leib in Ordnung zu bringen. Da höre ich plötzlich alles «zivio» brüllen — Valjevo ist in unseren Händen! Das langerstrebte Ziel ist erreicht.
Heute habe ich auch — zum erstenmal, seit wir neuerdings in Serbien einmarschiert sind — mich ganz gewaschen und die Wäsche gewechselt. So bin ich wie neu geschaffen. Ich bin immer noch einer der reinlichsten. Gesicht, Hände und Zähne wasch ich mir jeden Morgen, wenn nur irgend möglich; in den letzten Tagen mit Schnee. Bitte schickt mir als Muster ohne Wert ein paar wollene Fußlappen. Die sind besser als die schönsten Strümpfe.
Heute hab ich an den Füßen gehabt: dünne Strümpfe, Kamel-

haarstrümpfe, Fußlappen aus meinem Leintuch von Mali Zvornik und Stroh in den Kommißschuhen.
Ich bin sehr neugierig, was uns die nächsten Tage bringen.
Valjevo ist die größte serbische Stadt, die wir bis noch gesehen haben. Gepflasterte Straßen, elektrisches Licht usw., aber entsetzlich ist es hier. Siebentausend Verwundete, fünftausend Gefangene und alles voll Train.
Alle Offiziere, die hier herumlungern, die nicht in der Front sind, haben trotz ihrem bedeutend zivilisierteren Äußeren etwas abscheulich Ekelhaftes an sich und scheinbar auch eine merkwürdige Verachtung für uns, die wir dreckig von oben bis unten von vorne zurückkommen. Als ob wir etwas wären, das man zwar höflich behandelt, mit dem man aber nicht gerne in Berührung kommt.
Ich hab mich über das Gesindel, das hier in warmen Zimmern wohnt und trotzdem «kriegsmüde» ist, weidlich ausgeschimpft.

*

Karl v. Möller,
geb. 11. Oktober 1876 in Wien.

Tagebuch.

Ormezö, am 25. November 1914.

In der Nacht wollten wir die Kundieska erstürmen. Das Kommando selber ritt, als die Dämmerung ihre Schleier zu werfen begann, über Terszow nach Lužek gr. Ein Marsch wie im Märchen. Zuerst, im Dämmern, stieg es wie Gespenster aus der stark riechenden Erde. Dann kam der Mond und streute über das Dnjestrtal eitel Silber, das im Flusse zu einer leuchtenden Schlange zusammenfloß. Bald gerade, bald in Schlingen kam uns die weiße Straße entgegen. Knapp südlich Terszow stieg sie zu einem quer über das Tal gelegten hochgeböschten Riegel an. Schützengräben am Rande zeigten, daß man ihre beherrschende Lage begriffen hatte. Dann schwand das Mondlicht. Die Bahnstation von Busowisko sah uns mit feurigen Augen nach. Es war mäuschenstill. Kein Schuß, kein Laut, ein großes Schlafen. Umso härter klapperte der Hufschlag unseres Reiter-

trupps. Endlich ritten wir in Lužek gr. ein. Ein typisch galizischer Ort mit ein paar besseren Häuschen an der Straße und einem Meierhof unweit davon. Wir saßen vor zwei einladender aussehenden Häusern im Nordteil ab, mußten aber bald erkennen, daß wir vor Pferdestallungen standen. Die Russen liebten es, Wohnhäuser zu Ställen umzuwandeln. Und so marschierten unsere Gäuler, mißtrauisch schnaubend, in die Gemächer. In einer Hinterstube lag ein ungarischer Landsturmmann: choleraverdächtig. Vor den Häusern flackerte ein Holzstoß. Die Wärme tat wohl. Denn die Nacht ließ sich frostig an. Dann tappten wir im Finstern zum Meierhof, der aber schon vom Stabe der 38. Division bis ins letzte Winkel besetzt war. Der Kommandant Feldmarschalleutnant Baron Karg machte uns schließlich ein Nebengebäude frei, und wir verbrachten auf verdächtigem Stroh eine schlechte Nacht. Schlecht auch, weil Befehle zum Stoppen des Angriffs eingetroffen waren.
Tags darauf ritten wir wieder in das Kloster Lawrow zurück: der Rückzug nach Westgalizien und in die Karpathen war beschlossen. Ein ungutes Gefühl hielt uns fest, als wir die Kuppel des Klosters, wo wir stolze Tage erlebt hatten, wiedersahen. Es war der 4. November, als wir nach Westen weiterritten. Wir kamen an einzelnen unserer abziehenden Bataillone vorbei. Die Leute sahen mißmutig aus. Ein Wiener Landsturmmann meinte grimmig: «Da soll mr net deprimiert werden!» Der Stab geriet am Wege nach Mszaniec in den dichter und dichter werdenden Abendnebel. Man ritt längs des Mszankabaches neben steilen, vielfach eingerissenen Bruchufern, die der Nebel trügerisch verhüllte. Ein Fehltritt, und Roß und Reiter wälzten sich im Grunde. Da war es nicht ratsam, sich in Grübeleien über diesen Krieg etwa zu versenken, so viel sich auch im Gehirn darüber aneinanderstieß. Ein ungemütlicher Ritt. Auch weil die kalte Feuchte in Mark und Knochen drang. Wiederholt stampften wir durch den Bach. Einmal wollten wir rüber und, weil die neblige Finsternis die Steilheit verhüllte, stürzte das Pferd des Divisionärs, im Glauben, man könne gemütlich durchpatschen, fast mannstief in den Bach. Die anderen Gäuler glitten klüger auf der Hinterhand uferab. In Mszaniec sah sich das Kommando vom griechisch-katholischen Pfarrer bequartiert.
Weiterhin ritten wir wieder durch zahlreiche Lachen und furteten

wiederholt durch steinige Gebirgsbäche, die mehr Wasser als sonst führten. Es war eine merkwürdige Gegend, die wir durchzogen. Links in einiger Entfernung der Bergwald des Karpathenrückens in düsterer Schwere, nahe am holprigen, steinigen, ungepflegten Wege viel Jungholz, recht buckliges, hutweidentragendes, vielfach bebuschtes Land. Neben uns der aufgeregte Bach, über uns ein graues Dach. Kaum wo Menschen. Kaum Felder. Große Einöde.
Wir sollten am 13. November in das Treffen, welches bei Baligrod tobte, eingreifen, so hieß es in Cisna. Nun unterstanden wir zwar unmittelbar dem 3. Armeekommando, aber das 7. Korps der zweiten Armee war unser Banater Heimatkorps. Schließlich war es an sich unsere Pflicht, bedrängten Kameraden zu helfen. Sie standen seit mehreren Tagen in der Linie von Baligrod—Sczawne im Kampf mit kräftig vorstoßenden Russen.
Schließlich aber war alles Blut und alle Mühe umsonst, wir erhielten vom 7. Korpskommando den Rückzugsbefehl und gleichzeitig die Verständigung, daß wir wiederum armeeunmittelbare Gruppe mit der Bestimmung seien, den Karpathenabschnitt Plasza—Kosarka zu verteidigen. Die Rückbewegung sollte am 14. Oktober zeitlich früh einsetzen. Man legte sich nach einem frugalen Abendessen aus der Küche eines fremden Truppenkörpers aufs Ohr. Einige wußten zwar, daß die Nacht kritisch werden konnte, weil der Gegner längs des fast freien Fahrweges Bereznica unschwer nach Baligrod zu stoßen vermochte. Soldatentrotz aber und jener das Schicksal herausfordernde Leichtsinn, der sich bei Menschen, die vielen Fährlichkeiten glatt entronnen waren, entwickelt, hielten uns fest und ließen die meisten recht gut schlafen.
Am Morgen ließ uns der unruhige Divisionär freilich um eine Stunde früher als geplant, nämlich um 4 Uhr marschieren.
Es war ziemlich dunkel und sehr kalt, die gefrorene Straße klang glashart unter den Pferdehufen. Der Atem von Mensch und Tier verdichtete sich zu Wölkchen. Allenthalben herrschte Ruhe, kein Schuß, kein Ruf. Bei Bystre südlich Baligrod ritten wir durch ein Lager. Die Leute — es waren Hunderteinser — saßen um zahllose, rotglühende, zitternde Feuerchen, die Gesichter dämonisch umlodert, Rücken wie von Pech übergossen. Eintöniges Prasseln in der Runde — das brennende Holz. Im ganzen ein Bild wie vom Höllenbreughel —.

Die Wegschlingen abwärts nach Cisna waren vereist. Unsere Gäuler glitten aus. Auf der Sattelhöhe lag ein seinen Wunden am Transporte erlegener Dreiundvierziger.
Ich diktierte in Cisna die Disposition für den noch am gleichen Tage durchzuführenden Weitermarsch auf den Karpathenkamm. Von Baligrod her dröhnte Gefechtslärm. Hunderteins bei Liszna sollte uns aufnehmen. Mir war diesmal trotz des Rückzuges ausnehmend wohl zu Mute. Ich kam mir wie vom Weihnachtsmann beschenkt vor. Man bedenke auch: Allein hinausgestellt zur Lösung einer ungewöhnlichen, schwierigen Aufgabe war meine Gruppe, und ich davon richtig selbständiger Führer! Ich fühlte alle Kraft in mir, jetzt konnte mir erst recht niemand dreinreden, und die Erfahrung von bald einem Dutzend Schlachten und Gefechten hatte meine Kenntnisse ungemessen gesteigert. Jetzt konnte ich dem Vaterland schöpferisch dienen und meiner deutschen Nation, um die ja letzten Endes aller Kampf offensichtlich ging. Wir mußten zuletzt siegen. Kam es auf Opfer an, und waren sie noch so groß? Und schließlich der Tod? Lebt man, um von Genuß zu Genuß zu taumeln oder gar um sich zeit seines Lebens auf den Himmel vorzubereiten? Man lebt doch, um auf dem Posten, wohin man gestellt ist, das denkbar Beste unter Drangabe aller Kräfte zu leisten.

*

Wilhelm Kind,
geb. 13. Oktober 1886 in Probstheida b. Leipzig,
gef. 29. März 1918 bei Plessier (Frankreich).

Baracken bei Guignicourt, 9. November 1914.

Gestern abend 6 Uhr kommt der Befehl. Irgend ein Nest soll gestürmt werden. Wir sind Reserve, müssen aber eingreifen, sollen mächtig schreien beim Sturm, jedes Haus durchsuchen. Ich lege mich in meinen Karnickelstall schlafen. Vorher im Park, wo wir hausen, stehe ich noch einmal am Rande der Ebene und schaue hinaus. Schon brüllen die Kanonen in der Ferne, und die Gewehre knattern. Der Sternenhimmel ist wunderbar, im Norden

blinkt der goldene Wagen. Ich denke an Euch daheim. 1/4 11 Uhr stehen wir an der Ebene. Es fällt kein lautes Wort. Dann marschieren wir in den Nebel hinein. Wir wissen nicht, wohin es geht. Die Berge, lange Höhen, eine Schicht dicke Luft von unbestimmter dunkler Färbung, darunter heller das Blau des Himmels, das Licht des abnehmenden Mondes, um ihn die Sterne.
Am Weg steht Wald, vorn an der Lichtung eine einzelne junge Kiefer mit langen Nadeln. Und ich fühle die verborgene, mir offenbare Schönheit alles Lebendigen. Ganz eins fühle ich mich mit der weiten Ebene, dem Licht und den Gestirnen.

Sandgrube vor Berry-au-Bac, 2. Dezember 1914.

Die vergangene Nacht war herrlich. Wir haben 6 Stunden Wache, und 6 Stunden konnten wir schlafen in einem warmen, weichen Loch. So fest und traumlos habe ich geschlafen, daß ich nicht einmal die Explosion von 16—18 Zentnern Dynamit, ein Werk unsrer Pioniere, eine Viertelstunde von uns bei B., gemerkt habe, und doch hat alles gezittert wie bei einem Erdbeben. So habe ich auch jetzt mal einen ganzen Nachmittag lang ein mächtiges Bum-Bum verschlafen.
Die Landschaft hier vor und hinter unsrer Stellung gefällt mir immer besser. Langsam, aber stetig fühle ich mich hier ein. Hier z. B. ist eine lange schmale Höhe mit einem einzelnen Baum. Ich mußte heute nacht an Dürers «Kreuzigung» denken, als ich diese Landschaft sah. Und dabei fiel mir eins auf; ich würde ein Bild der Kreuzigung malen ohne jeden Ausdruck von Trauer oder Schmerz, aber mit der vollkommenen Schönheit dieser Landschaft, die durch den geringsten Ausdruck des Schmerzes mir entweiht zu werden schien. So fühle ich in allen Dingen eine langsame Wandlung des Empfindens.
Seit Tagen ist mir so traut und so heimelig, auch wenn mal nicht alles äußerlich so klappt. Was sind unsere kleinen Sorgen gegen das Gefühl des Geborgenseins im Ganzen der Welt, gegen dieses langsame Reifen und Starkwerden und Sicherwerden für das Schicksal?

Guignicourt, den 5. Dezember 1914.

Es ist Abend, wir liegen im kleinen, warmen Stübchen in G. Unsere Lichte brennen, draußen regnet es, und wir brauchen

nicht im Regen zu wachen, wenigstens einstweilen nicht, denn der Soldat ist ja niemals sicher. Nun klingen die sentimentalen Lieder, einige spielen Skat, andere schlafen, wieder andere essen, alle aber liegen im Stroh, das ganze Haus voll.
Ich war vorhin draußen und habe nach den Bergen hinübergeschaut, mit denen ich nun schon vertraut bin. Draußen, das ist alles so lebendig, und für mich erfüllt wie je, ja stärker, mächtiger, völlig unbegriffen, ich weiß nicht, wohin das noch soll. Und dann: die Kirche, die muß jeden Tag einmal angeschaut werden. Sie ist nicht groß, aber die romanischen Formen so rein, so einheitlich und vollkommen bei größter Einfachheit, ein Stück makelloser Schönheit. Wenn wir in die Gräben rücken, lasse ich mich immer ein paar Augenblicke zu ihr hinreißen, noch ein Gruß, ein glückliches Lächeln, dann nimmt uns dunkle Scharen die weite Ebene auf, an marschierenden Kolonnen vorüber, rasselnden Munitionskolonnen, Meldereitern, Wagenzügen, Pionieren mit Beil, Picke und Spaten, an Artillerie und Küchenkanonen, hinein in das schweigende Dunkel, das noch so unheimlich belebt ist, hinein in das Leben, das mir nun schon völlig vertraut ist.
Und ich gehe gern, denn die starken Stunden habe ich nicht hier, wenn ich auf dem Stroh liege, rauche und träume, sondern draußen im Graben, in den langsamen Nächten, wenn ich, unbekümmert um den Lärm der Artillerie, geöffnet bin für das weite, ruhevolle Dunkel der Landschaft. Dort wächst meine Kraft, 100 m vorm Feinde. Siehst Du, so finde ich Ruhe in jeder Gefahr, und wenn der Tod käme, würde vielleicht mein Fuß nicht in das Leere treten.

*

Rudolf Hering,
geb. 27. Dezember 1891 in Dresden,
gef. 16. Dezember 1916 bei Dara/Rumänien.

Amifontaine, den 20. Dezember 1914.

— — Mit Lobeck war ich schon in Freiberg zusammen und Thieme, der aktiv ist, habe ich jetzt erst kennengelernt. Er hat den Krieg von Anfang an mitgemacht, und ist das Bild blühend-

ster und strotzendster Gesundheit, ein Draufgänger sondergleichen, aber weich und voll Gemüt wie ein Kind. Wir drei wollen, wenn es irgend geht, Weihnachten zusammen feiern. Kürzlich haben wir bis 3 Uhr morgens zusammen gesessen, und da unterhielten wir uns hauptsächlich von unserm lieben, deutschen Vaterland, vom Elternhaus, und jeder erzählte, wie es zu Hause bei ihm ausschaut, wie schön die Jugendzeit gewesen ist, wie er von Vater und Mutter Abschied nahm, und ob man es überhaupt ertragen kann, wenn es einmal heißen wird: «Friede geblasen». Dazu dampft auf meinem Ofen immer das Getränk des Stellungkrieges, Teepunsch, und auf dem Tisch steht ein winziges Christbäumchen. Wenn ich das anzünde, dann tritt meinem lieben guten Thieme schon vor lauter Rührseligkeit das Wasser in die Augen, dann singen wir Weihnachtslieder und erzählen uns von den deutschen Mädels, die ein jeder kennt, und an die man hier denkt, wie an ein Wesen einer schöneren und besseren Welt. Aber so nach dem dritten Kochgeschirr, wenn Thieme seine Mitternachtsmüdigkeit hinter sich hat, geht's ans Philosophieren. Dann reden wir vom lieben Gott, und an was wir glauben, und man kann vor drei nicht ins Bett gehen. Ja, Ihr glaubt gar nicht, wie schön es hier ist, wo jeder selbstbewußt ist und sich den Teufel schert um Leute, die er nicht mag. Hier hat niemand Kritik zu üben über das, was man tut oder läßt, nur der Erfolg bürgt einem für den Wert des Handelns. Nie bin ich so frei, wie wenn ich auf meinem Rappen über die Felder sause oder in stiller Bedachtsamkeit durch die hier noch herbstlichen Wälder reite, im Schritt, und die Einsamkeit und das Sterben der Natur genieße. Oder ich gehe am Spätnachmittag zur Divisionsfeuerstellung, ganz allein, und lege mich dort auf eine Strohfeime auf den höchsten Punkt der Umgebung und sehe ein bißchen übers Land bis zu den Türmen von Reims, oder rüber an die Steilufer der Aisne, wo sich die Heeresstraßen der Franzmänner abzeichnen. Dann geht der Abendsegen los. Erst bei uns ein grollender Donner nach einem jachen Aufblitzen, aber er bleibt nicht allein. Dumpf brüllen die Deutschen, und mit pfeifenden Granaten grüßen die Franzosen. Wenn es dunkler wird, sieht man die Schrapnells platzen wie feurige Seifenblasen. Aus dem Abendsegen wird eine regelrechte Kanonade, bis die Schüsse und Einschläge seltener werden, schließlich ganz verstummen und man unter klarem Sternenhimmel liegt und nur noch die hallenden Gewehrschüsse oder die dumpferen vom Schützengraben hört, bis ein neues Spiel beginnt, das Spiel der Leuchtkugeln. Sie steigen glühend empor, kommen oben zur Entfaltung und ergießen sekundenlang taghelles Licht kilometerweit übers Land, bis sie verlöschen und gleich sinkenden Kometen im Walde verschwinden. Jetzt schleichen draußen die Patrouillen vor, ihren ungewissen Weg, von Tag zu Tag frecher werdend, bis ran an den feindlichen Schützengraben. Doch diesmal ist er besetzt, sie lassen die Patrouillen rankommen, eine Leuchtkugel steigt hoch und läßt ihnen Zeit, den schneidigen Kerl, der ihnen zeigt, was ein Deutscher ist, über den Haufen zu schießen. Das alles geht mir auf dem Strohdiemen durch den Kopf, bis ich langsam heimwärts pendele.

*

Peter Semmler,
geb. 5. Januar 1881 in Nieder-Gemünden.

22. November 1914.

Wir wollen den Mut nicht sinken lassen, denn der liebe Gott hat ja bis hierher geholfen und wird dann auch weiter helfen. Mit dem Trost gehen wir immer wieder vor den Feind. Aber es wäre zu wünschen, daß der Krieg bald ein Ende hätte, denn hier steht man Tag und Nacht in Lebensgefahr. Sollte ich nicht wieder nach Hause kommen, so tröste Dich mit den andern, denn es sind gar viele, die nicht wiederkehren. Nimm mir bloß meine Kinder in Schutz.

3. Dezember 1914.

Ich ergreife die Feder, an Euch zu schreiben, und wenn Euch mein Schreiben in guter Gesundheit antrifft, so soll es mich von Herzen freuen. Euer Paket und, was die Hauptsache ist, worauf ich schon seit Tagen gepaßt habe, das Bild habe ich heute erhalten. Wir hatten gerade Essen gehabt, als die Post kam, ich hatte ja Hunger, aber das Bild war mir lieber als das ganze Essen. Ich habe mich erst mal satt geweint vor Freude, daß ich Euch wieder mal sehen konnte auf dem Bild. Die Kinder sehen ja alle

gut aus, das freut mich sehr. Aber Du, liebe Frau, Du brauchst Dich doch nicht so zu kränken, denn ich bin's ja nicht allein hier im Felde, es sind ja Tausende von Familienvätern, die hier stehen. Also häng auch was an Dich.
Ich habe Euch heute 15 Mark geschickt, das soll das Weihnachtsgeschenk sein von Eurem Papa, da kannst Du für Dich und die Kinder was kaufen. Das Lieschen ist ja merkwürdig dick geworden. Wenn Ihr alle nur gesund bleibt, da will ich gern alles mitmachen, denn ich denke immer: «Es hat einen Anfang genommen, es wird auch ein Ende nehmen».

Argonnerwald, den 24. Dezember 1914.
Deinen lieben Brief vom 23. und einen vom 6. November habe ich heute erhalten und daraus ersehen, daß Ihr alle noch gesund seid, wenn Gott will, so komme ich wieder zu Euch. Du schreibst, was Du machen sollst, wenn ich nicht wiederkomme. Da kann ich Dir doch keine Vorschriften machen. Das Haus kannst Du nicht behalten, wenn Du für Dich bleiben willst, und die Kinder sind noch zu klein, als daß sie Dir helfen können. Da kann ich Dir keinen anderen Rat geben, als Du wirst es verkaufen müssen, und Dich mit den Kindern auf Hausmiete setzen. Wir müssen ja vieles durchmachen und auch vieles ertragen, aber das wollen wir alles gern tun. Man wird manchmal ganz nersch, denn wir liegen seit August täglich im Gewehr- und Kanonendonner, wenn ich die liebe Frau und die Kinder nicht hätte, dann wollte ich lieber sterben, als wie ich das noch länger mitmachen müßte. Aber wir dürfen den Mut nicht sinken lassen.

*

Reinhold Frohn,
geb. 1. Februar 1885 Hannover-Linden,
gest. 24. Dezember 1914, Kutno, Feldlazarett.

Piontek, 8. Dezember 1914.
Die erste Nachricht meiner Verwundung habt Ihr inzwischen wohl erhalten. Mir geht es sehr gut. Ängstigt Euch also bitte ja nicht, liebe Eltern. Es geht alles gut. Meine Verletzung ist zwar schwer, weil der linke Oberschenkel durchschossen und gebrochen ist. Das wäre der erste Schuß. Eine Gewehrkugel hat mir den linken Fuß durchschlagen und eine andere ist hinten in den Hals und zur rechten Brustwarze wieder herausgesaust. Eine Schrapnellkugel ist vom rechten Ohr in die Wange gegangen und sitzt da noch. Zwei dieser letzteren stecken im linken Arm. Heute morgen haben wir diese mit Leichtigkeit herausgeholt. Das ist eine ganz nette Auswahl, gelt? Aber der liebe Gott hat seinen Arm über mir gehabt und bis auf die Knochenverletzung keine edleren Teile verletzen lassen. Ich bin so wohlauf, daß ich wirklich große Lust nach einer fröhlichen Bierrunde mit Euch verspüre. Na — bald!
(Zwei Stunden vor seinem Tode der Schwester diktiert:)
Empfangt hiermit meine letzten Zeilen. Es war zu viel. Gehabt Euch nicht allzu sehr um etwas, was gebracht werden mußte. Grüßt bitte alle Lieben.

*

Hugo Lüdicke,
geb. 25. September 1891 in Wilhelmshaven,
gef. 23. April 1915, Ghistelles (Flandern).

Slype bei Ostende, 7. Dezember 1914.
Wir sitzen jetzt gemütlich bei Kanonendonner — die Fenster zittern jedesmal beim Frühstück (Kinderbraten) — und erzählen uns etwas und rauchen dazu. Es ist alles nicht so schlimm, wie man es sich in der Ferne vorstellt. Die Leute hier sind freundlich und nicht hinterlistig. Wenn wir unsere Gewehre reinigen und singen, steht die ganze Familie drum rum und hört zu. Manche Lieder kennen sie schon und singen sie mit. Morgen nacht müssen wir wieder in den Graben. Wenn es nur nicht so schmierig von der Überschwemmung wäre und nicht so oft regnete, wäre es schon ganz gut auszuhalten. Also mir geht es gut. Einen Freund habe ich nicht, sie sind alle meine Freunde. Wir halten alle fest und treu zusammen.

Slype in Belgien, 1. Januar 1915.
Am heiligen Abend sangen wir bei brennendem Christbaum (Buchsbaumstrauch) die lieben, alten Weihnachtslieder. Unser

Zugführer hatte das Eiserne Kreuz erhalten. Ihm standen die Tränen in den Augen, als wir ihm jeder mit kräftigem Handschlag unter dem brennenden Baum Glück wünschten. Er sprach wenige Worte. Aber wir alle verstanden sie. Nach der Feier gingen wir dann in den Kampf. Die Sterne leuchteten am Himmel und die Granaten blitzten auf. Im ersten Grauen des ersten Weihnachtstages hatten wir 6 Tote und 11 Verwundete. Hoffentlich geht es Euch gut. Gott gebe den Menschen bald Frieden.

*

Adolf Wiegand,
geb. 13. August 1885 in Osnabrück,
gef. 31. August 1918 bei Péronne.

Roye, 17. Dezember 1914.

Aus Eurem Brief sieht man, wie unsereiner sich hier draußen verändert hat. Alle Eure kleinen Sorgen verschwinden hier bei uns vollkommen. Wir sind so geworden, daß in uns nur der Gedanke lebt, siegen zu wollen, auch wenn wir uns selbst dabei aufreiben. Das Gefühl wurzelt in uns zu fest, es ist ja auch vom ersten Tag in uns, und wir kennen doch die Greuel des Krieges aus eigener Anschauung. Wenn wir uns vorstellen sollten, daß das alles unsere Städte und Dörfer wären und das alles unsere Rüben und Kartoffeln, die auf den Äckern faulen, und unsere Häuser, die hier abbrennen, dann wäre das genau so, als wenn uns einer den Lebensfaden abschnitte. Wir können uns das gar nicht vorstellen, wir müssen einfach siegen, wenn das Leben wieder Wert haben soll für uns. Und wenn wir dann das Leben behalten und wieder in die Heimat kommen, dann sind wir so glücklich, daß es uns im übrigen ganz gleich ist, wie wir finanziell dastehen, oder wie sich das Leben und der Beruf weiter gestaltet. Wenn Friede ist und ich sitze wieder unter Euch, das ist mir genau so, als wenn mir einer nochmal das Leben schenkt, ein zweites Leben, das mit dem ersten gar keine Verbindung hat. Und da schreibt Mutter mir, es käme ihr so vor, als hätte ich sie nicht so lieb, wie sie es verdiente. Ich wünschte, ich könnte so manchen mal mitnehmen direkt aus der Heimat hier in die

vorderste Linie, da wo wir täglich arbeiten, vor den eigenen Schützengraben, den Gegner 300 m vor der Nase, dort soll er sich im Stacheldraht den Anzug zerfetzen, dort soll er sich die Hände blutig reißen, dort soll er im Schlamm stehen und frieren im Dunkeln, daß er die Hand vor Augen nicht sieht. Dann soll ihm das Handwerkszeug in der Hand zerschossen werden, dann soll er die Richtung verlieren, in die Granatlöcher fallen, dreckig, zerschunden und regendurchnäßt alle Augenblicke eine Salve um den Kopf herum, dann soll er die Augen krampfhaft aufreißen und zu sehen versuchen, und dort acht Stunden aushalten, arbeiten, da wo man sie nur fühlt, nichts sieht, und wo die feindlichen Patrouillen auf 100 m ran sind. Ich glaube, mancher stürbe in der ersten Nacht vor Schreck und Nervenlähmung und würde sagen: Hier, nimm mein Vermögen, aber lasse mich nur einmal in die Heimat zurück. Und daß er sein Vermögen behält, daß er eine Heimat hat, deshalb stehen wir hier Nacht für Nacht, für ihn, für Euch alle zu Hause. Hart sind wir geworden; die Salven schrecken uns nicht mehr, der Dreck wäscht sich ab, die Uniform wird wieder genäht und die blutigen Schrammen heilen. Wo ist die Nation, die uns hier draußen bezwingen will? Aber wo ist auch die Nation, deren Kinder in die Heimat zurückgekehrt, soviel stille heiße Tränen vergießen werden als wir? Wie mancher Brief ist mit der letzten Anstrengung zustande gekommen, und alle fangen sie an: Liebe Mutter, lieber Vater. — — genau so wie man vor 15 oder 20 Jahren als Kind sagte, wenn einem etwas fehlte. Und diese Anrede, das ist heute keine Überschrift mehr, darin liegt die Erkenntnis dessen, was man vor dem Kriege besessen hat, ohne den Inhalt genau zu kennen, darin liegt der Wunsch, nochmal Kind sein zu können.

*

Willi Wolbold,
geb. 29. Dezember 1893 in Saarbrücken,
gest. 9. Februar 1917 in Schneidemühl, Fliegerschule.

Vor Ypern, den 17. Dezember 1914.

Vorgestern machten die Franzmänner zwei Sturmangriffe, die natürlich abgeschlagen wurden. Wir, das heißt die Artillerie,

mußten vorher ein starkes Feuer aushalten, das wir nach Gebühr beantwortet haben. Ein unheimliches Krachen und Knattern, dem man ohnmächtig gegenübersteht. Wir haben aber dazwischen gefeuert, wie die Besessenen eine Salve nach der anderen hineingejagt in das heulende, krachende Durcheinander. Daß wir den Franzosen einen wichtigen, vielleicht den letzten Stützpunkt vor Ypern weggenommen haben, wollen sie nicht zugeben und machen rasende Anstrengungen, um den Stützpunkt, eine Höhe, wieder zu nehmen. Aber wenn wir irgendwo die Zähne reingehakt haben, lassen wir nicht mehr los.
Hindenburg hat uns wieder einmal das Rückgrat gestärkt. Diese Begeisterung, die sein Sieg hier auslöste, könnt Ihr Euch nicht vorstellen. Wir wollten erst das Ungeheure nicht glauben: die ganze russische Armee in die Flucht geschlagen, und damit wahrscheinlich das russische Heer vernichtet. Ungeheuerlich, fast zu überwältigend, um es zu glauben.
Diese Auffrischung tat uns aber auch bitter not; denn hier sieht's sehr trübe aus. Nicht als ob wir ein Vordringen des Feindes fürchteten, aber die Bedingungen, unter denen wir kämpfen, sind fast zu hart, zu unerträglich. Wochenlang still liegen, mit zäher Unerschütterlichkeit Angriff auf Angriff abschlagen, und jeden Zentimeter Boden, den wir erobern, mit Verlusten bezahlen, die fast zu groß sind. Denn hier wird um Zentimeter gekämpft. Und dann das Wasser! Ihr habt keine Ahnung, wie das Wasser den so schweren Kampf erschwert. Wir bauen Unterstände und sehen sie in ein paar Stunden voll Wasser stehen. Die Laufgräben sind die reinsten Bäche, der Boden durchweicht, zerwühlt, zerschossen. Es ist wörtlich aufzufassen, daß die Stiefel im Dreck stecken bleiben, in einem zähen, gelben, heimtückischen Schlamm. Und über die Felder zieht sich ein Laufgraben neben dem andern, liegt ein Granatloch neben dem andern. Und die Nächte sind so dunkel, so schwarz und undurchdringlich wie unser Schicksal. Fast alles muß bei Nacht gemacht werden, Essen beibringen, ablösen, Stellungswechsel und alle diese Arbeiten. Man tastet sich dabei vorwärts in das Dunkel hinein, von Infanteriekugeln umpfiffen, von Granaten umkracht — übrigens das einzige Geräusch in der toten Finsternis —, rutscht aus, arbeitet sich wieder hoch und muß vorwärts, muß einfach. Gestern abend rollte ich unseren Telefondraht auf. Die Franzosen hatten ihn, wie es jeden Tag 10 mal passiert, zerschossen. Und nun tastete ich mich übers Feld und suchte meinen Draht. Auf allen Vieren, oft auf dem Bauche, wenn die Leuchtkugeln kamen, schob ich mich von Merkpunkt zu Merkpunkt und holte meine einzelnen Stücke. Ich konnte nicht mehr alles finden. Morgens früh noch einmal los und zusammen gesucht, was zu finden war; denn die Verbindung muß da sein, wenn der Major kommt. Man glaubt nie, daß man in dieser Dunkelheit, in diesem Schlamm überhaupt etwas fertig bringt, und doch geht's, muß es gehen; sind es doch die kleinen Sandkörnchen, die den Berg unseres Sieges auftürmen sollen, und jedes Sandkörnchen muß beigebracht sein. Noch viel schlimmer ist die Infanterie dran, die Tag und Nacht in den Schützengräben auf der Lauer liegen muß, bis an die Knie im Schlamm, von Granaten überschüttet, in nassen Unterständen, die das Wasser zernagt und zum Einstürzen bringt. Und man tut alles doch so gern, durchkostet alle diese beinahe unerträglichen Mühseligkeiten und Strapazen mit einem Lachen, das allerdings manchmal rauh und verbissen die Kehle hochsteigt. Und doch lacht man nach einer vollendeten Arbeit, nach einem vollbrachten Tag; und dieses Lachen wird zum Jubeln, wenn wir von neuen Erfolgen hören, die unsere Kameraden errungen haben. Wir wissen genau, daß unsere Kameraden in Rußland tausendmal mehr ertragen müssen, und doch wünscht jeder, in Rußland dabei sein zu dürfen, noch mehr erdulden zu dürfen, um unserer Angehörigen willen, die wir schützen, um unserer großen Sache willen, die wir verteidigen, um unseres Vaterlandes willen.

*

Oskar Loose,
geb. 22. September 1876 in Köslin,
gef. 21. Dezember 1914 bei Carlepont.

In den Höhlen des Waldes von
Carlepont, 17. Dezember 1914.

Meine lieben, kleinen Leute!
Gern hätte ich, Waldi, Dir schon eine Franzosenmütze geschickt, aber ich habe noch keine bekommen können. Von so einem

Schwarzen, die magst Du wohl nicht und die rechten Franzosen sind nur als Offiziere hier vor uns, die bleiben dann weiter zurück.
Neulich, in der vergangenen Woche, war ich vorgelaufen und hatte auch schon drei Feinde umgangen, die ich fangen wollte. Aber dann schossen sie aus dem rechten Waldstück auf mich, während vor mir eine ganze Reihe ausschwärmte, um mich zu fangen. Da konnte ich nicht anders, ich mußte zwei von den dreien totschießen, während der dritte, der in einem Loch lag, nur verwundet wurde. Nun, von den Toten wollte ich Dir die Mütze doch nicht schicken, und so mußt Du leider noch etwas warten. Nun kommt ja aber doch mal ein Tag, wo man etwas frei hat und denke mal, wie ich da durch den Wald gehe, Eddi, da komme ich ganz weit im Walde auf eine kleine Wiese so recht im Tal gelegen, ringsum der dichte Wald mit seinen Felsen und Höhlenlöchern und in dem Wiesentale — da fand ich ein paar Gänseblümchen. So recht lieb standen sie da und guckten mich mit ihren großen Blumenaugen so erschreckt an, ich glaube, die fürchteten sich vor mir. Denk auch bloß mal, Du gingest in einem dunklen Walde und da käme auf einmal ein über und über beschmutzter Soldat, an dem nichts weiter blank ist als seine schrecklichen Waffen, auf Dich zu, ich glaube, Du würdest auch Furcht empfinden. Ich habe ihnen dann aber gut zugeredet und gesagt, ich wollte mit Dir wiederkommen. Du seiest ein kleines sauberes Mädchen und würdest sie dann schon lieb haben und denke mal, dann schien die Sonne wieder und ein Häslein, das sich ins Gras geduckt hatte, sprang eilig auf und lief wohl schnell zu den Rehen im Walde hin, um ihnen zu sagen, sie brauchten nicht vor mir bange zu sein.

*

Eugen von Wietersheim,
geb. 17. Mai 1870 in Neuhof, Kreis Striegau,
gest. 3. August 1915 im Feldlazarett Ziemiany/Galizien.

Zwezede, den 19. Dezember 1914.

Als Landwirt möchte ich Dir folgenden Rat geben: Unsere materiellen Aussichten nach dem Kriege sind unbedingt sehr

mäßig, gleichwie der Krieg auch enden möge. Es muß mit allen Mitteln versucht werden, die Betriebe in bestem Zustande zu erhalten. Auf der Landwirtschaft beruht schließlich alles. Soviel Getreide produzieren als nur irgend möglich. Nicht mit Kunstdünger sparen. Es kommt nicht darauf an, welches das Beste für unser Portemonnaie, sondern wie produziere ich das meiste für Deutschland. Du wirst nun eine alte, erfahrene Landfrau werden, und mir sicher ganz über den Kopf wachsen bei Deiner riesigen und immer bewährten Passion und Verständnis für die Wirtschaft. Laß Dich bitte aber mal von diesem oder jenem erfahrenen Landwirt beraten. Der gute alte F. ist nicht immer ganz der rechte Mann, so treu und famos er sonst ist; aber sein Prinzip, kein Geld auszugeben, ist doch sicher jetzt nicht das richtige, denn der Boden muß in der richtigen Kultur erhalten bleiben zur Ernährung der Allgemeinheit.

*

Martin Lämmel,
geb. 22. Februar 1891 in Kattern b. Breslau,
gef. 17. September 1915 an der Wersoka.

25. Dezember 1914, 4 Uhr nachts.

Von 6—7 Uhr habe ich einen Christbaum gebaut aus den heimatlichen Tannenzweigen, mit acht kleinen Wachsstocklichtchen, habe in der Ecke unseres Unterstandes einen Aufbau zurecht gemacht, vor den Christbaum eine Papierkrippe gestellt und Deine vier Wachslichter darum. Dann nahmen wir noch ein verlorenes Schäfchen in den Unterstand auf, das sonst keinen Anschluß hatte, lösten den Posten draußen auf fünf Minuten ab und zündeten den Baum an. Wir beschenkten uns mit den Resten von Zigaretten, Speck, Wurst, Schokolade, Zwieback, Marzipan und kurfürstlichem Magenbitter, die ein jeder noch hatte. Wir sangen: Stille Nacht, heilige Nacht. Ich las aus dem neuen Testament die ewige Weihnachtsgeschichte: Und es begab sich, daß ein Gebot — — —. Und in der Hälfte sangen wir mit heiserer, leiser Stimme, ein Tenor und ein Baß, das wunderbar zarte: Es ist ein Ros' entsprungen. Langsam fingen die Zweige des Bäumchens an zu knistern. Unter den ver-

glimmenden Lichtern erklang das «O du fröhliche». Und als es dunkel geworden war, dachte ich: es fehlt nur noch eins. Und ich sang den andern Dein Lied, Mutter: «So nimm denn meine Hände». Dunkel hob sich das Bäumchen ab von der weißen Kalkwand des Unterstandes. Die silbernen und goldenen Fäden glänzten zwischen den Nadeln. Flimmernder Tand. Nur flimmernder Tand?
Eine halbe Stunde später sammelte ich meine Patrouille gegen den Feind. Nun habe ich schon zweimal draußen gelegen auf dem Bauche, das Ohr auf den Boden gepreßt, den Revolver in der Faust, den Finger am Sicherungsbügel, in sternklarer, kalter Nacht auf dem hartgefrorenen Boden, so wie ich es mir wünschte in irgend einem Brief, den ich vor etwa vierzehn Tagen schrieb. Wir halten gute Wacht für Euch daheim. Und für das, was dem Manne noch mehr sein muß: Für die Idee des Staates, des deutschen Vaterlandes. Wir sechs ziehen noch einmal, auf eine Stunde nur, hinaus vors Drahtverhau, 150 m vor, in der Stunde des frühesten Tages.

*

Walter Heintzel,
geb. 18. Januar 1892 in Hamburg,
gef. 17. November 1915 bei Merckem in Flandern.

Weihnachten 1914.

Im Westen versinkt langsam die Wintersonne. Über dem winterlich einsamen Schlachtfeld ruht das Schweigen des Todes. Schweigend und schwarz starren die Ruinen der Häuser vor uns in die mondlose, stürmische Julnacht. Nichts rührt sich auf der weiten Flur. Friedlich liegt das Schlachtfeld vor uns. Ab und zu steigt eine französische Leuchtgranate auf, die die Gegend für einige Augenblicke erhellt. Hin und wieder fällt ein scharfer Schuß der Posten im Graben. Sonst ist alles still. Julnacht — deutsche Weihnacht!
Die Gedanken der Krieger sind heute daheim bei all den Lieben, daheim in der Heimat. Noch immer liegen wir in Feindesland, noch immer donnern die Kanonen, noch ist der Friede weit.

Noch wird es dauern. Aber, so drängt sich einem die Frage auf, wie wird es nach dem Kriege, nach dem Siege werden?
Wenn wir nun mit unseren Waffen den Sieg erfochten und unserer friedlichen Arbeit dauernden Schutz erfochten haben, was wird aus all den guten Kräften werden, die diese ernste Zeit aus uns herausgearbeitet hat? Wird das deutsche Volk diese Kräfte in Frieden erhalten und weiter entfalten können? Sieh, Mutter, das ist für mich die Kernfrage des ganzen Krieges. Können wir sie mit Zuversicht bejahen, dann müssen und werden wir alle Opfer des Krieges verschmerzen können. Haben wir auch im Frieden Führer, die ihr Ziel, die Größe und Verantwortung ihrer Aufgabe kennen, Opfer von uns zu fordern den Mut haben werden, haben wir Männer und Frauen, die für ihre Überzeugung eintreten, denen die innere Stimme des Gewissens mehr sagt als äußere Anerkennung? Oder wird es wieder so werden, wie es — Gott sei es geklagt — an so vielen Stellen unten und oben im Vaterlande vor dem Kriege war? Ängstliche Scheu vor Rang und Geld, brutaler Kampf der materiellen und Parteiinteressen, Schelten nach oben und unten, kleinliche Sorgen des grauen Werktags und des engen Ichs, leichtfertiger Tanz über den Sonntagsfrieden hinweg? Soll unser gutes, tüchtiges Volk dasselbe wieder erleben, was es nach den Freiheitskämpfen vor hundert Jahren, nach dem großen Krieg von 1870 hat erleben müssen? Will man wieder wie damals die Familienväter dieses deutschen Volkes für Heimat, Vaterland haben kämpfen lassen, ohne in rechter Weise dafür zu sorgen, daß diese Familienväter an dem Heimatboden, der Väter Land, den ihnen nach blutigem Kampf zukommenden Anteil erhalten? Oder werden alle Männer und Frauen in verantwortungsvollen Stellen, tapfer und in klarem Bewußtsein ihrer Pflichten und Ziele, für die Rasse und Aufgaben des deutschen Hauses, der deutschen Familie eintreten? Das ist des Deutschen Reiches Schicksalsfrage nach dem Kriege. O Mutter, diese Frage lastet schwerer auf mir als die, ob ich oder links oder rechts der Kanonier lebend und gesund aus dem Kriege zurück kommt. Glaube mir, hier in der Front zu kämpfen, dazu gehört weniger persönlicher Mut als zu den Kämpfen um die wahre, rechtliche und sittliche Freiheit und Einheit im Inneren nach dem Friedensschluß.

Viele wissen: dem Kampf mit dem Schwert in der Hand muß der Kampf des Geistes folgen, jener Kampf des deutschen Geistes gegen den fremden schädlichen Geist. — In uns wohnt der Glaube an unsere Kraft, der Glaube an unsere Art! Wir werden uns durchsetzen! Wir glauben an ein Erwachen des deutschen Volkes auch in geistiger Beziehung und an ein rechtes Erkennen des Zieles. Eine neue deutsche Welt wird erstehen und ein neues Leben — ein deutsches Leben — wird sich den Weg bahnen.

*

Ludwig Schäfer,
geb. 9. Dezember 1880 in Berlin,
gef. 6. März 1915 bei Pohar/Galizien.

Lascinicke, Russ.-Polen, 23. Dezember 1914.

Von Mittag 12 Uhr hatte ich wieder einmal Krankenwache. Da hatte ich alle Hände voll zu tun, 14 Mann in einem engen schmutzigen Raum auf Stroh gebettet. Ich sitze auf einem Sack auf der Erde. Ein kleines Petroleumlämpchen erhellt schwach den Raum. Stöhnen und Ächzen, rasselnder Atem. Sitzt nicht wieder neben mir der Tod und wartet und wartet? Tausend Bitten, unzählige Klagen. Während ich dem einen helfe, ruft schon der andere. Vorsichtig taste ich durch die dicht am Boden liegenden und versuche zu helfen. Einer will immer trinken und darf es doch nicht — Bauchschuß. Einer fragt immer wieder, ob sein Fuß wieder gesund werden würde. Was dort aus dem geschienten Bein hervorragt, ist ja kein Fuß mehr. Langsam, Tropfen für Tropfen, flöße ich einem andern in den offenen Mund etwas Kaffee — Schuß in den Mund. Lange Schatten an der Wand. Flackernden Lämpchens Lichtschein, zitternde Lebensflammen. Neue Bitten, neue Klagen. Durch das Fenster leuchten zahllose Wachtfeuer, und jetzt tönt eine Mundharmonika. Gesang fällt ein, «Es war in Schöneberg———». Langsam schleicht die Nacht vorwärts. Draußen rollt Kanonendonner, ein Schrapnell zerplatzt funkensprühend in der Luft. Und immer füllt sich die Luft mit Klagen, schon ist der ganze Raum erfüllt, und zum Himmel steigt eine furchtbare Anklage, ein wilder Fluch. Dann kurze Ruhe. Bis wieder das Klagen anhebt. Endlich, endlich kommt der Morgen heran, der die Armen zur nächsten Station, zum Feldlazarett bringen soll. Werden wir alle auch fortgeschafft werden? Bange Zweifel. Da, die Wagen fahren vor. Also doch! Langsam wird einer nach dem andern fortgetragen. Die sich etwas bewegen können, kriechen vor. Nur mitkommen! Weihnachtsglocken tönen, die Heimat ruft. Was sieht nur einer so todblaß aus und liegt so totenstill? Die Heimat ruft doch! Alle haben den Raum verlassen, nur einer nicht. Still sind die Lippen, die so dringend bis zum letzten Augenblick den Trunk begehrten und der, der neben mir saß und wartete, hüllt ihn in seinen Mantel.
Morgen ist Weihnachten, und ich nicht bei Euch. Verlebt die Festtage recht glücklich. Hoffentlich kommt nun endlich der Tag, wo wir uns wiedersehen können, und wo der Krieg wie eine dunkle Wolke davongezogen ist.

*

Konrad Müller,
geb. 27. März 1896 in Berlin-Cöpenick,
gef. 29. September 1915 bei Tahure/Champagne.

25. Dezember 1914.

Heilig Abend ist vorbei. Es war ein Heiliger Abend, an den ich lange denken werde. Vorgestern kam plötzlich der Befehl, daß wir Schützengräben buddeln sollten, und zwar auf längere Zeit. Wir waren ganz betrübt, und doch ist das Fest schön geworden. Wir mußten in T. übernachten. Der ganze Ort war belegt mit den «Leibern» und unserem 18. Regiment. Alle waren schon in Weihnachtsstimmung. Der Baum wurde geschmückt. Und wir, wir sollten nachts in die Linie und vier Stunden schuften. Das wollte uns gar nicht gefallen. Aber es mußte sein. Nachts um ½2 Uhr kehrten wir in unser Quartier zurück und legten uns auf das Stroh. Es war ein Quartier bei einer jungen Frau. Das war ein Elend, unbeschreiblich einfach. Der Mann war im Felde. Die Frau wußte nichts von ihm, da sie nicht an die französischen Behörden schreiben konnte. Verdienen konnte sie nichts. Essen habe ich sie den ganzen Tag nicht gesehen, und dann vier

kleine Kinder. Das Jüngste zwei Tage nach Einberufung des Mannes geboren. Barfüßig sprangen die Kleinen auf den Steinfliesen und auf dem nassen Lehmboden auf der Straße herum. Elend, elend, so etwas gibt es in Deutschland nicht.
Wir hatten Lebensmittel empfangen und waren in die Kirche gegangen. 12 Mann waren wir. Zuerst sangen wir «Stille Nacht». Dann las ich die Weihnachtsgeschichte vor. Nach dem Evangelium hielt einer von uns eine kurze, kernige Ansprache. Dann sangen wir noch «Großer Gott, wir loben Dich»! Die kleine Feier war so stimmungsvoll, manch alter Mann hat geweint, und manch Spötter schwieg. Dann gingen wir zurück und saßen still um den Kamin. Plötzlich kam die Nachricht, wir sollten heute abend noch mit unserer Kolonne eine Christfeier haben. Die Freude war groß. «O du fröhliche» klang es in den kleinen Raum. Es war zu schön, einen arbeitsfreien Abend mit den Kameraden verleben zu können. Auf einmal war es hell in dem kleinen Raum geworden. Nur die arme Frau stand mit Tränen in den Augen. Die Kinder saßen in der Ecke, staunten und wurden ganz zutraulich und lieb. So gut wir konnten, trösteten wir die Frau, als wir losgingen. Um 7 Uhr fuhren wir in die sternenklare Nacht und sangen immerzu. Es war eine herrliche Mondnacht. Fast in jedem Haus sah man den Christbaum brennen. Wir wollten kaum glauben, daß wir in Feindesland waren. Wir müssen im Fest wieder zum Buddeln hinaus.

*

N a u d é,
gef. 19. Juni 1915 in Galizien.

Im Quartier, 31. Dezember 1914.

Die letzten Stunden des alten Jahres 1914 will ich benutzen, um mit meinen Lieben in der Heimat mich zu unterhalten.
Nicht klagen will ich heute. Klagen tue ich überhaupt nicht — aber glaube mir, wie schrecklich der Krieg ist, könnt Ihr, die Ihr dabei nicht beteiligt sind, nicht ausdenken — was Ihr in den Zeitungen lest, klingt alles so schön, die Wirklichkeit ist ganz, ganz anders. Nachdenken über all das Wahnsinnige, das man erlebt, darf man gar nicht — man muß eben durchhalten und

man tut es — jedenfalls ich — gern. Die alten Landstürmer sagen immer zu uns Jungen: wenn Ihr gewußt hättet, daß es so im Krieg zugeht, so hättet Ihr Euch nicht freiwillig gemeldet! Und ich sage immer, ich hätte mich doch gemeldet. Denn wir müssen. — Jeder deutsche junge Mann muß für sein Vaterland freudig sein Leben einsetzen, wenn's auch noch so furchtbar schwer ist. — Das sind keine Gefühlsergüsse von mir, es ist meine felsenfeste Überzeugung, zu der ich mich durchgerungen habe und die ich vertreten werde, solange ich lebe. Jeden Tag kann ich fallen, das weiß ich genau, — stets fordert unser Schützengrabenbeziehen mehrere Tote — aber, liebste Mutter, wenn's Gott bestimmt hat, so will ich gern sterben für mein geliebtes Vaterland.
Wir schlafen herrlich auf der weichen Matratze im großen Bett, zugedeckt mit der schönen Decke von Großmutter. Morgens trinken wir warmen Kakao, dazu gibt's Pfefferkuchen von Mutter und Großmutter oder Keks, dann wird gelesen oder Gewehr gereinigt, fein Frühstück gegessen, weiter gefaulenzt. Mittag gegessen, geschlafen, gelesen, spazieren gegangen, geschrieben, bis der Abend herankommt und man zum Täßchen Tee sich heimatliche Wurst und Kommißbrot gutschmecken läßt. Hat man also nicht Wache zu stehen, was ja auch oft vorkommt, oder ist kein unseliger Appell, so lebt man herrlich und in Freuden. Fern donnern die Kanonen, . . . die von der See aus gelten auch uns — nahe rauscht das Meer.

1915

Heinrich Zellner,
geb. 21. Februar 1886 in Dt. Wilmersdorf, Kreis Teltow.

Snaeskerke an der Bruck bei Ostende,
7. Januar 1915.

Des Soldaten liebste Beschäftigung ist das Essen. Bei der Feldartillerie ist die mit Recht so beliebte Gulaschkanone nur selten vertreten, es wird vielmehr zugweise abgekocht. Nur hapert's damit manchmal furchtbar. Da ist dann so eine ungeschickte Gesellschaft, die noch nie im Leben eine Suppenkelle in der Hand gehabt hat, zusammengeraten, und die soll nun kochen. Kochen, das ist überhaupt gut gesagt, da die zum Kochen notwendigen Zutaten wie Butter, Eier, Gewürze immer fehlen, Mehl, Zucker, Milch nur in den seltensten Fällen vorhanden sind. Da gehört also schon ein gewisses Geschick dazu, in den Speisen Abwechslung zu schaffen, wenn man ein Stück rohes Rindfleisch in die Hand gedrückt bekommt und nichts weiter dazu. So haben wir Züge, bei denen es jeden Tag gekochtes Rindfleisch gibt. Das wäre ja allerdings ein Dorado für den alten Herrn, Rindfleisch, womöglich gekocht mit Senf- oder Zwiebelsauce, oder Brühkartoffeln — ist ja sein Leibgericht. Solche Leckersaucen gibt's aber hier nicht; die kriegt selbst unser Küchengefreiter nicht zustande. Küchengefreiter! Was stellt Ihr Euch wohl darunter vor? Gewiß irgendeinen Küchenklown, den uns der Staat nach vorgenommener Abstempelung zum Gefreiten zur freundlichen Benutzung überlassen hat? O weh, weit gefehlt! Unser Küchengefreiter ist ein hochgewachsener junger Mann mit lieblich sprossendem Vollbart und kühn geschwungener, römischer Adlernase. Um den Mund hat er einen herrischen Zug; er hört auf den melodischen Namen Beier. Seines Zeichens Studiker im vor-

geschrittenen Semester. Zum Zeichen seiner Würde haben wir aus einem verlassenen belgischen Hause ihm eine weiße Schürze besorgt, seine umgedrehte Militärmütze sieht zwar nicht mehr ganz blütenweiß aus, — denn er leidet wie alle Köche sehr unter Schwitzen — ist aber doch der Mütze eines Kochs entfernt ähnlich.
Morgens steht der Meister als letzter auf, denn die niedere Kunst des Kaffeekochens überläßt er inferioreren Geistern, wie mir. Hat er dann seinen Kaffee geschlürft, kratzt er sich am Hinterkopf, — ein beliebtes Mittel, um die Sinne zu schärfen, — und überlegt mit wichtiger Miene, wie er heute unserm Gaumen einen möglichst angenehmen Kitzel verschaffen könnte. Er ist noch nicht ganz schlüssig — das sieht man seinem Gesichte an —, womit er uns heute erfreuen soll, aber trotzdem greift er sich einen Gemeinen heraus, der ihm die niederen Arbeiten wie Kartoffelschälen pp. zu besorgen hat. Auf einmal geht ein Glänzen über sein Gesicht, und wir wissen dann, «jetzt hat's geschnappt». Es ist beinahe, als ob er mit einer höheren Macht im Bunde stände; denn immer zaubert er aus den Tiefen seines Rucksacks, der notabene unerschöpflich ist, herbei, sei es etwas Mostrich oder Zimmet, sei es ein Stück Butter, das er großmütig opfert, sei es sonst irgend etwas Raffiniertes. Nun kann man ja natürlich trotz der größten Kochkunst nicht aus Rindfleisch Kalbsbraten oder Gänsebraten machen. Und Rindfleisch wird nur geliefert, das ist hier Brauch von altersher. Doch unser «Küchengefreiter» — findet Ihr nicht, daß in dem Wort Küchengefreiter eine gewisse Innigkeit liegt, als ob man dabei die Augen gen Himmel aufschlagen möchte? — ersinnt immer einen anderen Modus. Heute gibt's Schmorbraten, morgen Gulasch, übermorgen Rinderbraten mit imitierter Sahnesauce. Ja, er beabsichtigt sogar schon Selleriesalat und saure Nieren zu machen! Er behauptet aber, Essen sei auch eine Kunst, die gelernt sein wolle und wir fräßen alles nur sinnlos in uns hinein. Unsere Gaumen müßten erst für feinere Genüsse vorgebildet werden. So lernten wir erst essen und begnügten uns mit der ersten Stufe: Rinderbraten, Schmorbraten, Gulasch und Kochfleisch. Doch wir sind gelehrige Schüler, und so sind wir schon auf Stufe zwei angelangt: wunderbarer Milchreis mit Zucker und Zimmet. Saure Nieren und Selleriesalat stehen in naher Aussicht.

So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage
In der allerschönsten Saufkompanie!

Und doch — trotz unseres genialen Küchengefreiten macht sich bisweilen eine Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Ägyptens geltend. So ein Gänse- oder Hasenbraten von Mutters Hand, der käme mir eben recht.

*

Franz Lakotta
geb. 24. März 1884 in Hennersdorf/Schlesien,
gest. 31. Dezember 1930 in Osterfeld/Rhld.

Middelkerke, den 2. Januar 1915.

Alles ist feldmarschmäßig gepackt und reisefertig zum Aufbruch. Ich bin allein in meiner stillen Klause, da mein Trupp noch mal auf 24 Stunden nach vorne mußte. Gott weiß, wohin wir kommen, nur nicht nach Birschoote, wo wir dann an den vielen Gräbern unserer Kameraden vorbei müßten — sowie der entsetzliche Lehm und Schlamm. Dort haben wir so oft Belgien verwünscht und uns nach einer anderen Ecke gesehnt. —
Nun muß ich Dir, liebe Frau, auch über unsern Erfolg des letzten Kampfes berichten. Viel ist es nicht, aber in dieser langen Zeit, wo wir hier stets dem Tode ins Auge gesehn haben, ohne selbst anzugreifen, ist es wieder einmal etwas Neues. Wie ich Dir bereits mitteilte, war der Kampf kurz, aber heftig. Ich hatte nachdem die Gelegenheit, mir beim Mondenschein das Kampffeld näher zu besehen. Denn bei Tage war es ausgeschlossen und auch des Nachts nur, wenn der Mond hinter Wolken war. Zunächst will ich vom Feinde und dessen Verlusten berichten. Er kam in drei Staffeln im Sturm auf unsere Stellungen. Die einzelnen Posten wurden vom Feinde überrannt, bzw. gefangen oder getötet. Diese hatten aber Schnellfeuer abgegeben, sodaß die Feldwachen alarmiert wurden. Diese griffen ein und alarmierten die Reserven. Als sie einschwärmten, wurden sie von den Granaten überschüttet und verloren drei Viertel ihrer Mannschaften. Keiner ist mehr lebend davongekommen, denen der Hals durchgeschnitten war, bis auf die Wirbelsäule. Das

machen die Marokkaner und Senegalneger. Sie arbeiten hauptsächlich mit dem Messer. Nun kannst Du Dir ein kleines Bild machen, was für Blut fließt, und mit welcher Wut dann unsere Kameraden rangehen. Diese sind kaum zu halten, da sie immer weiter in die feindlichen Reihen wollen. Man sieht den Tod vor Augen, und doch denkt man nicht daran, nur immer ran an den Feind. Ferner sah ich, wie ein Matrose sich gegenseitig mit einem Neger aufgespießt hatte und nun friedlich zusammenlagen, als wären es Brüder. Einer neben dem andern. Auch haben wir zwei brave Kameraden von unserm Telefontrupp zu beklagen, welche mit ihrer Station ebenfalls im vordersten Graben lagen. Sie hatten vorschriftsmäßig den Apparat zuerst zertrümmert. Mit welcher Begeisterung unsere Reserven zum Sturm gingen, kann ich Dir allerdings nicht beschreiben. Jeder zog schon vorher sein Seitengewehr heraus und probierte es auf seinem Gewehr, ob es nicht von dem Flugsand versandet war. «Rache für unsere Kameraden», so gingen sie aus dem Unterstand. Dem Hauptmann ließen sie keine Ruhe, es dauerte ihnen zu lange. Sie hatten alle gedacht, mit Engländern ins Handgemenge zu kommen, leider vergebens. Liebe Frau! Du wirst ersehen, daß wir hier, so wie überall, bei den deutschen Truppen an jeder Front und auch zur See, begeistert sind, gründlich aufzuräumen, damit endlich die Sache mal vorwärts geht und der langersehnte Friede näherrückt. Das ist es, was die Feinde Deutschlands erschreckt und sie ins höchste Bewundern versetzt, die deutsche Manneszucht, Religion und Disziplin. Wir wollen auch fernerhin trotz Tod und Verderben Stand halten, so daß kein fremder Fuß unsere Saaten in der Heimat zertreten soll. Die Feinde waren so ritterlich und überschütteten uns mit Negern, Indern und Gott weiß was für ein Pack. Sie glaubten, uns damit zu ängstigen. Aber bange machen gilt nicht, sagt der Deutsche.

*

A. Jakobeit, unbekannt.

Am 27. Januar 1915 im Schützengraben.

— — — Wir haben uns unsere Unterstände so gut wie möglich dicht gemacht, haben uns drin Öfen gebaut, so daß wir uns

manche Stunde recht behaglich fühlen. Aber man wird immer und immer wieder an die Nichtigkeit des menschlichen Daseins erinnert, besonders in Augenblicken, wo man alles um und an sich vergessen hat. Da saust eine Kugel dicht an den Ohren vorbei, eine Granate kommt mit donnerndem Getöse in unserer Mitte hernieder, da und dort ein Toter und Verwundeter, oder man sieht vor sich die auf freiem Felde verwesenden Leichen des Feindes. Alles, was wir tun und machen, geschieht in der Nacht. Uns bringt sie ein Aufatmen, erstens schweigt des Nachts die feindliche Artillerie, wir können Essen von der Feldküche holen, Brennholz besorgen, Wasser holen, unsere Wohnungen ausbauen. Kurz und gut, man sehnt den Abend herbei; sogar der gute Mond ist uns unangenehm, weil man weit sichtbar ist; nur die dunkle grauenvolle Nacht ist uns angenehm, aber der Humor läßt sich überall merken, man hört hier und da Mundharmonika spielen, Lieder singen, sogar Lieder dichten.

*

Hans Kirchmayr,
geb. 31. Dezember 1893 in Schauersfreiling, Bez. Linz, Oberösterreich.

31. Jänner 1915.

Bitte verzeih dies Papier — Sonntag nirgends eins zu kaufen — und ich muß Dir jetzt sagen, was ich erlebt. Ich komme vom Bahnhof. Ein Marschbataillon ging weg, mit ihm achtzehn meiner Kameraden. Die meisten waren Feldwebel geworden und die alle hatten den vordersten Waggon des Zuges besetzt; aus dem nächsten sahen die Offiziere. Mit der Hilflosigkeit der Rührung steht man unter den Abschiednehmenden, ich wagte fast nicht hinzusehen, als z. B. der Kommandant der Schiabteilung, ein Einjähriger, sein Mädel, das auf den Wagentritt gestiegen war, zum letztenmal küßte. Um vieles ärmer fühlte ich mich, daß Du nicht da sein kannst, wenn ich in den Zug steige ... Und das wird bald sein. Diesmal blicke ich anders auf die Fortfahrenden als sonst — wie wenn ich mit dem nächsten Zug ihnen nachkäme. Halb habe ich mich bereits gelöst von dem, was mich

verbindet mit dem Frieden. — Nach dem zweiten Signal zum Einsteigen hob die Musik den Radetzkymarsch an. Waren mir früher schon die Grauen von Frühlingsstürmen umwittert erschienen — die Tauluft mochte dazu beitragen —, so blickte ich jetzt während der Klänge des feurigsten Österreichermarsches auf sie als die Kämpfer, die den Sieg vorbereiten, erringen werden. Im Frühling . . . der Schnee begann leicht zu schmelzen, und die Jungen, unsere ersten, zogen in's Feld — muß es jetzt nicht Frühling werden? Wie ein bittendes Mahnen klang der alte Marsch herüber, unser Vaterland, unser geschmähtes Österreich trotzdem nicht untergehen zu lassen, nicht an ihm zu verzweifeln — und aus den Gesichtern sprach ein ernstes, festes Ja. So muß jemand fühlen, der seine Geliebte lang verachtet, verkannt hat, und plötzlich erkennt er ihre Liebe, ihren Wert — schmerzlich, aber mit dem tief, wild ausbrechenden Gelöbnis, alles wieder gut zu machen, wie er nur vermag . . . Die meisten waren schon droben gewesen, die Offiziere alle — kein Wort übermütigen Hasses mehr an den Wänden der Wagen, nur auf Zettel in den Mützen oder in den Schiriemen das vielsagende: «Zum zweitenmal nach Rußland» oder «Zum drittenmal». Und doch — welche Begeisterung, in den Augen derer mit den leuchtend gelben Borten am roten Kragen, derer mit den goldenen und silbernen Sternen, derer mit dem schlichten Grau der Halstücher — als der lange, lange Zug hinausfuhr unter Flattern, Rufen, Brausen . . . Anfangs, Mitte und Ende März gehen nacheinander drei Marschbataillone weg. Die werden uns alle mitnehmen. Mich vielleicht schon das erste. Ich lebe auf, da die Zeit naht, für die wir uns solang vorbereitet. Um keinen Preis möchte ich zurückbleiben.

4. Oktober 1915.

Heut ist's wieder schön! Nachts draußen im Graben und wenn auch nichts kam — gestillt hat doch das Unstillbare der dunkle stumme Marsch durch den Wald, der mondgrelle Strom der Scheinwerfer, die jähen Blitze und das lange feierliche Brausen schwerer Granaten durch die sternenlose Ruhe. Ruhe schwält im Unterstand, wenn das knisternde Feuer erloschen und nur die rotgelbe Flamme der Sturmlaterne über unbewegliche, dichtgedrängte Schläfer scheint. Ich weiß nicht, wer der war, neben dem ich heut lag. Eine fremde Truppe, und doch gehören wir zusammen, fühlen mitsammen, wie beim Morgenlicht ein Schwarzbart hereinkommt, sich niederfallen läßt und ruft: «Buam» (40 sind sie alt!) «dankt's unserm Herrgott, uns geht's guat. Auf 39 habn's 4 Tote und zwei hat's verschütt'!» Eine Granate fuhr in den Unterstand und zerriß sie . . . Und jetzt, Deinen Brief, Dein Bild vor mir, die mich in alle Wirbel des Glücks rissen! Fährt ein Rotkreuzkarren die Schotterstraße zum Friedhof hinauf — ich seh's durchs Fenster, den weißen, rohen Sarg. Leben und Tod, wirrer Wechsel, stärkster Einklang. Man sieht's, hört's, wie sie sterben, und es ist wie ein Traum, dem man nur seine Wirklichkeit glaubt, wenn des Lebens Schönheit dem Grauen des Todes gegenübersteht.

Ein Frühling neuer Frische werden Seele und Sinne sein, wenn das Drama schließt — jetzt schon spür ich's! Grau, hart und tannenschwarz liegt unser Lager — aber durch die Schlucht herauf schäumen die Farben des Herbstes. Vor zwei Tagen stieg ich das erstemal hinunter. Wie es sang und schwang in mir — Duft und Licht des Herbstes! — Wir lagen einem kleinen Weiler gegenüber, auf den eine unsichtbare Batterie schoß und sahen zu, wie die Granaten ihre schwarzweißen Rauchtürme aus den Wiesen emporjagten. Dann kam der Nebel über die Kuppe, wo wir den feindlichen Beobachter wußten, und die Batterie mußte schweigen. Der Nebel bringt Frieden in die Berge. Die Wolken fallen herab, aus dem Tal steigt's und auf einmal zog ein weißes, schneeiges Meer über den Sattel, hinüber in's Tal der Etsch. Und dort, wo es die Höhe erreicht und, uns unsichtbar, hinunterfließen mußte zum Strom, wölbt sich blau, schwerdunkel ein Tor im letzten Licht. Lang glühte die Sonne auf den Kämmen des weißen Meeres — aus ihnen tauchte der Berg, schwarz und scharf, wo ich die Edelweiß gepflückt. Heimat? Fremde? Ich sah es auf diesem Heimweg nur als das Land, für das wir kämpfen. Wird es uns fortlassen — wann braucht es unsere Hilfe nicht mehr? —

*

Ekke Baumann,
geb. 27. Oktober 1882 in Westersander, Kreis Aurich, Ostfriesland,
gef. 15. Juli 1915 in den Argonnen.

Tagebuch.

Bois-de-Ville, den 22. Januar 1915.

An die vergangene Nacht werde ich denken, so alt ich werde. Um 5½ Uhr traten wir an, um unsere lieben Toten zu begraben, auf zwei Tragbahren trugen wir sie durch den Wald, stockfinster, dazu Regen und nasser Schnee. Bis zur Wade waten wir durch den Sumpfwald, da, schweres Artilleriefeuer, wir legen und drücken uns neben die Toten; todmüde kommen wir zum Grabe, der Hauptmann hält eine kleine Rede, vor Rührung versagt ihm die Stimme, uns rinnen die Tränen über die Wangen, dazu der Regen, der Regen. Die Kameraden liegen Seite an Seite in einem Grabe, südlich der Bahn im Walde Bois-de-Ville; hier liegen auch schon andere, Deutsche und Franzosen, begraben.

Dann von 10—12.30 Uhr auf Horchposten an der Straße vor unseren Stellungen; die Franzosen schießen dauernd; wir überhaupt nicht; wir haben Meldung, der Feind will uns angreifen, wir liegen tief im Schlamm, jede Muskel ist gespannt und zittert vor Nässe und Kälte, aber der Feind kommt nicht. Endlich werden wir abgelöst, Kamerad Sjuts aus Neßmersiel und Wilts aus Moorhusen, die bei mir in der Hütte liegen, haben noch ein Feuerchen an, die nassen Knochen hingestreckt und dann 1.45 Uhr wieder hinaus auf Horchposten an die Chaussee. Die Nässe und Kälte ist unerträglich, doch stehen dürfen wir nicht, denn fortwährend pfeift's und klatscht's. Da, aufspringende Kameraden: «Se fünt dr'! Se kamt!» Auch ich springe hoch und rufe: «Holt Stand!» — Doch kein Franzose läßt sich blicken. es war Täuschung der überspannten Nerven. Um 4.45 Uhr wieder in der Inselburg, die Kameraden schnarchen; schnell ein Feuerchen an, doch kaum brennt's, da «Alarm». Wir in die Stellungen, Dreck und Wasser fußhoch, Jan Buck liegt neben mir, wir setzen uns aufrecht hinein und ducken uns; ich schlafe ein und träume. Der Franzmann kommt wieder nicht. Von 9—3 tags in den nassen Kleidern geschlafen; von 6—8 wieder auf Horchposten, das Wetter ist klar mondhell, die Franzosen schießen wenig. Nun zum Feuer und dann ins Stroh, schlaft wohl, meine Lieben im fernen Vaterland, Gott möge Euch behüten.

Bois-de-Ville, den 30. Januar 1915.

Draußen ist herrliches Wetter, todstill, ein wenig Frost; aber kein Feldgrauer läßt sich sehen; denn draußen singen die schlanken Kupfergeschosse eine eigene Melodie, gellend, pfeifend, surrend und patschend, die Herren Kulturträger schießen wie wahnsinnig in unsere Stellung, wir antworten überhaupt nicht; es ist, als wenn so'n großer Hund von einem kleinen Köter angeblafft wird. Wenn sie aber meinen, daß hier in Bois-de-Ville kein Gegner steht, so können sie nur kommen, dann sollen sie ihr Wunder erleben. Dann will wi aber äm in de Hann spe'n.

Kanonenberg, den 25. Februar 1915.

Am 23. d. M. nachmittags sind wir durch tiefen Dreck nach hier marschiert. Es ist eine wunderliche Stellung (Reserve) am nördlichen Steilabhange des Berges, hier liegen Erdhöhlen in 10—12 Etagen übereinander, etwa besetzt von 3000 Mann. In der Nacht vom 23. auf 24. sind wir mit Holz nach vorn gezogen, durch tiefe Schützengräben, dann haben wir vor der vordersten Stellung einen neuen Schützengraben gezogen, in hartem Kalkfelsen; dort liegen noch die Gefallenen, zumeist Franzmänner, zu Hunderten. Granaten der Franzmänner barsten dort in unheimlicher Nähe, wir lagen plattgedrückt im Schützengraben, nachher bin ich in das Schützenloch eines Pioniers der 10. gekrochen, pfeifend schlug gerade an meiner Arbeitsstelle ein Bodenstück einer Granate ein. Neben mir stand ein 80., ein Ersatzreservist. «Ich kann nit mehr schaffe, ich kann nicht mehr schaffe», so klagte er, er war ein Kaufmann, vor 5 Tagen gekommen. Mit derben Worten habe ich ihm die Wahrheit gesagt.

Kanonenberg, den 17. Februar 1915.

Vorige Nacht war ich im «Tal des Todes» zu schanzen, wie sie dort lagen, einzeln und in Gruppen, die Franzosen, in irgendeinem Lande werden doch auch Mütter und Bräute, Frauen und Kinder für sie sorgen, beten. Ein Kommando von uns schleift sie in Gruben und begräbt sie, an vielen Fingern glänzt

der Trauring. In einem Steinbruch liegen noch deutsche Kameraden, dem einen ist der Kopf abgerissen; einer liegt, als wenn er schläft, den Arm vor den Augen, ein strammer Bengel, friedlich sind seine Gesichtszüge, sein Sturmgepäck, sein Helm, alles sitzt noch tadellos. Heute haben wir ein entsetzliches Artilleriefeuer auszuhalten, die Luft zittert und bebt von explodierenden Geschossen, Erde und Balken werden hoch in die Luft geschleudert. Von rechts heißt's: Sanitäter! Tote und Verwundete gibt's dort. Links jammert ein Verwundeter zum Erbarmen, unsere Sanitäter eilen hin. Wann trifft's uns? Wann mich? Rechts von uns, beim 8. Korps, tobt wieder ein gewaltiger Kampf. Wie mag es enden? Und wann? O Heimat! O Muttererde! Für Dich wollen wir das Schwerste ertragen.
Unser Sanitätsunteroffizier eilt gerade vorüber, mit der Tragbahre, Arme und Hände voll Blut.

Bouconville, den 5. März 1915.

Gestern hat uns der Frühling besucht, o du liebe Sonne, ein eigentümliches Leuchten zauberst du in die Augen, sie sehen dampfende Heimatscholle, sie sehen spielende Kinder in wärmender Sonne. Vorgestern war ich zur Kirche, am Eingang schmiert ein Soldat seine Stiefel, auf faulendem Stroh liegen Kranke, fiebernde Augen sehen uns an, wir stehen Kopf an Kopf und lauschen den Worten des Predigers.
Viel wird in diesen Tagen von Frieden geredet, die Frühlingssonne ist schuld daran, sie hat uns etwas Schweres ins Herz gebracht, das Heimweh! — — —

Montchentin, den 9. März 1915.

Morgen geht's nach vorn, die Schützengräben sollen naß sein und dicht am Franzmann liegen, und unser Bataillonsführer erteilte uns Rat, wie wir stürmen sollten. Na, wie's kommt, so mag es kommen! Wir wollen nach dem alten Friesenspruch handeln: L e v e r d o t a s S l a v!

Montchentin, den 20. April 1915.

Heute, abends 7.45 Uhr, müssen wir antreten zum Ausmarsch nach vorn. Das Wetter ist herrlich, wir vom Lande haben Sehnsucht nach dampfender Scholle, doch heißt's: Durchhalten! Joffre

will ja wieder «offensieren». Mit breitem, sicheren Lächeln sprechen die Kameraden darüber und sagen: «Lat hüm man kam!»
Das Wetter ist hier warm, die Apfelbäume blühen, in den Gärten pflücken unsere Feldgrauen schon Salat, Radies und Spinat. Auch die Erbsen blühen schon. Es ist die schönste Zeit des Jahres. «Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag.» Das können auch wir sagen, vom Süden her dröhnt Geschützfeuer. Wir hören das geschwätzige Knattern der Gewehre. Meine beste Kameradin, meine liebe Frau, feierte am 21. ds. Mts. ihren Jahrestag, meine Gedanken waren heim, bei Weib und Kind; leise klingt in der Tiefe meiner Seele die Frage: Ob ich die Heimat wohl wiederseh? — —

Montchentin, den 15. Juni 1915.

Am 21. abends rückten wir wieder in die Feuerstellung. Der Marsch dahin war schön durch die Sommernacht. Ein sicherer Beweis deutschen Mutes und deutscher Tatkraft wurde uns so recht auf dem Marsch vor Augen geführt: mitten durchs französische Land, in der schlimmsten Feuerzone der französischen Artillerie waren Pioniere und Infanteristen bei der Arbeit, und was legten sie? Eine Feldbahn! Von weither, in Windungen durch Schluchten und Wälder, eine Riesenarbeit! Sollte die umsonst gemacht werden? Vor uns Franzmänner, Engländer, Belgier und alle Völker Afrikas und Indiens, die immer wieder versuchen, uns zu vertreiben; dort weit im Osten der gewaltige Kampf mit den Russen, auf dem Meere der Brite, und nun noch der neue Gegner von Süden her. Und doch bauen die Kameraden die Bahn mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit, als wäre tiefer Friede!
Auf den unbestellten Feldern in der Feuerzone macht sich ein wunderschöner Blumenflor breit; der blutrote Klatschmohn herrscht vor; so blutrot leuchteten auch die Flammenblitze eines Nachtgefechts rechts von unserer Stellung, es war, als barsten riesige Ballen. Wir, die wir vom Horchposten zuschauten, dachten an das Blut unserer Kameraden, das dort vergossen wurde.

M., den 10. Juli 1915.

Vom 18.—19. zogen wir nachts ins Hindenburglager. Es wurde uns nun bekannt gemacht, daß der Sturm auf die französischen

Stellungen am 20. stattfinden sollte. Wir 79. sollten stürmen, doch die 83. ließen sich die Ehre nicht nehmen. Morgens um 3 Uhr begannen plötzlich unsere Minenwerfer zu spielen, schwere, mittlere und leichte, dicke braune Wolken wälzten sich bald aus den Stellungen der Franzmänner.
Nun ballerte auch unsere Artillerie los, ein Höllenkonzert war bald im Gange. Nach der ersten Überraschung schwieg der Feind, aber nun brüllte es auch von drüben los; die ganze Luft war wie kochend. Wir lagen fertig am Berg, bereit zum Einspringen, wenn's not tun sollte. Um 8.50 Uhr schwieg plötzlich unsere Kanonade, noch drei schwere Explosionen, nun wissen wir, daß unsere Kameraden aus den Gräben brechen. Drauf! Ob's wohl gelingt? Unsere Nerven sind aufs äußerste gespannt! Da biegt, schweißbedeckt, ein Pionier um die Ecke, das Gewehr mit dem aufgepflanzten Seitengewehr in der Faust, und hinterdrein marschieren die ersten Gefangenen, dauernd grüßend und die Hände hochhebend, sie sind scheinbar bange, daß wir sie abmurksen; als sie aber merken, daß wir Barbaren Mitleid mit ihnen haben, als wir ihnen unsere Feldflaschen anbieten, da lachen sie und freuen sich wie Kinder, daß der Krieg für sie aus ist.

*

Viktor Prütz,

geb. 14. Oktober 1895 in Neustrelitz,
gef. 28. September 1918 bei Piennes.

Schützengraben, 27. Januar 1915.

Ich habe Gott gesucht seit der Zeit, da ich mir vorgenommen hatte, Theologie zu studieren. Ich habe ihn gesucht während des Sommersemesters in Greifswald zwischen nüchterner Wissenschaftlichkeit, habe den Gott gesucht, den die Menschen begraben haben und sich haben verstauben lassen hinter leeren Formeln und Dogmen, hinter salbungsvollen Kanzelworten. Glaube mir, erst hier habe ich den lebendigen Gott gefunden, der mein Freund ist, den ich liebe. Und vielen ist es so gegangen wie mir. Jetzt hab' ich es gefunden, wie ich einst von ihm verkünden muß.

9. März 1915.

Wenn ich abends öfters herauswandere zur Stellung, mein Gewehr umgehängt, dann glänzen die Sterne am dunklen Himmel so, als ob gar kein Krieg hier unten auf der Erde wäre. Die erste Frage im Graben ist immer, ob ich den Frieden noch nicht mitbringe. Ich möchte es schon. Aber noch müssen wir Infanteristen weiter standhaft aushalten, wie unser Kommandeur im Divisionsbefehl sagte, damit unsere Artillerie erst die feindliche niederkämpfen kann. Die Artilleristen sehen immer so herablassend auf uns Fußlatscher, aber eigentlich macht die Infanterie doch fast alles, sie gibt doch den Ausschlag. Wir sind gar nicht von uns eingenommen, aber wenn man recht bedenkt, wenn irgendwo etwas nicht geheuer ist, dann macht die Kavallerie kehrt, und die Artillerie bleibt zurück und die Infanteriespitze muß vor. Solange Infanterie da ist, tut sie es ja auch. Ich glaube, bei den Russen ist bald keine mehr, zu Ostern sind sie alle bei uns.
Man lernt viel im Krieg. Wer hätte es früher für möglich gehalten, einen ganzen Winter auf Stroh zu schlafen, tagelang draußen zu lagern usw. Wer die Willenskraft hat, wer sich selber und sein eigenes Ich beherrschen kann, kann für anderes, kann für Wertvolleres viel erreichen. Weiter — wie oft hat man bei patriotischen Festlichkeiten geredet von Treue bis zum Tode, geredet, daß alle bereit seien, für ihr Vaterland Gut und Blut zu opfern. Und wenn man zum erstenmal die Kugeln pfeifen hört, wenn man zuerst eine Granate einschlagen sieht, oder wenn der erste Kamerad neben einem fällt, wie schwer wird einem der Augenblick, in dem man zum erstenmal innerlich gefragt wird, ob man auch wirklich freudig sich aufopfern könnte. Das Leben ist doch so schön! Aber man lernt es, man lernt seine Pflicht gut und freudig tun auch in dem Bewußtsein, daß jeden Augenblick die tödliche Kugel treffen kann. Darüber entscheidet ein Höherer. Wenn man die zuversichtlichen Gesichter der Verwundeten gesehen hat, wenn man sieht, wie sie stumm ihren Schmerz tragen, dann kann man fast sagen: ich habe gelernt, freudig mein Blut dahin zu geben für mein Vaterland, wenn es von mir gefordert wird. Ich bin in diesen Wochen einige Jahre älter geworden. Aber in all dem Wirren und Hasten erhöht sich doch täglich der Lebensmut, die Lebenslust.

Man freut sich immer mehr über Alles, denkt nach, wie schön doch das Leben bisher war, wie schön man es gehabt hat, und erkennt immer mehr, wie das Vaterland dieser großen Opfer wert ist.

*

Friedrich Wöltje,
geb. 12. November 1881 in Cornau,
vermißt 16. Februar 1915 bei Perthes.

Perthes, d. 14. Februar 1915.

Liebe Auguste du hast mir die Treuhe geschriben und nicht wieder heiraten tust welches mir ser gefreut hat. Den hast du mir geschriben was ich den denke was du behalten soltes. Wen den in deinerstelle wer, den täte ich alles wieder verkaufen was ich nich nötich hätte. Das Geld was uns das gekostet hat das wirst du da wol nich wider für bekommen. aber den bekommst du doch erst noch wieder Geld und den bekommst du auch ja unterstützung und den hast du das besser nach meinem Dünken als wen du wider heiraten tust mit deinen Kindern, den wir wissen ja beide was das ist. Unsern Ehstand haben wir ja ganz gut genossen aber wi gerne käme ich zu euch zurück wen ich den auch nich so lange bei euch bleiben könnte. Liebe Auguste die wonung die du jetzt hast die behalte den man nich den siehe du liber zu ob du nicht bei gutte Leute eine gutt kleine Wohnung bekommen kannst und den nicht vil Land und auch keine Kuh sonder eine Zige den kannst du es ganz gut haben in deinem Läben mit deinen Kinder und den werden die Jungenz auch ja größer und den können sie auch ja wider großes Gelt verdienen. Liebe Auguste den verzage nicht und traure nicht zu vil um mich Gott wirdt dir den nicht verlassen. wen die Jungenz denn ein Handwerk lernen wollen den las sie das man tun. das kann ich dir ja auch nicht alle so schreiben wie das sei sol den ich weis ja auch nicht ab das den alle so gut. aber wen ich nicht wider komm den behalt das Land aber nicht alle weil den bist du ein Quäler dein Läbe lang und sonst kannst du es villeicht gut haben mit deine Kinder.

*

Georg Adamla,
geb. 30. September 1886 in Aurich,
gest. 24. Mai 1920 in Emden/Ostfriesland.

2. Februar 1915.

Im Westen verglimmt der Tag langsam in rauchigem Orange, die Kirchtürme von T. und J. ertrinken allmählich in Dämmerblau des Frühlingabends. Herrlich war der Tag, so sonnig, so hell, so warm. Zum erstenmal sah ich einen Mückenschwarm im Freien spielen. Er wird dafür mit seinem jungen, kurzen Leben büßen müssen. Im Hohlweg piept auf einem kahlen Strauche irgendein Vogel einige kurze Töne. Ich glaube nicht, daß es schon ein Star war, doch klang's beinahe so und bestärkte in dem Glauben und Wunsche, daß Frühling wird.

4. Februar 1915.

Mein Gott, welch unwahrscheinlich schöner Vorfrühlingstag! In der Sonne wonnig warm, kein Laut außer dem Flieger, der gemächlich über unserm Kopf dahinzieht und sich in seinem beschaulichen Vorwärtskommen nicht durch die französischen Salven stören läßt. Und jetzt möchte ich's beschwören: ich habe heute morgen tatsächlich eine Lerche tirilieren hören! Sie stieg und schwebte und jubelte. Warm wurde mir dabei; ich erlebte im Gefühl, wie oft ich denselben Laut im Frieden gehört hatte. Wieviel Frieden schließt er in sich! Auch der Donner des alten französischen Geschützes, das uns dahinten irgendwo gegenüber stehen muß, stört sie nicht. Frühling, Wärme, Sommerstimmung — ein Gewehrknall ab und zu, Gelächter unserer Leute, die sich vor ihrem Stande sonnen. Meine lieben, braven Kerls! Heute nacht wieder auf Patrouille, Handgranaten ins Drahthindernis geworfen. Wenn's nur endlich allgemein weiter ginge!

14. März 1915.

Gottlob, man darf den Kopf wieder über den Grabenrand hinausstrecken und sich in voller Größe draußen zeigen. Die weite Mulde zwischen den beiden Stellungen füllt sich mit Dämmerblau, aus den Unterständen beginnen dünne Rauchsäulen hoch-

zuquellen. Sie verwischen sich gleich mit der Luft und können von drüben nicht mehr unterschieden werden; da kann man's wagen zu «kokeln», ohne befürchten zu müssen, daß die Artillerie da drüben uns gleich mit einheizen hilft. Ab und zu nach langen Pausen noch ein Büchsenknall, die Scharfschützen können sich anscheinend nur zögernd zum Feierabendmachen entschließen. Dann und wann streicht mit eilig huschendem Flügelschlag ein Feldhuhn dicht über den Graben hinweg. Aus den Unterständen abgebrochene Wechselrede in breitem Platt, entfernt auf einer Mundharmonika die Töne des Liedes, von dem ich lediglich die eine Zeile kenne: ... «denn dieser Feldzug ist bald vorüber, wisch dir die Tränen ab und wein' nicht mehr.» Es ist etwas melancholisch wie die meisten Soldatenlieder und klingt zwischenweg gut. Weniger gefühlvolle rauhe Krieger singen die zeitgemäße Variante: «Denn dieser Feldzug ist ja kein Schnellzug, wisch dir die Tränen ab mit Sandpapier.» Ein wenig hängt in der Luft von jenem eigenen Duft, den ich erst im Felde kennen und wirklich lieben gelernt habe. Soldatenkaffee, nicht allzu stark, gut lauwarm im Aluminiumkochgeschirr, dazu Kommißbrot. Den werde ich immer wiedererkennen. Das gelbgrüne Massiv von Château H. drüben zwischen den waldigen Hügeln, die Kirchtürme zwischen Th. und P. — Namen deren Aussprache unter braven Ostfriesen nicht ganz leicht fällt — tauchen zusehends im abendlichen Dunkel unter. Mit ihnen mein immer neuer Wunsch: Wann, wann endlich komme ich einmal hinüber? Da sind wir nun an die sechs Monate hier, Tag um Tag schaue ich die Mulde und das ansteigende Gelände drüben mit der französischen Stellung, mit Schloß und Wald, mit Dorf und Kirche, Steinbruch, Ziegelei, einsamem weißem Haus. Alle Punkte kenne ich genau, auch die, die hinter den Kulissen liegen und direkt gar nicht sichtbar sind. Auf der Karte bin ich so oft in dem Gelände gewesen, und in Gedanken haben wir die Höhen mit ihren Etagen-Schützengräben, den vielen Drahthindernissen und mannigfachen verborgenen Überraschungen längst gestürmt — und in Wirklichkeit? Das ist das Sonderbare des jetzigen Zustandes, daß nicht die Gründe des friedlichen alltäglichen Lebens mich hindern, die paar tausend Meter zu überwinden, Zeit- oder Geldmangel, örtliche Schwierigkeiten, körperliche Unfähigkeit, sondern daß die mögliche Erfüllung des Wunsches nur mit Verlust des Lebens, zum mindesten wenigstens der Freiheit verbunden ist. Und dann, wollte ich selbst die wagen, ich allein habe doch zu dieser Zeit gar kein Verfügungsrecht über meine Person. Seltsam, welche Lagen der Krieg schafft.

*

Erich Priese,
geb. 12. Februar 1892 in Naumburg/Saale,
gef. 15. November 1917 im Luftkampf bei Colomberto bei Vittorio.

Höhle Laroche, 11. Februar 1915.

Meine Kompanie liegt augenblicklich in der oben genannten Höhle, die sich unweit der vielumstrittenen Höhe 140 bei Nouvron befindet. In dieser Höhle kann ein ganzes Regiment untergebracht werden. Ich liege mit meiner Gruppe in einem kleinen Schacht, der ungefähr 8 m lang, 5 m breit und 1 m hoch ist (8 Jäger).
Hier befinden wir uns, wenn wir Ruhe haben, d. h. wenn wir weder Schützengräben besetzen, noch sonstigen Wachdienst haben. Auf Schritt und Tritt von Lebensgefahr bedroht, verlieren wir den Humor nicht; auch Schlamm, Regen und Nebel können uns nicht mehr ärgern, wir haben uns an alles gewöhnt. In den Kalksteinhöhlen, die Granattrichter sind, fühlen wir uns wohlgeborgen. Tag und Nacht arbeiten Freund und Feind mit teuflischen Waffen, die an Grauen nichts zu wünschen übrig lassen. Pioniere graben unterirdische Gänge, um Schützengräben zu sprengen. Der ganze Boden ist mit Minen verseucht; jeder Schritt kann einem Häuflein Menschen das Leben kosten und ihre Körper auseinanderreißen.
Heute blicke ich in das Dämmerlicht meines neuen Lebensjahres. Mir ist's gleich, wie es kommt; ich hab mein Leben so gelebt, daß ich keine meiner Handlungen bereuen muß. Es lebe das Leben!

*

Kurt v. d. Borne,
geb. 19. Mai 1857 in Frankfurt/Oder,
gest. 22. November 1933 in Berlin.

Rudolstadt, d. 13. Februar 1915.

Dein nettes Briefchen mit der Anrede «Lieber Soldat» und in dem Umschlag mit den Worten «Grüß Gott, Soldat» habe ich heute in dem Koffer meines lieben Sohnes gefunden. Ich weiß nicht, ob er noch Zeit gehabt hat, Dir zu danken; aber gefreut hat er sich sicher sehr über Dein Briefchen und Dein Weihnachtsgeschenk. So bedanke ich mich denn an seiner Stelle für beides. Denke Dir: Dein Soldat, dem Du zu Weihnachten eine so große Freude gemacht hast, lebt nicht mehr. Er ist am 9. Januar so tapfer bei Soissons auf die Franzosen losgestürmt, daß ihn der liebe Gott gleich in den Himmel genommen hat.

*

Alex Schmidt,
geb. 2. Februar 1894 in Hamburg,
gef. 19. Oktober 1915 bei Witthuis.

Merckem, d. 7. Februar 1915.

Gestern nachmittag ³/₄5 Uhr ging es ab nach vorn. Trübes, aber trockenes Wetter. Also mit dem Affen, schwer wie Blei, das Gewehr um den Hals gehängt, den Helm weit im Nacken, so marschierten wir. Von 8 Uhr an merkte man nach einer viertelstündigen Pause nichts mehr oder wenig vom Tornister, denn es war so dunkel, daß man nur auf den Vordermann sehen mußte. Gediegenes Marschieren! Stelle Dir vor, Du siehst nichts rechts, Du siehst nichts links, nichts vor, hinter, Du fühlst nur dann und wann Deinen Nebenmann, weißt nicht, wohin Du gehst, nur vorwärts, den Blick stier auf Deinen Vordermann gerichtet, von dem man auch nur den etwas hellen gerollten Mantel und abgescheuertes Kochgeschirr sieht. Waren die Beine auch noch so müde, man trat aber so frisch und forsch auf, um immer festen Fuß zu haben, ob Chaussee oder Morast, gleich fest, man sah ja nicht, worauf man ging. Man geht so dicht auf, daß man in ein Loch, wo der Vordermann reintritt auch reinhuppt oder bei einer Stockung sich jeder am Kochgeschirr des Vordermanns die Nase stößt. Man muß aber so dicht aufgehen, um den Anschluß nicht zu verlieren. Das Einzige, was man mal sieht, ist, wenn eine Leuchtkugel den Himmel erhellt, daß man die schwarzen Schatten der Helmspitzen herumtanzen sieht. Bei dem ungleichmäßigen Gehen kann ich dieses Geschaukel nur Herumtanzen nennen. Licht darf nicht gemacht werden, da dann gleich ein paar Granaten und Schrapnells angebrummt kommen. Gesprochen wird auch nicht viel, nur mal ein Scherz, der die wortlos dahinmarschierenden Soldaten zum Lachen zwingt. Und das sind dieselben Leute in meiner Gegend, zwei andere und ich. Da man nicht sehen kann, wo man sich befindet, kann man nur an der Marschdauer sehen, wie weit es noch ist. Aber: «Wieviel Uhr ist es», tönt es dann von hinten oder vorn, denn sie wissen, daß meine Uhr am Arm stets leuchtet. «³/₄8 Uhr». Na, noch ne kleine Stunde, denn hat das «Abhauen» ja keinen Wert mehr. Ja, man immer lustig! Wenn's bloß nicht so regnen wollte. Soll doch man jetzt aufhören zu regnen, sonst liegt man wieder die ganze Nacht in den nassen «Plünnen» rum. Da es regnet, sind wir vergnügt, dieses Mal erst auf zwei Tage in Reserve nach Merckem ins Quartier zu kommen und nicht gleich in den Graben. Kurz vor Merckem passieren wir unsere Ablösung. Dann tönt's: «Wat seid Ihr für welche?» — «212er!» — «Welche Kompanie?» frage ich. — «5te!» — «Wo liegt die 1.?» «Weet nich! Sünd ji Meckelnbörger?» «Nee, aber Hummel, Hummel!» geben die Hamburger Antwort. «Halloh Hamborg» und so fort. Um 9 Uhr haben wir unser Quartier. 10 Mann ein Zimmer in einem einst vornehmen Hause. Im Hause erst macht man Licht, d. h. die Taschenlampe blitzt auf. Schnell werden die Fenster auf Dichtigkeit untersucht und Pappe und Stroh in die Lücken gesteckt. Ein Mann geht auf die Straße, guckt rauf, ob noch irgendwo ein Lichtstrahl zu sehen ist. Wie alles fertig, machten wir Licht, kein elektrisches, eben Talglicht. Jeder hatte im Stroh seinen Platz. Eine Tornisterbreite, den Tornister als Kopfkissen. Nun wurde elegant gegessen. Brot mit Schmalz, dann mit der gelieferten Wurst, wovon boshafte Jungen sagen, sie sei vom Pferd, denn sie hatte eine eigenartige rotbraune Farbe, die Haut ließ nicht los, nicht hart, nicht weich, aber gummiartig, «schmeckt nich na em un nich na ehr.» Nur etwas

stark gepfeffert, und die Haut roch nicht nach Rauch, sondern nach, ich weiß nicht was. Wegwerfen tut man nichts, was zu essen ist, und somit wurde sie auch verzehrt. Dazu kein Wein, aber einen schönen Schluck Kakao aus der Feldflasche. Danach eine pikfeine Waldorf-Astoria, eben aus Deutschland angekommen, und dann Nachtisch. Haselnüsse, fein, fein, echte deutsche, dazu eine Rippe Gartmann-Truppen-Schoko, und man hatte gelebt wie so ein Baron auf seinem Diwan, denn ich lag ganz im Stroh, unter dem Kopf mein Luftkissen. Wenn man hier im Felde schlafen geht, dann zieht man sich nicht aus, sondern an. Also Rock und Mantel an, Kopfschützer und Mütze und dann rin ins «Paradiesbett», noch eine Zigarette und Licht aus. Jeder raucht, alles dunkel, nur zehn glühende Punkte und eine kleine Plauderstunde. Bald schlief man fest; wacht allerdings oft auf, denn war ein Arm oder ein Bein eingeschlafen. Man legt sich auf die andere Seite und schläft weiter. Heute morgen 6 Uhr zum Kaffeeholen. Nach dem Kaffeetrinken wieder gepennt bis 10 Uhr. Tadellos gewaschen und wieder gegessen. Dieses ist die schönste Beschäftigung hier, denn der Körper verlangt viel, darum ißt man auch oft und viel hier. Sonst kann man kein Kerl bleiben. Morgens zum Kaffee vier daumdicke Schnitten Kommißbrot mit Schmalz, das ist doch jetzt hier ein Klax für mich. Und dennoch esse ich wenig gegen andere.
Der Franzmann beschießt uns heute fast gar nicht. Es ist etwas neblig, und deshalb haben wir auch Feuer im Ofen. Sonst am Tag verboten. Ich freue mich schon auf den Spritkocher, den Du mir schicken willst, der hier wie im Graben, wo kein Rauch gemacht werden darf, höchst praktisch ist. Man kann dann an jedem Ort kochen, braucht sich nicht erst wie hier einen Ofen zurecht bauen, Holz suchen und zerhauen oder auch mal «klauen» usw. Auch wenn man Quartier ohne Ofen hat.
Sitz hier auf einem Stuhl beim Schreiben. Der Stuhl hat aber keinen Sitz, deshalb sitzt man auf der Kante, wenn sie auch ein bißchen den Podex drückt. Im Stroh mag man nicht dauernd liegen. Unser Tisch ist eine Kiste, deren vier kleine Bretter als Beinchen, oben auf eine Eisenplatte. Ein hochnobler Spiegelschrank und großer Toilettentisch mit Spiegel und Marmorplatte ist unser Inventar.

*

J u l i u s   E l e n a u,
geb. 27. Januar 1878 in Hartenrod, Kreis Biedenkopf,
gef. 7. September 1915 bei Soyécourt.

Schützengraben bei La Boisselle, 18. Februar 1915.
Habe vorgestern das erste, heute das zweite Paketchen von Euch erhalten. Sage Euch dafür von Herzen Dank. Alles war unversehrt. Gestern und heute habe ich gefrühstückt wie ein König, wenn ich auch dabei mit meinen vier Buchstaben im Schlamm sitze. Zu gleicher Zeit mit Eurem zweiten Paket kam ein solches aus dem Schwarzwald mit echtem Schwarzwälder Speck. Diesem wäre es bald schlecht gegangen. Als ich mit dem kostbaren Inhalt in mein Mauseloch kriechen wollte, muß wohl so ein neidischer Franzmann etwas gerochen haben, denn der Satan schießt mir mitten durch meinen Speck. Hätte er mir durch meinen eigenen Speck, der allerdings jetzt sehr durchwachsen ist, geschossen, so wäre das ein bißchen unangenehmer gewesen. Das Loch im Speck hat übrigens tadellos geschmeckt. Das Entsetzen kann ich mir gar nicht ausmalen, wenn mir der Spitzbube durch mein Kognakfläschchen geschossen hätte, denn ein solch köstlicher Tropfen aus der Heimat ist gar nicht zu ersetzen.
Ich habe einen Polen bei meinen Leuten, ein prächtiger, unerschrockener Kerl. Der arme Kerl bekommt nur selten etwas von zu Hause. Ich gebe ihm manchmal einen Bissen. Dafür tut er mir alles, was er mir an den Augen absehen kann. Als ich den ersten Schluck aus meinem Fläschchen nahm, grinste er mich mit seinen großen Augen an. Ich frage: «Warum grinst Du?» «Haben Unteroffizier einen guten Schnaps?» Er sah mir zu, wie ich am Frühstücken war und machte mir unwillkürlich alle Bewegungen mit dem Munde nach. Als ich ihn eine Zeitlang beobachtet hatte, rief ich ihn zu mir und reichte ihm das Fläschchen. Er putzte sich schon von weitem den Mund ab, nahm das Glas in seine Bärentatze und liebäugelte damit, wie in seiner Heimat mit einer Maruschka, dann grinste er mich an, schloß die Augen und mit einem tiefen Seufzer und mit einer nie gesehenen Andacht nahm er einen kleinen Schluck, setzte das Fläschchen ab, verdrehte vor Wohlbehagen die Augen, grinste mich dankbar an und reichte es mir zurück mit den Worten: «O Herr Unteroffizier, haben Sie aber einen guten Schwester!

Jetzt können die Franzmann kommen, haben Janko jetzt aber fürchterliche Courage». Er geht und schießt wie wahnsinnig in die französischen Schützengräben.

*

Heinrich Knauer,
geb. 6. April 1889 in Hamburg,
gef. 25. August 1916 bei Combles a. d. Somme.

17. Februar 1915.

. . . Solche Soldaten, die die großartigsten Sachen zurecht schwingen, von wegen herrlicher Kampftag usw., sind gewöhnlich solche, die überhaupt noch keinen Franzosen gesehen haben, sondern sich meilenweit hinter der Front, bei irgendeiner Bagage herumdrücken. Denn wer vorne ist und eine große Schlacht mitgemacht hat und die Leiden mit angesehen hat, redet am liebsten gar nicht darüber. Was die Einwohner hier betrifft, so sind dieselben sehr friedlich; sie leben von uns, kommen wir aus dem Graben, dann laufen sie uns die Tür ein und betteln nach Brotresten. Die Kinder haben schon viel von uns gelernt, die singen: «Deutschland, Deutschland über alles» usw. In der Neujahrsnacht war hier Kirchgang, und als die Truppen aus der Kirche kamen, wurden sie derartig mit Granaten überschüttet, daß 60 Mann verwundet und getötet wurden. Nachher stellte es sich heraus, daß der Pfarrer noch eine geheime Telefonleitung in seinem Brunnen hatte. Wie die Soldaten aus der Kirche kamen, hat er es der französischen Artillerie gemeldet, die natürlich sofort hierher funkte. Den Schweinehund hätten sie man gleich zu Hackfleisch machen sollen.

8. März 1915.

Am 5. März erhielt ich das Paket mit dem Hemd nebst Brief und Zeitung. Gott sei Dank, ein reines Hemd! Mutter braucht sich wegen der Kälte keine Sorgen zu machen, dagegen wird sich schon genug geschützt. Hauptsache ist ein reines Hemd. Jetzt beim Schreiben, wenn ich nur an das Hemd denke, dann beißt und kratzt und juckt es den Körper, daß man seine liebe Freude dran hat. Kommt man ermüdet aus dem Schützengraben in

das Quartier zurück und freut sich, zwei Tage nichts mit Kamerad Franzmann zu tun zu haben, dann tritt ein neuer Feind auf, dessen Bekämpfung weit schwieriger ist und dessen Offensive wir oft machtlos gegenüber stehen. Ist man im Quartier, dann Tornister runter, Mantel aus, Rock aus, wollene Weste aus, Hemd aus, dann wird erst der Körper mit den Fäusten bearbeitet, bis derselbe so rot wie eine Franzosenhose ist. Nun den etwa auf Patrouille befindlichen Feind zermalmen. Dann kommt das Hemd, wo das große Hauptquartier aufgeschlagen ist. Hier wird nun ein Vernichtungskrieg geführt, an dessen Größe ein Hindenburgischer Zug nicht klingeln kann. Unerbittlich wird vorgegangen, Pardon wird nicht gegeben, doch wie Pilze aus der Erde wachsen neue Regimenter. Ihr könnt Euch bald kein Bild davon machen, wie gut das Heer organisiert ist. Jeder einzelne weiß unseren warmen Körper mit Erfolg zu erstürmen, ohne jede höhere Führung.
Unsere Stellung kann man als sehr ruhig bezeichnen. Ab und zu schießt mal die Artillerie, sonst amüsiert die Infanterie sich meist alleine. Wenn ich z. B. drüben rüberschieße, dann winkt der Kamerad Franzmann ab. An einen langen Stock hat er ein rotes Tuch gebunden und gibt jedesmal das Zeichen: «Vorbei!» So vertreiben wir uns hüben und drüben die Zeit.

7. Juli 1915.

. . . Nun macht Euch um Himmels willen keine Sorgen um mich, ich fühle mich sehr wohl und bin einesteils sehr froh, endlich mal einige Zeit Ruhe zu haben und nach Heilung Euch wiedersehen zu können und mit Vater mal einen Köm und Beer zu trinken. Nun wollt Ihr doch noch wissen, wie und wo ich verwundet wurde. Wir waren im Kornfeld in Schützenlinie vorgegangen, die Kugeln pfiffen nicht schlecht. Wir legten uns nun wieder hin und kaum, daß ich lag, denke ich, es schlägt einer mit dem Knüppel auf mich ein, so einen Schlag erhielt ich. Nun lief ich zu meinem Freund, der mich in etwas Deckung schaffte und mich verband. Dann dampfte ich mit Freundeshilfe nach hinten. Hier warten wir auf Abtransport nach Deutschland. Die Kugel streifte die rechte Brustseite, ohne edle Teile zu verletzen, dann ging sie als Querschläger nochmal in den rechten Oberschenkel, wo sie eine ziemliche Wolfsgrube machte, der Arzt

fuhr mit einer Zange gemütlich drin umher, als wenn er durch den Elbtunnel fährt . . .

*

K a r l H e i n r i c h S t e f f e n s,
geb. 16. Januar 1893 in Barlt/Holstein,
gef. 6. April 1916 bei St. Eloi, Flandern.

Moulin, 28. Januar 1915.

. . . Du mußt Dir nun nicht denken, als ob irgendein Haus noch Türen und Fenster hätte. Das ist eine Seltenheit. Verschlafen und traurig stehen sie neben der arg zerfahrenen Straße und mögen wohl ihren eigenen Traum träumen von vergangenen Tagen, wo sie blank und frisch in die Welt sahen und sich freuten am lustigen Leben und frohen Scherz ihrer heiteren Bewohner. Jetzt ist es anders. Die Schmiede steht leer und verlassen da. Nur die schweren Eisenblöcke sind stehengeblieben und alte Geräte. Die Scheunen stehen leer, so leer, daß einem das Herz weh tut. Die wenigen Pappeln, die auf den Höhen vor dem Dorf stehen mit den zerschossenen Stämmen und den zerknickten und zersplitterten Ästen, wiegen sich schwer im kalten Nordost, und durch ihr Rauschen klingt ein eigen schwermütiger Klageton. Wenn man die Chaussee nach Südwesten verfolgt, die ein wenig steil ansteigt, da sieht man rechts große Höhlen — «Mansteiner Höhlen» genannt, Kalksteinhöhlen von großer Ausdehnung, so daß eine Kompanie darin Platz findet; und gerade diesen Höhlen gegenüber führt ein kleiner Steig zu vielen hölzernen Kreuzen, und wenn man nähertritt, erkennt man darauf lauter Namen, eingebrannt und eingeschnitzt in das Holz, und saubere, wohlgepflegte Erdhügel mit Sträuchern und Blumen ersetzen den letzten Heimatgruß. Was liegt daran, ob man lange um uns trauert. Das sollten wir doch erkennen, daß es zum größten Teil eine Trauer um Dich selbst ist, wenn Du am Sarge eines geliebten Menschen dich nicht fassen kannst. Die eigene Leere in Deinem Innern, das «Aufdichselbstgelassensein» entpreßt Dir Tränen und macht dich betrübt. Wer weiß, ob der Tote nicht zehnmal glücklicher ist als Du. Und wenn Du um ihn trauern willst, so lebe, als ob er noch bei dir wäre, eigne Dir möglichst viel von

seinem Geiste an, dann wirst Du auch im Tode ihn behalten, er wird weiter mit Dir leben, lachen und fröhlich sein.

12. September 1915.

Drei Dinge sind's, die unser Leben gestalten: Arbeit, Freude und Leid. Und gewiß, wem von diesen drei Dingen eines fehlt, der wird nie sich vollkommen fühlen. Was ist Arbeit und Schmerz ohne Freude? Ein dumpfes Brüten und Grollen über die schwer drückenden Fesseln der Arbeit und des Leides. — Was ist das Leben ohne Leid? Ein ewiges Kindbleiben — im günstigsten Falle. — Auch dann, wenn uns die Not mit harten Händen packt, an Freude und Liebe glauben und tüchtig und mit Eifer hineingreifen ins volle tätige Menschenleben — daran halten wir fest!
Der Alltag kommt wieder für Euch, Tage, in die Schatten fallen in dem Schmerz um Verlorenes. Aber Pflicht ist es, uns selbst und den Toten gegenüber, sich zu erhalten als mutige, glücksfrohe Menschen, und alles, was im Leben uns entgegentritt, zu überwinden.

*

G u s t a v S o m m e r, unbekannt.

Östlich von Plozk, den 23. März 1915.

Drei Tage lang haben wir uns herumgehauen, es war am 21. März—23. März. Der 22. war ein Sonntag, aber es war auch ein sehr heißer Tag, es ging ordentlich doll her. Die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag machten die Russen auf uns Sturm. Da habe ich einen Landwehrmann gesehen, der stand ruhig hinter einem Kreuz auf dem Friedhof, sein Gewehr angelegt, dann ging es los, knack, knack. Die Russen, sie stürmen, sie blasen in die Trompeten ungefähr Ta-ta-Ta-ta, dann rufen sie Huri-Huri. Bei unserer Infanterie geht es los. Der Schall sagt pratz-pratz, dann wird es stille. Da wollten die Russen wohl schlafen gehn, aber als der Morgen graute, da haben wir sie aufgeweckt. Das Poltern von unseren Granaten muß doch wohl zu stark gewesen sein, denn die Russen kamen gleich kopfüber aus den Häusern, ebenso auch hier, wo wir noch liegen, da haben

wir uns feste verschanzt, in den nebenliegenden Häusern sind wir drinnen, da wird gesungen, Karten gespielt, ja, wir haben sogar eine Ziehharmonika, da merkt man nicht, daß Krieg ist. Aber sobald die Russen auf unsere Infanterie schießen, dann im Sprung sind wir an den Geschützen, dann schießen wir sofort in die Häuser, dann sind die Russen zufrieden.

Plozk in Polen, den 31. Juni 1915.

. . . Nun noch von meiner Heimat. Sie liegt da, wo der Höhenzug vom Haff — ich meine das Frische Haff — nach der Provinz abbiegt. Ich wohne zwischen den Städten Marienburg, Elbing, Pr. Holland und Saalfeld. Wir können uns auch der Geschichte nachrühmen. Als Napoleon 1806 unsere Königin Luise nach Memel trieb, da ließ ein General des Napoleon die Ältesten der Provinz zusammenkommen und sagte zu ihnen, sie sollten sich beugen unter dem König und Kaiser, der uns statt Brot Kuchen gibt. Da trat einer vor, als die Polnischen, welche unten im Süden wohnen, schon beigestimmt hatten. Es heißt auf der Stelle direkt: Er war groß und hatte helles blondes Haar und blaue Augen. Er hob seine Hand auf und zeigte nach oben und sagte, der da oben, er hat uns gedemütigt, er wird uns auch wieder helfen, er wird und kann uns aus dem Drecke, in welchen ihr unser Getreide getreten habt, Brot geben, drehte ihm, dem General, den Rücken und ging davon. Auch jetzt wollen wir wieder wie Ameisen helfen, die Ruinen aufbauen.

*

Max Traburg, unbekannt.

8. März 1915.

Wir können gar nicht genug unseren lieben Damen in unserem Vaterlande für die treue und liebevolle Hingabe danken. Geehrte Dame schreibt in diesem Briefe, daß sie ein Paketchen für mich abgesandt hat. Ich bin deshalb geehrter Dame zu großem Dank verpflichtet. Jedoch möchte ich Ihnen ans Herz legen, daß ich lieber hungern und darben für mein Vaterland will, als daß in Deutschland unsere Bevölkerung mit der Not zu kämpfen hat. Aus diesem Grunde bitte ich, doch die Ausgabe an Liebesgaben für mich zu sparen, da vielleicht noch ernste Zeiten für uns eintreten können. Obwohl man sich riesig über solche Liebesgaben freut, so muß man sich auch langsam alles abgewöhnen lernen. Denn nicht der Kampf mit der Waffe macht es, sondern dem Aushungerungsplan der Engländer energisch entgegenzutreten, das muß unser Bestreben sein, das trägt sehr viel zum Siege bei.

*

Karl Eckardt, unbekannt.

Konstantinopel, 8. März 1915.

Bis kurz vor Ausbruch des Krieges lagen wir in Pola zur Reparatur.

Wir fuhren, als wir fertig waren, nach Triest und nahmen Kohlen über, als der Krieg zwischen Serbien und Österreich erklärt wurde. Fuhren am andern Tage nach Brindisi und dann nach Messina, dort bekamen wir die Kriegserklärung von Frankreich, nahmen nochmals Kohlen über und fuhren nach Philippeville, welches am nächsten Morgen durch einige Salven begrüßt wurde und bald darauf in Flammen stand. Wir fuhren jetzt wieder nach Messina, wo dann die russische Kriegserklärung kam.

Jetzt hieß es aber arbeiten; alles Überflüssige und Kleiderspinde wurden von Bord gegeben oder außenbords geworfen.

Wir füllten die verbrauchten Kohlen wieder auf, als ein Telegramm von Deutschland kam, sofort nach Konstantinopel zu fahren. Es kamen jetzt zehn schwere Tage für uns, mit äußerster Kraft fuhren wir bald darauf der Türkei zu.

Unterwegs trafen wir mit der englischen Flotte zusammen, welche immer hinter uns blieb. Sie konnten aber nicht mehr mit, weil wir 28 Seemeilen in der Stunde liefen, und wir morsten rüber, ob wir sie ins Schlepptau nehmen sollten. Bald mußten wir in die Bunker, denn die Kohlen werden bei so einer Fahrt schnell alle, und die Heizer konnten es nicht allein schaffen, die Kohlen wurden zuletzt mit den Händen zusammengesucht, als am andern Morgen ein französischer Kohlendampfer gekapert wurde, und wir kohlten auf hoher See. Dann

ging es weiter, es waren bittere Tage, dazu die Hitze, die hier unten herrschte. Am Tage in die Bunker und des Nachts auf Kriegswache.

Durch die Eile konnten wir keinen Proviant mehr übernehmen, und was wir noch gehabt, war bald alle geworden, nur Hartbrot und mittags Konserven gab es, aber das nötige Wasser fehlte auch bald, so daß wir uns nicht mehr waschen konnten.

Es war am zehnten Tage, als Land in Sicht kam, welches die Dardanellen waren. 1½ Stunde später fuhren wir mit Hurra ein. Nun wurde mit Ruhe erst mal ordentlich gegessen, dann spielte die Musik ein stilles Gebet, und dann ging alles schlafen, es war uns egal, wo wir lagen, ob an Deck oder an den Geschützen. Die meisten waren so marode, daß sie noch nicht einmal ihre Hängematte holten, sondern so an Deck schliefen.

*

Gustav Ohler,
geb. 3. Januar 1892 Neustadt/Haardt.

Tagebuch.

Messines in Flandern, März 1915.

Vor wenigen Tagen erst waren wir aus der Heimatgarnison gekommen. Nun durften wir zum erstenmal in unserem Leben in den Schützengraben. Vor uns lag das Gewaltige, Unbekannte, in uns die Lust zum Wagen und Schlagen.

Die Kompanie trat an. Im Kasten des Gewehres verschwanden die ersten fünf «Scharfen». Und dann ein Kommando «Ohne Tritt, Marsch» durch's Städtchen mit seinen neugierigen Blikken, ins Freie. Die an der Spitze stimmten ein Lied an. Ein Freiheit durchglühtes altdeutsches Turnerlied. Vielleicht waren es Jahns Jungen mit dem «Frisch, Fromm, Fröhlich und Frei» im Herzen und bei der Tat. Wo die Straße bog, sahen wir die Kompanie vor uns. Eine schwarze, wuchtige Masse. Und wir müssen uns gestehen, daß es für diesen unaufhaltsam drängenden Troß mit seinem dröhnenden Schritt und Tritt keinen Widerstand gibt. Im schwanken Licht erster Leuchtraketen tauchten nebelgraue Wipfelreihen auf, schienen schneebestäubt und sanken wieder ins Dunkel. Frierend und winterlich standen die schwarzen Bäume am Straßensaum. Aus verwilderten Gärten hoben sich unbestimmt die Schattenrisse eines zerschossenen Gehöftes. Was wir zuvor nur in Wort und Bild gesehen, ward uns nun zum Erlebnis. Ein paar weite, weite Sterne schimmerten über den grauen Fensterbänken der verlassenen Häuser. Ein stilles Dorf empfing uns. Durch die Ritzen der Fensterläden und aus den Kellern schimmerten heimlich verborgene Lichter. Ein Jäger stand am Schienenstrang des toten Bahnhofs und sah uns schweigend nach. Auf der Straße glänzten die Regenpfützen und lag zerfurchter Morast. Der Weg war weit und der Tornister schwer. Wir rückten die Mütze ins Genick und strichen mit der Hand über die Stirn. Ein heißer Brodem schlug wider uns, als läge in der Luft Pulverrauch und die Flammenschwüle windverwehten Brandes, aber es war unser eigenes Blut. Der schwere Gleichklang der Schritte klang an das Ohr und trug uns vorwärts. Vorne irgendwo knatterte es in endloser Kette. Dazwischen das kurze Bellen und Dröhnen der schweren Geschütze. Am Himmel leuchtete weit rote Glut, der glühende Schein der Flammen irrte übers dunkle Gewölk. Eine Kugel sirrte vorbei, die erste, wir horchten unwillkürlich auf, aber sie war vorbei. Die Führer ritten ein paar Schritte abseits und sprachen halblaut weiter. Sie standen wie Schatten, das Geschirr der Gäule klirrte. Der Reiter auf der Landstraße duckte sich tief auf den Rücken seines Pferdes. Wir hielten für einen Augenblick und ruhten aus. Gegen das Städtchen, das unser Ziel sein sollte, unendliche Fahrzeuge, Artillerie und Munitionskolonnen. Abgelöste Mannschaften aus den Schützengräben zwischenhinein. Lachend und plaudernd, das Gewehr über der Schulter, wanden sie sich zwischen Wagen und an Häusern vorbei. Keck und fröhlich sahen und schritten sie aus. In Reihenkolonne ruckweise schoben wir an Pferden und Karren vorüber und über Trümmer und Granatlöcher. Unsere Schatten glitten eilig vorüber an der weißen Mauer des Klosters, von der zerbrochene Größe schimmerte. Ein niedriges Häuschen nahm uns auf und verschluckte einen nach dem anderen. Durch ein paar

Zimmer tastend, die noch bunte Tapete trugen, fanden wir uns überraschend in einem Laufgraben. — Einige Male stürzten wir samt Gewehr in Lehm und Wasser. Meinen Vordermann kannte ich nur noch am Blinken seines verscheuerten Feldkessels. Dem ging ich nach. Und ständig links und rechts, es schien nicht enden zu wollen. Plötzlich waren wir abgerissen. Da hockten wir nun im fremden Graben und wußten nicht wohin. Vorne schimpfte jemand. Endlich ging's wieder los. Überall anstoßend und todmüde kamen wir im ersehnten Schützengraben an. Wir kletterten in ein unergründliches Loch, das aus der dunklen Brustwehr gähnte und fanden drinnen eine Bank. Auf die ließen wir uns fallen, und es überkam uns ein wunderbares Gefühl. Mit dem Tornister glitt sachte die Müdigkeit von den Schultern und streifte sich wohlig von den Gliedern.
Doch bald waren wir wieder draußen in der Nacht und spähten übern Grabenrand. Also, da drüben an der Baumreihe lag der Gegner, kaum hundert Schritt weg. Wir starrten und starrten hinüber, sahen nur einen Nebelstreif und hörten hin und wieder den Klang verlorener Schüsse.

*

W i l h e l m S c h u l z e , unbekannt.

Vers, den 22. März 1915.

Sergeerte Frau R . . .
Wir ligen nur 3 Kilometer Ab fom Feinde und Kämpfen immer noch an der Iserfront. Wo wir nich weiter for Können und der Feind kann bei uns nich rüber und wen si angreifen dan haben si groß ferluste. Gestern hatte di Feindlich Attalri wier unsere Hütten eingeäschert, den ein ganzes Haus iß Hir nich mehr trin, es sind nur Ruinen. Gestern waren wir wider 3 Dage in fordere linge und wi wir zurük Kamen, Waren ettlich Wonhütten eingeschossen. Aber die Schöne Gottes Freihe Natur erheitert ins, in früher morgenstunde singt die Amsel von den Zerschossenen Gipfeln, stahre Hämfling zwitschern dazu und di Schönen Blumen Wachen im Tahl Alle wider auf. Ich habe mir heute ein bar Blumen eingeflanz in meiner Hütte di so früh Schon

erwacht sind. Ich habe einen Grangium gefunden, den habe ich mir noch eingeflanz, der War ganz ferlassen. jetz iß er wider follig erwacht und grünt so Schön wider.

*

C h r i s t i a n L a s s e n - H a n s e n ,
geb. 4. August 1892 in Haistrup/Nordschleswig,
gef. 24. September 1915 bei Arras.

Blérancourdelle, 30. März 1915.

Draußen ist es wieder Winter geworden. Es schneit und stürmt. Im Schützengraben auf Posten muß es unangenehm sein. Wir aber sitzen hier drinnen. Zwei große Tische stehen im Zimmer, auf beiden brennt trübe das Talglicht, an das wir uns schon so gewöhnt haben, daß es uns als herrliche Beleuchtung vorkommt. An einem Tisch sitzen unsere Sanitäter, die mit uns zusammen wohnen, beim Kartenspiel. Am anderen wird umeinander in bunter Wirrnis gegessen, Zeitung gelesen, geraucht und geschrieben. Im Kaminfeuer, das unbedingt ins französische Haus gehört, flackert friedlich die Feuersglut. Im großen, hohen Federbett, das daneben steht, schläft die alte Bewohnerin des Hauses, die Großmutter, bei der wir auch vom 25. Januar bis 5. Februar einquartiert waren. Sie ist schon zur Ruhe gegangen. Es muß für sie ein trauriges, einförmiges, betrübendes Dasein sein. Seit 6 Monaten dauernd Einquartierung von jungen, lebenslustigen Soldaten, die in ihrem Zimmer, wo sie von morgens bis abends dabeisitzt, ihr Wesen treiben: Nähen, Kochen, Waschen, Reinigen, Essen, Kartenspielen, Singen und lautes Reden umgibt die Alte tagaus, tagein. Wenn die Soldaten 10 Tage bei ihr waren, kommen neue. Und da sitzt sie, die Alte, von früh bis spät an ihrem Kamin und schaut in die Glut, mit ihrem von des Lebens Not durchfurchten Gesicht und ihren toten Augen, die der Kummer und das Weinen rot umrändert hat. Doch wenn man sich zu ihr setzt und mit ihr eine Unterhaltung anknüpft, dann kann sie sehr lebhaft werden; man merkt, daß sie Französin ist. Und dann und wann ist mal ein fröhlicher Kerl, der es versteht, ihr Leid vergessen zu machen. Ach, das arme

Volk, wie leidet es unter dem Krieg! Wir tun unser Möglichstes, ihnen ihr Los zu erleichtern. Die Alte und auch die meisten anderen Zivilpersonen hier leben von dem, was ihnen die Soldaten von der Feldküche und ihren Paketen abgeben. Sie sind im allgemeinen gut zufrieden mit dem Benehmen der deutschen «Barbaren».

Im Schützengraben bei Moulin, 2. Mai 1915.

Das schönste Frühlingswetter liegt über Frankreichs grünenden Fluren. Die Sonne scheint warm. Ein milder Hauch streicht über den Graben. Und wir haben hier eine glänzende Aussicht. Wenn wir müde sind, die gelben Lehmwände des Grabens anzuschauen, so steigen wir auf unsern Stand und schauen vorsichtig, denn der Franzmann darf uns nicht sehen, hinüber. Zuerst das grüne Feld, auf dem das Gras sprießt oder der grüne Klee, auch Rübenfelder stehen grün, die Rüben wachsen zum zweitenmal. Und hinten, da hinten ist ein Abhang, wo der Wald im ersten Grün steht, wo Schlehen und Kirschbüsche oder bei den fernen Gehöften die Obstbäume in vollster Blütenpracht erstrahlen. Frühling, Frühling! «Der Mai ist gekommen.» — Und wenn wir Essen holen sollen — ist das eine Freude! Da geht's durch den langen, langen Laufgraben zuerst und dann den baumbewachsenen Abhang hinunter in die «Schlucht», wo der gesamte Verpflegungsverkehr vorm Feinde unsichtbar stattfindet; da grünt und blüht alles in herrlichster Pracht. Und dann geht's zum Dorf Moulin. Wie liegt es da im Frühlingssonnenschein! In all der verschwenderischen Pracht der blühenden Natur das zerstörte Dorf! Nur zwei ganze Häuser, alles andere elende Schutthaufen, auf denen das Gras zu wachsen anfängt. Nur die alte, ehemals gewiß prachtvolle Kirche mit ihrem zerschossenen Turm und ihrem zerstörten Dach überragt die Trümmerhaufen. Manchmal macht sich ein Soldat die Freude, am Glockentau zu ziehen; dann tönt der klare, schöne Glockenschall durch die leeren Kirchenhallen hinaus über das zerstörte Dorf, über das ganze blühende Tal, und der ferne blaue Wald hallt es wider.

*

Peter Bohsen-Hansen,
geb. 23. November 1893 in Haistrup/Nordschleswig,
gef. 14. Dezember 1915 an der Lorettohöhe.

Pfingsten 1915.

Frühling ist jetzt eingekehrt im schönen Frankreich. Die Höhen stehen teils mit Wald, teils mit blühenden Obstbäumen in ihrer Herrlichkeit. Dazu die roten Ziegeldächer der Häuser im Tale, das blanke Wasser zwischen den grünen Bäumen, und der hellblaue Himmel. Wie schön ist die Welt! Hinaus, hinaus geht mein Verlangen, hinaus in die Natur, hinaus aufs Feld, wie ich's gewohnt bin. O mein Beruf, wie verlange ich nach dir, wie entbehre ich dich in dieser herrlichen Zeit, wenn das Korn wächst, das Vieh auf der Weide grast und gedeiht. Und heute soll es Pfingsten sein!

*

E. Grüning, unbekannt.

Sannicki, den 12. April 1915.

Heute habe ich alles erhalten, was ja mein großer Wunsch war. Zumal nach diesem Herzensstich für diesen Liebknecht, aber ich glaube, er besitzt kein Herz, denn er möchte doch jetzt mal hierher kommen und umarmen sich mit seinen russischen Genossen. Ich weiß ja nicht, mit welchen Küssen er würde empfangen werden.

*

Hermann Schröder, unbekannt.

Lüneburg, den 16. April 1915.

Schon am Sonntag, wo mein liebes Muttel hier war, brachte sie das von Ihnen geschenkte Etui und das Buch. Ich habe mich unendlich dazu gefreut. Mir geht es schon ganz gut, doch glauben Sie, die ersten Tage habe ich wahnsinnige Schmerzen gehabt. Aber ich bin nicht derjenige, der laut jammert und schreit, wenn man Schmerzen hat. Nein, im Gegenteil, ich

habe die Zähne aufeinander gebissen. Denn ich sagte mir, da eine Amputation keine Kleinigkeit ist, so kann man nur Fortschritte machen mit der Gesundheit, wenn man immer lustig zu sein versucht. Schon am fünften Tag nach der Amputation konnte ich singen, da hat sich selbst der Arzt gewundert. Wie ich verwundet wurde, das ging auch komisch zu. Da ich Bursche beim Bataillonsstab war, so mußte ich doch immer beim Major und Adjutanten sein. Die Herren hatten Kaffee getrunken und ich hatte mir auch ein Täßchen von dem Mokka eingegossen und stand im Türrahmen. Da mit einem Mal ein Aufblitzen und Krachen und eine Granate krepierte in der Stube. Drei Mann waren tot, einer so schwer verwundet, daß er noch abends starb, und ich bekam nur 9 Schrapnellkugeln in den linken Unterschenkel, und das war der Schluß für mich, weiter am Weltkrieg teilzunehmen.

*

Rolf Braune,
geb. 1. April 1898 in Biendorf/Anhalt,
gef. 26. April 1915 auf der Combres-Höhe.

Harville bei Mars-la-Tour, 11. April 1915.

Als ich in die Kirche trat, spielte gerade ein Offizier wundervoll Orgel, aber — der Anblick da — sekundenlang setzte mir der Herzschlag aus: Noch 12 Mann, alles 43—44jährige alte Leute, meist mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, vom Landwehr-Regiment 36, für die man draußen noch Gräber grub. Lauter grausame Verwundungen. Und die alten Leute stierten einen mit verglasten Augen, Blut vor dem Munde, mit schmerzverzerrten Gesichtern an. Die Kirche von zwei Altarlichtern erleuchtet und die wachsgelben Gesichter und das mächtige Orgelspiel dazwischen, ich werde das nie vergessen. — Auf dem Friedhofe für die Gefallenen Kreuze anzufertigen, das würde viel zu zeitraubend sein, man steckt einen Holzstab in den Hügel: «Hier ruhen Nr. 17—64» und über die Nummern wird genau Buch geführt. Man kann die Toten nach Hunderten zählen, alles Tote vom Landwehr-Regiment 36. Und doch ist die Stimmung bei den übrigen

Leuten herrlich: Sie klagen nicht, sie wissen, wofür sie sich opfern.

Harville, den 13. April 1915. 7 Uhr abends.

Wir kamen nachts 3 Uhr raus nach Marchéville zur Ablösung der 7. und 8. Kompanien, die inzwischen 11 Tote und 18 Verwundete hatten. Schützengräben? Nein, sowas kannten wir noch nicht, eine Rinne, in der durchschnittlich «nur» 40, sehr oft aber 80 cm bis 1 m Wasserstand war. Ich hatte Schuhe und Gamaschen an, die sofort durch waren. Es war aber nachher, als das Wasser bis zum Knie und darüber reichte, erwiesen, daß selbst Schaftstiefel hier nichts nützten. Die weiteste Stelle, bis zu der ich im Wasser saß, reichte bis zum Nabel. Man badete sich langsam vorwärts, bemüht, die Patronen trocken zu halten und nicht soviel auf die Toten zu treten. Mir wurde mit meiner Gruppe ein Abschnitt von etwa 200 m zugewiesen, den ich nur im allernötigsten Falle räumen durfte. Es war, bis auf einige Granaten, zunächst ziemlich ruhig. Um 7 Uhr wundervoller Sonnenschein, und da ich in dem Tornister eines Toten ein Paar Schnürschuhe fand, zog ich meine Schuhe und Strümpfe aus, neue Strümpfe und die Schuhe an, und hatte wenigstens trockene Füße; der Unterleib und die Hosen mußten langsam trocknen. Ich legte meinen Tornister ab, Koppelzeug und Schuhe, alles hinter den Graben auf die Brüstung und wartete, auf sechs übereinandergeschichteten Sandsäcken im Trockenen stehend, auf die Fortsetzung des Dramas, das da kommen sollte. Da, gegen 8 Uhr ging's los — — Artillerie konnte das nicht sein: Kein Abschuß, ein unheimliches Heulen, eine wahnsinnige Detonation und eine ungeheure Säule, in der man Balken, Tornister, Eisenstücke der schwersten Art, Menschenteile und dgl. weit über Haushöhe herumfliegen sah — das waren Minenwerfer, das Schauderhafteste, was ich — außer Konfirmationsbesuchen — in meinem Leben kennengelernt habe. Ich ging nach rechts — etwa 100 Schritt —, da ich vom Hauptmann gerufen wurde, — Strümpfe, Schuhe, Hose, alles wieder klitschnaß, als eine Mine in meinen Stand einschlägt und mein ganzes Besitztum in Trümmer schlägt. Ich mache kehrt und finde eine entsetzliche Blutlache, in der mein Gefreiter, bis zur Brust im Wasser liegend, eben ausatmet: ein junger Theologe

von 21 Jahren. Mein Tornister kam langsam Stück für Stück, wieder herunter aus der Luft, und ich fand nichts, wie eine Büchse Kalbsbraten von Tante Röschen voll Splitter und einige Blätter aus der «Zehnten Muse». Jetzt bin ich bis auf das, was ich im Koffer habe, mittellos. Das Artilleriefeuer, Minen, Granaten und Schrapnells wurde ungeheuer, sie wollten uns vernichten, um nachher den Graben zu stürmen. Um ¾11 Uhr war's am tollsten; wir hatten alle unser letztes Gebet getan, klemmten uns wie die Schwalben an die Wand — Unterstände alle verschüttet bis auf zwei — und warteten auf den Rest.
½12 Uhr, als sie uns vernichtet glaubten, ging der Angriff los: Die erste Welle kam raus, wurde übern Haufen geschossen; die zweite Welle wurde von eigenem — französischen — Feuer der Artillerie von hinten zum Angriff aus dem Schützengraben herausgetrieben und — legte sich neben die Toten. — Ich rief nur immer: «Ruhig, ruhig, Kinder, gut zielen, nur schießen, wenn gut zu sehen ist usw.», war aber selbst klitschnaß vor Aufregung. Jetzt kam ein Offizier, den Degen schwingend, in voller Figur über die Deckung gesprungen; drei legten mit mir zugleich an — rums! — fuit, das heißt, er ist gewesen; er breitete die Arme aus und kollerte kopfüber den Abhang runter. Jetzt bekamen die Feinde Verstärkung. Der Leutnant schießt zwei rote Leuchtkugeln ab, und im nächsten Moment setzt unsere Artillerie ein. Durch die Schießscharten schossen wir gar nicht, da hatten wir zu wenig Schußfeld, — immer über die Brüstung weg, bis mich ein Gewehrschuß, der mir durch die Helmspitze ging, warnte, herunterzusteigen. Links von mir kauerte einer wie eine Katze, hatte aber nur einen Schuß durch die Backe, der ihm schnell verbunden wurde, und ich stellte ihn an zum Patronenumstecken, damit er ne nützliche Beschäftigung hatte. — Eine ulkige Episode noch: Eine Schwarze ging in einen Unterstand und verschüttete ihn vollkommen, als ich vom Reservisten Müller (ein komisches Huhn) klägliches Gewimmer hörte und die Worte: «Lieber Gott, ich weiß ja, daß ich ein Schweinehund bin, aber laß mich doch wieder raus.» Na, er wurde quietschvergnügt wieder ausgebuddelt und lebt heute noch.

*

G e o r g B a l z,
geb. 19. September 1894 in Guntersblum,
verm. 9. September 1916 an der Somme.

Im Schützengraben vor Souain, 25. April 1915.

. . . Ich habe einen kleinen Unterstand, gerade hoch genug, um zu sitzen und lang genug, um mich auszustrecken, aber ziemlich behaglich. Die zwei Säcke, welche vor der Witterung etwas schützen sollen, sind zurückgeschlagen, und das volle Licht kann eindringen; da liege ich, so bequem es halt geht, in den Schlappen, welche ausgezeichnet warm halten, mit dem Mantel zugedeckt und der Decke als Unterlage und lese oder träume in den schönen Tag hinein. Ich glaube, mir träumte sogar, in Worms zu sein. Du siehst also, wie guter Laune ich bin. Daß ich mich durch etwas verdrießen lasse, das gibt's jetzt nicht mehr, und indem ich mir immer wieder den großen Zweck und das Ziel vor Augen halte, weswegen wir eigentlich hier sind und alles auf's Spiel setzen, verschwinden alle kleinlichen Gedanken, und ich bin, was viele nicht sind, nämlich zufrieden und imstande, mich über manches Unangenehme, welcher Art es auch sei, hinwegzusetzen.
Man könnte daraus entnehmen, ich wäre gleichgültig geworden und würde mir primitivstes Leben vornehmen. Doch dem ist nicht so; ich bin eher gefaßter geworden. Ich werde meine Pflicht tun, wie kein anderer, aber bewahre immerhin einen gewissen Gleichmut und will die Dinge, wie sie kommen, an mich herantreten lassen. — — —

*

R u d o l f H e r i n g,
geb. 27. Dezember 1891 Dresden,
gef. 16. Dezember 1916 in Dara/Rumänien.

Lille, den 22. Mai 1915.

. . . Was wir uns vergeblich ein halbes Jahr bemüht haben, unseren Kerls beizubringen, eine straffe Marschdisziplin, Kopf hoch, Vordermann, Durchsingen, das können sie auf einmal, wenn sie merken, hier gilt's den Franzosen zu zeigen, daß noch

Mumm im Feldgrauen steckt. Ich esse immer im Bahnhof zu Mittag, deutsches Essen, deutsche Bedienung. Vorher geht es zur Wachtparade des Landsturms. Das gibt es eben nur im deutschen Heere und sonst nirgends auf der Welt. Vorweg der Spielmannszug, dann die Kapelle, auf hohem Roß der Hauptmann, ein würdiger Greis mit schlohweißem Haar und Bart, und nun zwei Kompanien Landsturm in tadellosen Uniformen, blanken Stiefeln, fast in jeder Gruppe ein Weißbärtiger. Nun wird es ruhig auf dem «Grand Place», nur die Musik und der feste Tritt der Leute. Da hört das Spiel auf, «Achtung!» Der Platz dröhnt unter dem Exerzierschritt, langsam und doch scharf, und weithin schallend kommen die Kommandos. Der Präsentiergriff, ein Schlag; — dazu setzt die Musik ein, eine unbewegliche Masse von 400 Männern, stehen stramm da, ein Abbild deutschen Soldatentums. Wir, die wir zusehen, lachen; und doch verbirgt dieses Lachen die eigene Rührung, den Stolz auf unseren Landsturm. Und es steckt soviel Ernst in der Sache. 400 Männer, die im vorgeschrittenen Alter Weib und Kind, Häuslichkeit und heimische Bequemlichkeit verlassen mußten, um unserm Heere den Rücken zu sichern. Das sind Eindrücke!

*

Josef Birnbeck,
geb. 6. März 1897 in Frankenhausen/Niederb.,
gef. zwischen 1.—5. August 1915 bei der Erstürmung von Lomza.

29. Mai 1915.

Wie schön war doch damals unser Ausmarsch aus Hamburg. Alles steht in Reih und Glied. Stillgestanden — das Gewehr über — mit Gruppen rechts schwenkt — und so ging's in gleichmäßigen Tritten heraus aus der Kaserne. Und nun setzte die Regimentsmusik ein. Man mag sich sträuben, wie man will, das fährt so kriegerisch durch die aufgeregten Straßen, trompetet von den Häuserwänden zurück, das quirlt so hell im Blut und treibt die Nachtgespenster aus dem Kopf. Da beleben sich die Muskeln, der Kopf geht in den Nacken und die Beine stolzieren in geeintem Takt. Und dieser Takt geht durch die ganze

Menge und ist wie elektrisiert. Sie winken vom Bürgersteig, aus den Fenstern werden Tücher geschwenkt, und nun fängt es von vorn zu singen an; es wächst die Melodie, bis sie sich Bahn gebrochen hat und als ein Sturmwind über unseren Köpfen braust, die Nationalhymne. Die Regimentsmusik hat vor dem alles hinreißenden Liede kapituliert. Jetzt aber fällt sie ein in feierlicher Größe, die Menge entblößt ihre Köpfe und nichts als leuchtende Gesichter, gebannt marschierende Gestalten, ein lodernd Volk, entzündet vor Begeisterung. Über solch ein Empfinden läßt sich nicht mehr schreiben, ich weiß nur, wir alle hatten nasse Augen, war es vor Weh oder Freude. Als wir im Zuge waren und wir durch fruchtbares Land und Industriestädte fuhren, da war es uns gewiß: Ja, Deutschland ist groß und schön und wert, daß man sein Blut vergießt.
Und dann das erste Gefecht: Es ratterten die Mordinstrumente, die Maschinengewehre erst weit entfernt, dann immer näher, wir fühlten es, wie das Blei in unseren Reihen klatschend einschlug und Lücken riß. — Das Signal — Sprung auf, marsch, marsch, die Gewehre gefällt, und wir jagten über den weißen Schnee mit dem frischen Rot, dem Blut unserer Kameraden. Nun sind die Unsrigen heran und hauen blindlings auf die Köpfe drein; dort auf dem Hügel steht ein blutjunger Russe und klammert sich an sein verlassenes Geschütz. — Da fährt ihm schon das aufgepflanzte Eisen in die Brust, — erst faßt die Rechte, dann die zerschossene Linke nach dem Bajonett — als wollte er sterbend es aus seinem Herzen ziehen, so klammert er sich an der Klinge fest. — Dann müssen wir zurück, doch es ist Strategie. — Wir haben tags zuvor das Gelände unterminiert; wir haben den Boden mit Sprengstoff gefüllt. Jetzt kommt der Feind und rennt hinein ins Verderben. Dort stehen zwei verlassene Geschütze, gerade als ob wir sie dem Feinde preisgeben wollten. — Kompanie in Deckung, und schon sind wir in den bereitgestellten Schützengräben. Schon ist die Dunkelheit eingetreten. Wir liegen und fragen uns, ob es noch lange dauern wird. Dort hinten kommt es immer näher wie eine drohende Gewitterwolke, und das Gewehrfeuer wird immer stärker. Rechts und links von uns ist das Gefecht in vollstem Gange, nur wir sind so stille wie das Minenfeld, das vor uns liegt. Aber jetzt —

jetzt ist die Reihe auch an uns, stärker und größer wird der Haufen, der sich auf uns zuwälzt. Die Trommel wirbelt und dröhnt dumpf, hastige Trompetenstöße verkünden einen Sturmangriff. — Da rennen sie auf uns los, daß uns das Blut erstarrt und das Herz für wenige Augenblicke die Tätigkeit aussetzt; das sind keine Menschen mehr, welche uns entgegenstürmen; auf den Lippen steht ihnen der weiße Schaum und ihre gierigen Augen funkeln wie die Augen von Wahnsinnigen. — Da — die Erde hat sich aufgetan. — Die Menschen und die Erde explodieren und fahren wie Feuerräder rund durch die Luft; ein Krachen gleich einem Kanonenschuß — das Erdbeben schweigt und nur noch zerstreutes Auflodern, ein grausiges Feuerwerk. In der Dunkelheit erheben sich einzelne Gestalten, fallen wieder hin oder schlagen hintenüber. Sie schnellen von neuem auf, bis sie zusammenstürzen. Jetzt kommt einer angekrochen. Das Herz steht still bei solch einem Anblick. Der Unterleib ist ihm wie von unten her zerrissen worden. Er stützt sich auf seine Hände und schaut uns an, barmherziger Gott, nie werde ich diese Augen vergessen! Da fällt er hin aufs Gesicht, die Arme haben nachgelassen. Still liegt er nun da.
Dies ist der Sturmangriff des denkwürdigen Tages am 19. Februar 1915, dem darauf die dreitägige Schlacht im Augustower Wald folgte.
Ich hoffe, daß Du mich nie wieder darnach fragen wirst, nie wieder werden Einzelheiten in dieser Weise über meinen Mund kommen.

23. Juni 1915.

Ein Gedanke jagte mir so durch den Kopf: «Du bist ja ein toter Mann!» Ich glaube immer mehr an die Unwahrscheinlichkeit solcher Gedanken. Es kann und darf unmöglich so kommen. Mir war es so vorgekommen: Die vielen Patrouillen, die ich gemacht, die Gefährlichkeit und Angst sind nicht ohne Einwirkung geblieben. Daß ich mich dann als erschossen gesehen habe, ist schließlich ganz natürlich. Aber grausig ist's schon, wenn man's zu deutlich sieht. Ich meinte das Zischen der todbringenden Kugel zu hören, fühlte das Aufklatschen und Eindringen des Geschosses in meinen Körper — ein dumpfer Fall, und ich lag im bemoosten Waldboden. Und dann die Angst, wie Du zu

Hause die Meldung aufnehmen würdest — meine Sehnsucht nach Dir übertraf allen Schmerz. . . . mit der letzten Anstrengung gelang es mir noch, Dein Bild aus der Brusttasche zu ziehen — aber schon wird der Atem kürzer, das Blut dunkler und dicker und dann . . .
Allmächtiger Vater, nein, — so darf es nicht kommen. — Glaubst Du an solche Erscheinungen?

28. Juli 1915. Rußland.

Wir rücken heute nacht über den Fluß und morgen früh treten wir in Aktion, wir sollen stürmen! — Mir ist so weh ums Herz. Meine Kameraden sitzen alle zusammen, singen Soldaten- und Heimatlieder, doch auf ihren Gesichtern steht es anders geschrieben. Falls es sein sollte, . . . auf Wiedersehn in einer anderen Welt! Ich kann nicht mehr schreiben.

*

Fritz Gladosch,
geb. 25. August 1895 in Landsberg/Warthe,
gef. 31. Mai 1915 bei Dixmuiden.

Flandern, den 19. Mai 1915.

Deine Ansichten über das Goldstück teile ich nicht ganz. Schicke mir es nicht. Ich kann es nicht gebrauchen. Wir lassen uns nicht gefangen nehmen. Sollte man verwundet in Feindes Hand fallen, so nützt alles Gold nichts. Wir haben viel Farbige vor uns, die, wie Beispiele zeigen, alles abmurksen. Schwesterchen, ich bin traurig darüber, daß Du das Goldgeld noch nicht eingewechselt hast, Deiner Gründe halber will ich Dir das verzeihen, recht war es wirklich nicht. Tu mir den großen Gefallen und gib das für mich bestimmte Geld ab. Für Rußland hat es vielleicht Zweck, aber hier kann ich es nicht gebrauchen. Sei nicht böse über die kleine Rede. Ich bin ordentlich froh, daß ich fürs Reich ein Goldstück durch Dein Bekenntnis ergattert habe.

*

Otto Brückl,
geb. 31. Januar 1883 in Simpering,
gef. 22. Mai 1915 bei Arras.

Bailleul, den 2. Mai 1915.

Hast Du keine Zeit zum Schreiben vor lauter Arbeit? Hoffentlich bist Du und Xaverl gesund, so wie ich es auch bin, denn man muß es ein Glück nennen, wenn man von diesem Kugelregen verschont bleibt. Überhaupt, die Infanterie ist am schlechtesten dran, da mit allen denkbaren Mitteln auf sie geschossen wird.
Liebe Therese, gestern habe ich auch wieder von Josef ein Paket mit Schinken erhalten, er schreibt, er will mir öfters was schicken, muß ihm heute auch gleich wieder schreiben, denn morgen habe ich schon keine Zeit mehr. Liebe Therese, was macht denn der Xaver? Läuft er recht umeinand? Hat er mich doch noch nicht vergessen? Alle Abend denke ich an Euch Lieben, wann die Sterne so vom Himmel herunterglitzern und die nächtliche Stille nur bloß von dem Geknatter der Gewehre und von dem Donner der Kanonen unterbrochen wird. Bete dann auch ein recht inniges Vaterunser für Euch, damit der liebe Gott uns beschütze und wir uns nach dem Krieg wieder glücklich treffen.

*

Theo Kuhlmann,
geb. im März 1894 in Hamburg,
gef. 18. Juli 1918 bei Soissons.

Am 24. Mai 1915.

Dank Dir für Deinen Brief. Wie bin ich glücklich, so viele Menschen zu haben, die mich mit ihrer Freundschaft beschenken, und doch wieder unglücklich — weil ich zu arm und gering bin, ihnen allen gerecht zu werden. Solch ein Brief, wie der Deine gibt so viel zu denken! Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, ihn zu beantworten. Ich will darauf verzichten, Dir von unserem letzten Treiben zu erzählen und nur einiges herausgreifen.
Diese letzten Tage, nicht die Berichte von den politischen und sozialen Entwicklungen allein, auch innere Erlebnisse haben mir die Augen geöffnet über die Bedeutung dieses Krieges für

unser Volk. Wir haben den Krieg nicht gewollt, wir haben uns gesträubt gegen ihn und haben ihn gefürchtet. Aber dieser Krieg, wenn wir alle, vom Geringsten bis zum Höchsten, die Augen aufmachen und mit starkem Herzen zufassen, wird uns reichen Segen bringen; es liegt an uns, daß aus dem großen Opfersterben ein höheres, reineres Leben erwächst. Ich habe unser Volk kennen gelernt; es ist ein edles und liebenswertes Volk — wenn es richtig geleitet wird — wie die Kinder sind sie, diese braven Holsteinischen Jungen, diesseits von Gut und Böse —. Und die Männer an der Spitze verdienen unser Vertrauen. Leider gibt es eine Unzahl fremd- und mischrassiger, halbentarteter Elemente, die, durch Schlauheit, Niederträchtigkeit, Rücksichtslosigkeit und jede Art von Unsittlichkeit emporkommen, inmitten der Mittelklasse die Fühlung zwischen Volk und Führer aufheben. Die Verschleierung und die Lüge ist ihnen hauptsächlichste Waffe. Sie zu bekämpfen ist jetzt und nach dem Kriege unsere vornehmste Aufgabe, und ihre helläugigsten Feinde wollen wir im nächsten Geschlecht heranziehen. Dieser Krieg hat mir offenbart, daß der Sieg der Wahrheit nicht nur eine sittliche Forderung, sondern auch eine Naturgesetzlichkeit ist. Der innerste Wert der Dinge und Gedanken setzt sich durch, darauf wird sich eine neue Religion aufbauen.

*

Otto Renk,
geb. 11. März 1892 in Hamburg,
gef. 25. Juni 1915 bei Hrubieszow am Bug in Polen.

Hamburg, den 5. Juni 1915.

Wie Du wohl schon erfahren hast, bin ich jetzt bis zum 13. Juni 1915 auf vierzehntägigen Erholungsurlaub hier bei den Eltern. Dann geht's wieder an die Front, diesmal aber wahrscheinlich nach Frankreich.
Ich gehe jetzt nicht mehr so ungeduldig und freudig hinaus, sondern nur mit dem Bewußtsein, als Deutscher meine Pflicht ehrenhaft und unerschütterlich erfüllen zu müssen. Ich habe viel im Osten durchgemacht, und ich weiß: Der Krieg ist grausam und die härteste Schule des Lebens. Du aber verzehrst Dich vor

Ungeduld: Hinaus, hinaus, Hurra! Und es muß so sein, denn Ihr sollt den draußen kämpfenden Kameraden neues, frisches Draufgängertum mitbringen. Wenn's so weit ist, dann viel Glück, Bruder.
Ich darf so schreiben, ohne daß eine Phrase draus wird. Ich habe bisher meinen Mann redlich gestanden, und wenn nicht mein Blut, so doch ein gutes Stück Gesundheit bei zugesetzt, und diese ist doch das köstlichste Gut des Lebens. Eine Wunde verheilt; der Betreffende kann trotzdem gesund sein.
Ich wünsche Dir ebenfalls eine schöne Spanne Zeit voller Kriegserlebnisse und Aufruhr in Dir und dazwischen die gleiche Erholung, wie sie mir durch die Liebe unserer Eltern und Verwandten wird.

*

Sonke, unbekannt.

Hameln, den 10. Juni 1915.

Ich hatte einige Tage Urlaub genommen, bekam aber am ersten Tage die Trauerbotschaft, daß mein jüngster Sohn am 23. April durch Kopfschuß gefallen ist.
Heute erhalte ich nun die Nachricht, daß mein zweiter Junge vermißt wird, und auch von meinem Sohn, der zur See fährt, habe ich schon seit Wochen kein Lebenszeichen erhalten.
Mein Trost, den ich noch habe, ist aber größer als der Schmerz: ich habe meine Jungens fürs Vaterland gegeben. Nun habe ich mich ebenfalls ins Feld gemeldet, denn, sind meine Hoffnungen zerstört, so will und kann ich den rechten Trost nur an der Front suchen und finden.

*

Franz Kraft.
geb. in Rittigheim a. d. Tauber.

Schützengraben bei Ovillers, 2. Juni 1915.

Wir können Gott nicht genug danken, daß unser Badener Ländle vor dem Einfall feindlicher Horden verschont blieb. Unsere Stellungen ziehen sich weit an dem Dorfrand entlang, oft auch durch das Dorf, so daß ein Teil deutsch, der andere Teil

französisch-englisch ist. Man sollte nun glauben, in diesem Trümmerhaufen sei alles Leben vernichtet; dem ist aber nicht so. Unter den Trümmern ist alles voller Leben. In den Kellern sind Küchen, Verbandstellen, Telefonzellen, Offizierswohnungen u. a. m. eingerichtet. Tagsüber herrscht fast Totenstille im Dörfchen, aber des Nachts wird's lebendig. Da sehen Sie die grauen Gestalten, die Flinte auf dem Rücken und die Kochgeschirre in der Hand, die Häuser entlanghuschen und plötzlich wieder hinter einem Schutthaufen verschwinden. Sie holen ihren Reis aus der in einem verschütteten Keller eingebauten Küche. Dabei klatschen beständig die Geschosse an die Mauern, und mancher hat nichts mehr von dem Reis gegessen, den er hat holen sollen. Vor dem Dorf halten die verschiedenen Wagen, Brot-, Post-, Pionierwagen usw. Dort werden sie abgeladen. Die Schlepptrupps der einzelnen Kompanien schleppen die Sachen in die Stellungen. Die Mitternachtsstunde ist für uns hier die schönste; denn da wird die Post verteilt, und man opfert gern einen Teil der kargen Nachtruhe, um die erhaltenen Briefe und Karten ein paarmal zu lesen und die Pakete ein- und auszupacken.

28. August 1915 im Graben von La Boisselle.

Ich las gerade vor einigen Tagen Hebbels Nibelungen, und da kamen mir wieder die Schönheiten unserer Heldensagen so recht zum Bewußtsein.
Wir bekommen hier nichts Rares zu lesen, es ist alles so eigentümlich zugeschnitten, man liest am liebsten etwas, was gar nichts mit dem Krieg zu tun hat. Die vielen «Feldpredigten» und «Erbauungsbücher» hat man nachgerade satt. Wer nur aus Angst betet, gleicht einem Schützen, der in der Angst schießt. Es geht beides in die Luft.

*

Reinhold Siebolts,
geb. 9. Mai 1894 in Horst a. d. Emscher,
gef. 10. August 1915 in Givenchy bei La Bassée.

La Bassée, den 28. Januar 1915.

... Die Menschen, die das Leben hier aushalten wollen, werden fast sofort und mit Notwendigkeit Fatalisten. Das äußert

sich nach Lebensauffassung und Weltanschauung des Einzelnen natürlich verschieden. Die einen glauben ihr Leben in Gottes Hand, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, andere haben eine Art Kismet, andere denken eine unverletzliche Kausalität des Naturgeschehens, die meisten trösten sich: «Wen's treffen soll, den trifft's, da ist nichts gegen zu machen». Und da keiner weiß, ob er nicht morgen schon an der Reihe ist, sucht jeder dem Augenblick alles abzugewinnen, und sie werden nach ihrer Veranlagung erinnerungsselig und sentimental, toll und ausgelassen und beides durcheinander. — War das gestern ein wunderliches Gemisch von Stimmungen, Gefühlsäußerungen! Der alte Unteroffizier hatte seine wehmütigen Erinnerungen an die gefallenen Kameraden noch nicht zu Ende gebracht, als schon ein sächsischer Musketier sich an Couplets derbsten Kalibers wagt, ein dritter ist mit seinem sentimentalen Erguß noch nicht fertig, als ihn ein Konzert aus der hintersten Ecke übertönt, in der noch immer die trübe Kerze als Leuchtturm auf dem leeren Fasse brennt. Da wird jetzt Grog ausgeteilt und einiges Gebäck. Eine Anzahl ältester Knochen hat sich dahinten allgemach zusammengefunden und sich stillschweigend so «einen ordentlichen» angetrunken. Nun wird's plötzlich offenbar. Sie singen unisono und im lustigsten Marschtempo «ich weiß nicht, was soll es bedeuten» mit dem Refrain «sie war so kitzelig, sie war so kitzelig, sie war noch nie so kitzelig wie heute». —

Salomé, am 1. Februar 1915.

... Gestern abend war die Luft dunstig und trübe. Ein wunderbarer, roter Mond stand über unserem Dorf. Erinnerung an manche Bilder flandrischer Maler. Dazu unablässig ringsum am Horizont Kanonendonner und Gewehrfeuer. ... Wir haben noch 9 alte Leute in der Kompanie, davon 3 oder 4, die seit Anfang des Krieges dabei sind. Was die alles erlebt haben! Wie die von Deutschland als etwas ganz fremd Gewordenem hören. Heimweh und Friedenssehnsucht bei den meisten. Die dürfen gar nicht nach Hause denken, ohne in eine unergründliche Schwermut zu fallen. Sie reden langsam und schleppend, von dem unentrinnbaren Verhängnis des Krieges vollkommen erdrückt. So etwas ist entsetzlich.

Im Schützengraben, am 3. Februar 1915.

... Die Position hier ist scheußlich. Der rechte Flügel der Kompanie liegt an einer sehr tiefen Stelle, fast Sumpf, an der nur notdürftig aus Sandsäcken eine 1—½ m hohe Deckung gebaut werden konnte. An Unterstände ist da nicht zu denken. Die Leute müssen die zwei Tage und Nächte im Freien aushalten, fast ohne von der Stelle gehen zu können, da die Engländer genau aufpassen.

Ich bin Gefechtsordonnanz beim Leutnant und hause infolgedessen in seinem Unterstand, der auf der Höhe gelegen, fast ganz trocken und warm ist. ... An das Sausen, Knallen, Zischen, Summen, Pfeifen der verschiedensten Geschosse gewöhnt man sich recht rasch, und es geht uns wie dem Neuling in der Großstadt, der sich nach kurzer Zeit so an den ständigen Lärm und das nächtliche Getriebe gewöhnt hat, daß es seinen Schlaf nicht im geringsten mehr beeinträchtigt. Die kleine Skizze gibt ungefähr das Gesichtsfeld aus einer der Schießscharten in den höher gelegenen Stellungen wieder. Man sieht wenig: Das völlig zusammengeschossene Dorf Givenchy, davor ein Rübenfeld, auf dem die Toten der letzten Stürme noch immer unbegraben liegen, vor den zerfallenen Häusern ab und zu den dunklen Streifen des englischen Grabens.

Wir stecken tief im Lehm. Kleider und Stiefel mit einer dicken Kruste überzogen.

Eine häßliche Art, Krieg zu führen. Aus Schlamm und Dreck, in dem die Toten stecken bleiben, knallt man sich gegenseitig an, ohne daß viel ausgerichtet wird.

Haubourdin, 24. Juni 1915.

... Der Krieg dauert doch recht lange, und auf die Dauer hält keiner dem Druck dieser Mordmaschinen stand. Nicht für einen Tag hält jetzt die Frage mehr den Mund: Wie lange noch, und die Reihe ist an uns —. Am Sonntagnachmittag war ich in Fournes, auf dem Oktoberschlachtfeld meines Regimentes. — Seither ist wohl keines Menschen Fuß dorthin gekommen. Die zerschossenen Häuser, der zerbrochene Hausrat lag und stand wie damals. Eine scheue einsame, kleine Katze, die durch all die Stürme, auch durch den Winter, ihr Leben gerettet hat, schlich abgemagert durch den Verfall. Schützengräben, kaum zu finden

unter dem hohen Gras, Abendsonnenschein und betäubender Blumenduft ringsum. Pfefferminz und wilde vorjährige Ähren, Kornblumen und Mohn, roter Mohn, ein weites, weites rot gesprengtes Feld. — Allein mit meinem Pferd ritt ich im Schritt durch dies stille blühende Meer an den verlassenen, zerstörten Stätten vorbei. Wo mögen sie geblieben sein, die liebenswürdigen, lebhaft gestikulierenden Leutchen, denen hier aus Werktag und Sonntag ihr kleines, sei es gutes, sei es häßliches, Geschick sich flocht. Dann kam der heiße Wind des Krieges, in seiner Wolke der Tod. Hinter ihm die Wüste, Leben verdorrt, Land versengt. Nun keimt es wieder aus der Asche, die unersättliche Fruchtbarkeit der Natur will alles überwachsen und vergessen. Die Gräber sinken hier ein, und die Schrift auf den Kreuzen ist verwaschen, ehe noch der Krieg sich erschöpft hat, während täglich noch das Grollen der Geschütze herüberweht. — Auf dem Nachhauseweg ein tolles Rennen. Vorn in die Bügel und dann, was das Pferd nur geben konnte. —

Gestern feierte das Bataillon ein großes Sportfest. Am Mittag Wettschwimmen, gegen Abend auf der weiten, schönen Wiese nebenan Wettlauf, Kugelstoßen, Springen, Ringen, Turnen usw. Als es dann dunkel wurde, lagerten sich die Kompanien, schmausten, tranken und sangen. Dazu Fackelbeleuchtung. Es wurde allgemein gesagt, das Fest sei recht schön gewesen, und die Kerle haben riesigen Spaß gehabt. Was soll man nun bei solchen Gelegenheiten mit den Jammerbüchern des blauen Kreuzes und anderer Sittlichkeits- wie Mäßigkeitsapostel? Die Leute waren überall mit Leib und Seele dabei. Das Trinken ist ihnen wahrlich nicht die Hauptsache gewesen! Die größten geistigen und körperlichen Anstrengungen erwarten den Mann. Da ist eine gründliche physische Ausspannung und Ergötzung eine heißersehnte und notwendige Wohltat. Im übrigen aber ist der Krieg weder sittsam noch ehrbar, und die größten Rauhbeine sind vorn die besten Totschläger. Darauf aber kommt's im einzelnen schließlich doch hinaus.

Haubourdin, 27. Juni 1915.

Sonnenwende! — Daran habe ich nicht gedacht, bis Ihr Brief mich erinnerte. Freilich, der Tag war nun schon gewesen, und meine Feier habe ich schon gehabt an jenem Sonntagnachmit-

tag in Fournes. Sonnwende, die Stunde ist bedeutungsvoller für uns alle, jetzt geht sie auch die an, denen vorm Krieg nicht bekannt war, daß es so etwas gab. Tag und Nacht spielen bei denen im Feld eine ganz andere Rolle als bei den Leuten der Zivilisation. Wir merken, wie es unseren Altvorderen zumute gewesen ist. Bald heißt es wieder, Kerzen und Taschenlampen heraussuchen. Es geht auf den Winterfeldzug zu.

La Bassée, 10. Juli 1915.

Seit gestern abend sind wir in La Bassée. Nach einem Marsch von Provur durch Le Marais über den Kanalweg, den ich vor fast 5 Monaten als ganz Gemeiner noch auf einem Leiterwagen herkarriolte. Ganz andere Gefühle damals — «gemischte» — und das waren sie nun wohl auch. In die erregten Gedanken, die jeden beschleichen und umwittern, der sich den feindlichen Polen nähert und in die leere schwarzverbrannte Zone tritt, in der die hochgespannten Energien sich entladen — in solch ernste Gedanken mischte sich bei mir doch auch die Freude, endlich wieder dem gräßlichen Friedensbetrieb entronnen, wieder im Feld zu sein. Wir liegen hier in Bereitschaft, das heißt müssen jeden Augenblick gerüstet sein, bei einem englischen Angriff sofort eingesetzt zu werden . . . Wenn Ihr also gegen Abend nochmal an mich denkt, dann stellt Euch vor, ich stehe im weiten, nachtdunklen Ährenfeld, vorn, da knallt es ab und zu; und unten im Graben hacken und graben, schürfen und schaufeln die finsteren Schatten meiner Leute, bis die ersten grauen Schleier übers Feld gespenstern, dann ziehen wir singend wieder — «heim». Eben sind wir von dem wundervollen Gang zurückgekommen. Man ist versucht, die Leere in den Straßen der frühen Morgenstunde zuzuschreiben. Aber man kann gehen, das Bild ändert sich nicht. Kein einziger Mensch haust mehr in den Trümmern dieser ehemaligen Stadt. Das alles ist tot, vergessen, herrenlos. Nimmt man sich die Mühe, über den Berg von Schutt, Scherben, Unrat und Fetzen eines Hausflurs wegzuklettern — die Mühe lohnt sich. Hinter den Bergen liegt das Reich der menschenscheuen, tiefsinnigen Göttin, deren Nähe man nur selten spürt — etwa in der äußersten Öde einer ungeheuren Sandbank im seichten, grünen Meerwasser, da wo die schwarzen Rippen des gestran-

deten Bootes halbversunken aus dem Sande starren, mag man sie finden — vielleicht in den zerfallenen Ruinen alter Ritterburgen — kaum wird man sich ihr nahe fühlen, wie in diesen Gärten, die seit Monaten kein Mensch mehr sah. Eine eingestürzte Mauer, Mörtel und zerbrochene Ziegelsteine, leere Konservenbüchsen und ein zerschlagener Stuhl verschwinden unter [illegible] ggewächs, Blatt und Grün. Alles treibt [illegible] will. Verwilderte Beete, üppige Blumen, [illegible] Gras, blühende Rosen, verwelkte Rosen, [illegible] alte Birnbäume mit reifender Frucht, ein [illegible] m sonnverbleichten Tuffstein- [illegible], das sieht man nicht mehr,

[illegible] er sich manches [illegible] wachsenen Ge- [illegible] amillen, Mohn [illegible] n stand einsam [illegible] in Heiligenbild [illegible] en und sah, die [illegible] blauen, rosen- [illegible]

fremden Notwendigkeit wieder zur Lust werden zu lassen. Ledig jeder Arbeit, Tod vor Augen, der Gegenwart gelebt, tausendmal die Gelegenheit zur tollsten Tat, zu größtem Ruhm zugleich die Lust, nur eine Nummer in dieser gewaltigen Organisation zu sein, einer heiligen Pflicht gehorsam. Das ist kein dumpfes Leben mehr.

*

Sigismund Deutlinger,
geb. 11. Mai 1892 in Schramberg/Schwarzwald.

20. Juni 1915.

Übermorgen geht's wieder in Stellung. Dieselbe ist wunderbar ausgebaut, die reinste Festung, mit mehreren Stacheldrahtverhauen davor. Da können sich die Franzosen, wenn sie uns angreifen wollten, sämtliche Zähne daran ausbeißen. Auch in Stellung wird den ganzen Tag gearbeitet und nachts noch obendrein ein paar Stunden gewacht. Ruhe gibt es also überhaupt nie, jedoch um so mehr Schweißtropfen. Aber das macht nichts, wir tun alles gern. Die Stimmung ist vorzüglich, und es wird viel Scherz und Unsinn getrieben. Abends wird öfters Theatervorstellung gemacht ... Dann spielt auch wieder die Regimentsmusik; einen Gesangverein haben wir hier auch ... Aber das [illegible] haben, ist die Waschgelegenheit. Ein silber- [illegible] fließt durch unsere Lauben- und Villenkolonie [illegible] e Wohltat für Menschen und Pferde. Das Dorf [illegible] verlassen, bloß eine steinalte Frau [illegible] von uns. Als 1870 die [illegible] blieb sie auch hier. Jedenfalls hat [illegible] daß ihr von unserer Seite [illegible]

[illegible] September 1915.

[illegible] mich [illegible]

rufen, und alles schafft wie wahnsinnig, auch die, die zu allerletzt Anspruch auf die Erfindung der Arbeit haben machen können.
Ich kann Ihnen auch heute schreiben, daß es mir noch gut geht. Aber wir merken, daß ein anderer Kommandant auf Verdun ist, die französische Artillerie befunkt uns wirklich ganz unzulässig viel, und zwar mit einer Treffsicherheit, die eigentlich bloß uns gestattet sein dürfte. Hauptsächlich nachts haben die Sappenposten furchtbar zu leiden, und ich glaubte, als ich vorgestern Nacht in derselben stand, ich brauchte den Rückweg nach dem Graben nicht mehr zu machen. Aber es ging mit einer Portion der andauernd umherfliegenden Erde und Steine ab. Tags zuvor hatten die Franzosen uns durch einen Volltreffer in den Graben 6 Gewehre und 8 Kochgeschirre in Fetzen geschossen und noch vieles andere. Sechs Mann waren verwundet. Doch aus der Ruhe lassen wir uns deswegen nicht bringen, und über jeden Blindgänger werden Witze gerissen. Wozu auch den Kopf hängen lassen, ich für meinen Teil habe schon längst Freundschaft mit dem Tode geschlossen und anderen geht es wohl ebenso. Sollte er mir mal zuwinken, ist es auch nicht schlimm. Erstens habe ich nicht viel zu verlieren, und zweitens ist an mir nicht viel verloren. Wieviele wertvollere Menschen fehlen schon unter uns! Bloß um mein Mütterchen wäre es mir leid, sie braucht so notwendig eine Unterstützung, denn mit irdischen Gütern sind wir nicht gesegnet. Sie dürfen aber nicht denken, daß mich die Armut drückt, ich fühle sie gar nicht, und fühle mich bis jetzt so glücklich, wie es vielleicht nicht der Fall wäre, wenn ich reich wäre. Ich bin ja gesund und kann arbeiten, habe meine fünf Sinne und weiß dieselben zu gebrauchen. Die liebe Sonne lacht mich ebenso freundlich an, und die Lerche trällert mir ebenso lieblich zu wie den amerikanischen Dollarkönigen, und ich glaube, ich habe mehr treue Freunde wie zum Beispiel Herr Morgan in Amerika. Ich hatte bis jetzt oder vielmehr bis zum Kriege immer durch meine Arbeit als Dekorationsmaler mehr verdient, als wir beide zum Leben brauchten. Also habe ich alle Ursache, mich glücklich zu fühlen, und ich wünschte jedem, er fühlte sich ebenso zufrieden. Dann könnten die Wörter Unglück, Unzufriedenheit und Neid aus dem deutschen Wörterbuch verschwinden.
Es ist jetzt schon ziemlich kalt, besonders gegen Morgen, und

ohne Mantel würde man, wenn man so zwei Stunden unbeweglich auf Posten steht, ordentlich frieren. Wir richten uns auch schon ein für den Winter. Granatsichere Stollen werden nach allen Regeln der Bergbautechnik angelegt, jeder mit zwei oder drei Ausgängen, da kann ruhig mal einer zugeschüttet werden, wenn die Franzosen es mit ihrer amerikanischen Munition zu toll treiben sollten. Also der Winterfeldzug ist uns sicher, vielleicht auch nochmal der Sommerfeldzug. Wir wollen es nicht hoffen, aber unmöglich ist heute ja überhaupt nichts mehr. Wenn wir immer so regelmäßig abgelöst werden wie bisher, dann liegen wir an Weihnachten gerade im Graben, wie ich schon ausrechnete, vorausgesetzt, daß wir das Fest noch erleben.

*

Hermann Knutz,
geb. 5. Januar 1889 in Baurup/Nordschleswig,
gef. 19. September 1917 bei Verdun.

Tagebuch.

Karfreitag, den 2. April 1915.

Es klingt wie ein Hohn auf Christenlehre und Christensitte, wenn kurz hinterm Graben, oder in der zweiten Stellung die Granaten laut krachend auseinanderbersten und eine Fontäne von Erde und Schlamm in die Luft hinaufwälzen. Wann Sonn- und Montag ist, wissen unsere Leute kaum, der Dienst ist immer derselbe, aber daß heute Karfreitag ist, wissen sie. Sie denken wohl auch zurück an frühere Jahre, wo über jedes Dorf, die geschäftigste Stadt eine ernste Stille gebreitet lag. Es war immer, so, als wenn an diesem Tag auch Menschenhaß und Streit ruhen mußten. Und heute am Karfreitag 1915 stehen wohl an 20 Millionen Menschen, die da glaubten, es in Christenliebe und Duldsamkeit herrlich weit gebracht zu haben, bis auf die Zähne bewaffnet, um sich am liebsten heut noch zu zerfleischen. Seit jenem heiligen Freitag, als der große Nazarener seinen gewaltigen Kampf mit dem Tode kämpfte, ist wohl nicht so viel Kampf in der Welt gewesen wie heute.

Ostersonnabend, den 3. April 1915.

Heute morgen lag so etwas wie Osterfriede über den grabendurchfurchten, heißumstrittenen Gefilden von Moulin. Es ist still weit und breit, auch die Franzosen schießen heute nicht. Die Sonne verjagt die Nebelschwaden, die überm Tal lagerten, die Lerchen jubilieren in der klaren Luft, heut können sie wirklich zu Worte kommen. Sonst singen ja nur die schauerlichen Luftungeheuer, die todbringenden Granaten im rasenden Vorübersausen ihr grelltönendes Lied. Auch gegen Mittag lagert noch Friede über der Landschaft. — Aber die Kugeln sitzen einmal furchtbar lose im Kriege. Irgendwo drüben ist einem Batterieführer wohl die Zeit zu lang geworden, er läßt eine Salve losjagen, es kostet ja nicht viel Mühe. Wie wettlaufende Jagdhunde hören wir die sechs Brüder in der Luft dahinjagen. Nun fahr wohl, Osterfriede und Sonntagsstimmung! Die ersten Schüsse sind gefallen. Wenn ein Hund bellt, bleibt Nachbarshund nicht still, die schönste Osterkanonade ist im Gange. Ach was, Osterstimmung, Krieg ist! —

Montagabend, den 5. April 1915.

Habe soeben die Posten im Graben und in der Sappe revidiert. Die Nacht ist regnerisch, dunkel und so kalt, daß man kaum die Hand vor den Augen sieht. Alle 5—6 Meter steht im Graben ein Posten und späht scharf in das Vorgelände hinein. Sie können kaum die ungenauen Umrisse des Drahtverhaues sehen. Ihr Auge hat sich aber bei diesem monatelangem Spähen so geschärft, daß ihnen nichts entgeht. Ich schaue hinüber und sehe nur graue, undurchdringliche, regendurchsprühte Dunkelheit, eigentlich nichts. Keiner sagt einen Ton. Es muß scharf hingehorcht werden, ob nicht vielleicht am Drahtverhau sich etwas regt, ob nicht der Feind schon hinter diesem liegt, um auf einmal das Drahtlabyrinth an einigen Stellen zu durchschneiden, um dann mit 4—5 facher Übermacht in unsern Graben hineinzufluten. Es ist beängstigend still. Nur etwas weiter links nach den 85. hin hört man vereinzelte Schüsse. Der Feind gegenüber schießt nicht. Der Nordost treibt ihm den feinen Sprühregen ins Gesicht, das macht kampfunlustig. Unseren Leuten wird dagegen das Genick naß. Einige haben sich darum die Zeltbahnen über die Köpfe gehängt. Der Feind schießt immer noch nicht. Es sollte

doch nicht — — — ein Angriff vielleicht — — — die Dunkelheit — — — kein Schuß fällt. Vorhin das Rascheln am feindlichen Drahtverhau. Vielleicht die einzelnen spanischen Reiter weggeräumt, um schneller aus dem Graben hervorzustoßen. Noch immer kein Schuß. — — — Da schicken unsere ein paar hinüber. Noch einige. Da — ein Schuß aus dem feindlichen Graben. Pi—u—u saust es über unsern Graben hinweg, wieder pi—u—u, pi—u—u. Also nichts los, der Feind ist noch in seinem Graben und denkt ebensowenig an Angriff wie wir. — Nun in die Sappe hinein. Dieser Teil der nächtlichen Ronde ist wenig angenehm. Der Regen hat den lehmigen Boden aufgeweicht, bis über die Knöchel muß man im Schlamm waten, das Herausziehen des Fußes macht jedesmal ein Geräusch wie wenn ein Bäcker Brot knetete. Dann kann man auf einmal nicht weiter kommen, durch den Regen haben sich Erdmassen an der Seitenwand gelöst und sind in den Graben gestürzt. Vorsichtig tappe ich hinüber. Dort an der Biegung liegt noch der Blindgänger von der Nachmittagskanonade. Es muß doch hier sein. Richtig. — Ein unvorsichtiger Schritt könnte einem das Leben kosten. Endlich bin ich bis in das äußerste Ende der Sappe gelangt, es sind nur 50—60 Meter zum Feinde hinüber. «Alles in Ordnung», flüstere ich dem Posten zu. «Vom Feind nichts Neues», antwortet man mir zurück im Flüsterton.

Sonntag, 25. April 1915.

Herrlichstes, stilles, sonnenklares Frühlingswetter. Dies unbeschreibliche Frühlingswehen ist da, das den Grillenfänger lachen läßt, den Mißmutigen fröhlicher stimmt,

> «Das Blühen will nicht enden
> es blüht das fernste, tiefste Tal,
> nun, armes Herz, vergiß der Qual,
> nun muß sich alles, alles wenden!»

Die Natur bleibt sich selbst treu, bleibt sich im ewigen Wechsel immer gleich. Aber all die Millionen, die zwischen Rhein und Nordsee, zwischen den Karpathen und der Ostsee 3—4 Meter in der Erde, zwischen Lehmwänden, Sandsäcken und Faschinen in einem Grabenlabyrinth herumwimmeln, können in diesem Jahr die große Auferstehungsfeier der Natur nicht mitfeiern, können von der Frühlingsherrlichkeit nicht mehr erhaschen als das

Stückchen Himmel, das gerade über dem engen Grabenabschnitt lagert.
Unsere Wehrmänner und Aktiven ertragen diesen Bann leichter als unsere Kriegsfreiwilligen. Die ganze Lebensanschauung dieser jungen Leute ist doch zu idealistisch, zu lebenbejahend froh, als daß sie ohne eine gewaltige Sehnsucht nach Bewegung, Spiel, Gesang und Wanderlust die Frühlingswolken über sich hinwegziehen sehen könnten. Ein Extrem fordert das andere heraus. Der elenden vegetierenden Passivität im Schützengraben möchte man ein Leben voller Aktivität gegenübersetzen. Nicht nur den Kriegsfreiwilligen geht es so, sondern auch denen, die schon über die erste Zeit von «Sturm und Drang» hinüber sind.
Bei mir verschaffte sich dieser Drang in einem schnurrigen Traum Luft. Mir träumte, es sei Friede, und ich sei zum ersten Male zu Gaste im schönen Rinkenis bei alten lieben Nachbarn. Bekannte waren zusammen gekommen, um etwas über den Krieg zu hören. Es war Sommer. Der Kaffee sollte angesichts der blauen Ostsee im Garten eingenommen werden. Anstatt mich nun ruhig zu den Nachbarn zu setzen und zu erzählen, fing ich an, durch den mir altbekannten Garten zu laufen, wie ein Schnelläufer, immer in wunderlichen Schleifen und Bogen. Zum Entsetzen der sehr akkuraten Gastgeberin nicht die Wege und Steige entlang, sondern wie ein Jagdhund, der sechs Wochen eingesperrt gewesen ist, quer über Rasen und Beete, in lustigen Sprüngen über blühende Johannisbeersträucher und Lebensbäume. Und als ich nun gar mit einem mächtigen Satze mitten in ein Beet mit jungem Salat sprang, stieß die Gastgeberin einen Schrei des Entsetzens aus über den schönen Salat. Durch diesen Schrei wurde ich wach. In Wirklichkeit war es mein Bursche Femerling, der mich weckte und mir klarmachte, daß es Zeit sei, die Posten zu revidieren. Des weiteren teilte er mir mit, daß nach der ersten Morgenmeldung der Gruppenführer 7 Granaten und 41 Minen in das Revier des Zuges hineingegangen seien.
Also fahr wohl, Frühlingstraum und friedlicher Garten in Rinkenis. Raus aus der Kiste! Posten revidieren!

4. Juni 1915.

Als am 4. Juni ein schöner, klarer Sommermorgen über unserm Graben lag, ahnte noch keiner, daß dieser Tag uns etwas Neues

lehren sollte, nämlich das Trommelfeuer. Es war wohl gegen 9 Uhr vormittags, als die Kanonade von seiten der Franzosen einsetzte. Und zwar gleich mit einer Heftigkeit, die uns in Erstaunen setzte, da der dritte verhältnismäßig ruhig verlaufen war. Doch es war die Ruhe vor dem Sturm gewesen. Das Einschießen war um 10 Uhr schon geschehen.
Die Franzosen mögen drüben wohl 240—300 Geschütze aufgefahren haben. Alle möglichen Kaliber waren vertreten. Das Grabenstück, das intensiv beschossen wurde, war vielleicht 700 bis 800 Meter breit, nämlich von links der rechte Flügel der 13. Komp., die 11. und die 12. Komp. Für einen so kleinen Abschnitt also eine wahnsinnige Artilleriestärke.
Bei dem einsetzenden Trommelfeuer dafür aber auch ein Getöse und ein Lärm, wie wir es noch nie gehört hatten. Es war unmöglich, die einzelnen Einschläge auseinander zu halten oder etwa zu sagen, wie viele Schuß in der Minute auf unsern Graben niederhagelten. Man hat mitunter Trommelfeuer mit einem Maschinengewehrfeuer im großen verglichen. Ich finde diesen Vergleich nicht sehr zutreffend. Das Maschinengewehrfeuer hat, auch bei größter Schnelligkeit, immer noch etwas Gleichmäßiges. Man hört, wenn auch nur unklar, einen Schuß nach dem andern. Trommelfeuer aber verursacht einen wilden Tonknäuel möchte ich sagen, ein Durcheinander von Detonationen. So wild durcheinander, daß richtige Beobachtung der Geräusche gar nicht möglich ist. Schwere Geschosse schlagen ein, und die Erde zittert im weiten Umkreise. Eine Batterie schickt Salven hinüber in Gruppen zu vier, sechs oder acht Schuß. Ein Heulen und Rasen in den Lüften, ein Surren, Singen und Pfeifen der Sprengstücke. Eine Granate platzt in unmittelbarer Nähe des Unterstandes, ein furchtbar hartes, scharfes Geräusch, daß die Ohren fast schmerzen. Die Erde bebt bei der Explosion. Eine Fontäne von Erde, Lehm, Eisen, Staub und Dampf wälzt sich in die Höhe. Hoch in die Luft wird die Erde geworfen und fällt in kleinen Stücken, wie Hagel prasselnd, in den Graben nieder. Wie dumpfer Hammerschlag eines Riesen, der die Erde zerschmettern will, tönen furchtbar wirkende große Torpedominen. Feiner und schnarrender im Ton sind die Schrapnells, die in der Luft oder mit Aufschlagzünder auf der Erde krepieren. Wie Rasen der wilden Jagd saust es durch die Lüfte, es ist eine Gruppe, die

nach dem Graben hinter uns geschickt wird. 6 kamen an, 5 krepieren kurz aufeinander, als wenn keiner den andern zuvorkommen lassen will. Der eine ein Blindgänger. — Ein Summer in der Luft: «Da kommt ein Schwerer» sagt mein Bursche. 1, 2, 3, — dann eine furchtbare Detonation, aber 7—8 Meter hinter dem Unterstand, dieser bebt langsam hin und her. Von der Rückwand bröckeln einige Lehmklumpen ab.

Es gibt im Kriege wohl schrecklichere Momente, die die Nerven wilder aufpeitschen, aber es gibt wohl kein so niederdrückendes Gefühl, als bei stundenlangem Trommelfeuer im Unterstand zu sitzen, tatenlos, ohne auch nur das Geringste unternehmen zu können, immerfort gewärtig zu sein, daß in der nächsten Minute alles vorbei ist. Wenn diese Stunden aber zum Tage werden wie an jenem 4. Juni, so verfallen manche Naturen in eine Art blöde Ergebenheit, sie sagen nicht viel, zeigen durchaus keine Aufregung, rauchen ruhig ihre Zigarre oder Shagpfeife. Man kann diesen Zustand nun Gottergebenheit, Fatalismus oder Stumpfsinn nennen, die äußeren Erscheinungsformen sind fast dieselben. Es kommt auf das Naturell des Betreffenden an. In Wirklichkeit ist es etwas anderes: Tiefeingewurzeltes, echt preußisches Pflichtbewußtsein. Es ist jedem Soldaten so selbstverständlich wie nur was, daß er dieses Feuer über sich ergehen läßt, um sofort nach Aufhören sich auf seinen Platz im Schützengraben zu stürzen, um dem etwa anstürmenden Feind Trutz auf Leben und Tod zu bieten.

Ein Gutes schafft auch das mörderischste Trommelfeuer auf unserer Seite, nämlich — Wut, die keine Grenzen kennt. Wut auf die da drüben, die uns Tod und Verderben in so mannigfacher Form herübersenden. — «Wenn sie nur kommen wollten», habe ich so manches Mal aus dem Munde der Füsiliere gehört.

So geht das wahnsinnige Feuer fort den ganzen Tag bis abends 8 Uhr. Daß wir tagsüber nichts gegessen haben, merkt wohl keiner. An Essenholen war nicht zu denken.

Als wir abends nach dem Feuer in den Graben hinauskamen, sah dieser furchtbar aus. An vielen Stellen bildete der frühere Graben nur noch eine flache Mulde, aus der Bretter, Faschinenteile, Sandsäcke den Weg hindernd hervorstanden. Mancher Unterstand war verschüttet, mancher brave Kamerad hatte sein Leben lassen müssen. Ich lasse die Gruppen sofort an die Arbeit

treten. Die Faschinenteile müssen weggeräumt werden, die Sandsäcke auf die Brustwehren gelagert, der Graben muß soviel freigemacht werden, daß bei einem Angriff ein schnelles Besetzen möglich ist. Und die Kerle greifen tüchtig zu. Es ist ihnen eine Wohltat, nach dem zehnstündigen Brüten dort unten in den Erdlöchern. Der Abend sinkt allmählich herab. Drüben am Westhimmel steht bis in die Dämmerung hin ein französischer Fesselballon. Ein Blick über die Brustwehr: das Drahtverhau vor meinem Zuge ist noch fast unversehrt. «Dann laß sie nur kommen, lieber das, als noch einen Tag in dem mörderischen Trommelfeuer aushalten.»

Die Nacht gibt nicht viel Ruhe. Geschossen wird zwar nicht viel, doch im Graben gibt's Arbeit. Das dumme Minenschießen hindert uns nicht. Treu und brav haben meine Leute bis in die späten Morgenstunden hinein gearbeitet, gegraben, wieder aufgebaut, Eingänge zu den Unterständen freigemacht.

Im Nordosten, dort hinter der «Les Loges Ferme» künden blaßrot leuchtende Strahlenbündel den kommenden Morgen an und den kommenden Tag.

5. Juni 1915.

Was wird der Tag bringen? Frischen Kampf? Wo der Mann zeigen kann, daß er Schießen und Bajonettieren gar wohl versteht, oder wird er uns wieder für 10 Stunden in unsere halbdunklen Unterstände verdammen?

Im Graben ist es jetzt still. Es ist fast kein Schützengraben mehr zu nennen. Die Gesichter müde und abgespannt. «Zwei Stunden Posten stehen, zwei Stunden arbeiten, die Nacht hindurch im Wechsel, ohne ein Auge zuzumachen.» Das steht auf ihren Gesichtern geschrieben.

Gar manchem ist gestern der Unterstand zerschossen. Heute gilt's, bei Kameraden unterzukommen. Die Unterstände sind darum alle überfüllt. Werden diese auch verschüttet, so ist das Unheil doppelt groß.

Bis 9 Uhr vormittags ist wieder eine Kanonade im Gange, als wenn alle Geister der Hölle entfesselt wären. Heute ist auch mein Unterstand überfüllt. Er hat gestern standgehalten. Sieben bis acht Leute, obdachlos geworden, finden sich bei den ersten Schüssen bei mir ein, so daß wir in meinem Unterstand, in dem ich

sonst mit meinem Burschen allein hause, nun zehn Mann drin sind. Viel Bewegung gibt's nicht. Wo man gerade Platz gefunden hat, muß man stundenlang verharren. Gegen Mittag steigert sich die Kanonade zu heftigstem Trommelfeuer. Der Lärm, das Getöse, das Pfeifen, Klirren der auseinander berstenden Geschosse ist noch schlimmer als gestern. Qualm, Staub, übelriechender Dampf lagert sich über dem Graben. In den überfüllten Unterständen wird die Luft dumpf und stickig. Dazu dringt mitunter schwarzer dichter Qualm einer explodierenden Torpedomine in den Unterstand hinein. Durch Hin- und Herschwenken der Jacke sucht mein Bursche den Qualm abzuwehren. Oben rast das Feuer weiter; es gehören starke Nerven dazu, das auszuhalten. Gegen Mittag stürzen zwei Mann aus meinem Zuge den Graben entlang und in meinen Unterstand. Außer Atem bleiben sie auf der Treppe sitzen. Ihr Unterstand ist verschüttet. Ein Loch, so groß wie eine Faust, hatte sie noch mit der Außenwelt verbunden. Zehn Minuten rastlose Arbeit, und das Loch ist so groß, daß sie sich eben durchzwängen können. Von draußen kommt ihnen die helfende Hand eines Sanitäters der Kompanie entgegen. Die zwanzig Meter zu meinem Unterstand hin im Laufschritt, zwischen platzenden Schrapnells und Granaten hindurch. Vorläufig wieder in Sicherheit.

In abgebrochenen Sätzen berichten sie von dem Einschlagen der Granaten und von ihrer Rettung. Wie der Graben aussieht, wie ein wüster Trümmerhaufen, alles wild durcheinander. Von Brust- und Rückenwehr kaum noch was zu sehen. Drei Meter starke Schulterwehren wie Sandhaufen in sich zusammengerasselt. Die Uhr wird zwei, drei Uhr nachmittags. Immer noch wütet oben das Feuer mit unverminderter Heftigkeit. Die Augen wollen einem zufallen. Wohl sinkt einmal der Kopf auf die Knie, doch der Mark und Bein erschütternde Krach einer Granate in unmittelbarer Nähe läßt uns jäh auffahren. Die Uhr wird fünf, sechs Uhr. Da steigert sich noch einmal das Feuer zu äußerster Heftigkeit. Er rast und tost oben eine Stunde lang. Wie lange wird mein Unterstand noch halten? Zehn Mann sitzen dicht gedrängt drin. Nicht dran denken, trifft's, dann trifft's. Da wieder ein dumpfes Surren. Schweres Steilfeuergeschoß. Mechanisch ducken wir die Köpfe. Wird's auf uns niedersausen? Da — eine furchtbare Erschütterung. Der Unterstand wackelt

trotz seiner dicken Eichenbohlen. Erdteilchen bröckeln von der Wand herab. Draußen rutscht die Erde in den Graben und dringt in den Unterstand, der dadurch fast ganz dunkel wird. Es wird uns schwer zu atmen. Einige befeuchten ihre Taschentücher mit bereitgehaltenem Kalkwasser und atmen durch diese hindurch. Ein Blick in den Graben hinaus. Ganz nahe muß es gewesen sein. Richtig. — Dort der Unterstand, einige Schritte weiter im Graben entlang, ist verschüttet. Doch sehe ich schon scharrende und wühlende Hände, und gleich darauf kommt aus einem kleinen Loch ein rauch- und pulverdampfgeschwärztes Gesicht heraus. Das Gewehr voran kommt auf allen Vieren kriechend ein Gefreiter heraus. Gleich darauf noch einer. In wenigen Sekunden sind alle vier Insassen mit ihren Gewehren schon in meinem Unterstand drin. Der Volltreffer war etwas seitlich auf den Eingang geschlagen, hatte diesen zerdrückt, aber noch eine kleine Öffnung gelassen.

Mein Unterstand ist jetzt gedrängt voll. Wohl 15 Mann stehen, sitzen, liegen fast mehr aufeinander als nebeneinander. Ein Unterstand außer meinem ist noch heil in diesem Halbzuge. Wenn einer von den beiden noch zertrümmert wird, was dann? Die Luft wird immer schlechter, die Gesichter müde und abgespannt. Zwei Tage fast nichts gegessen und getrunken, fast keinen Schlaf und über uns das wahnsinnigste Feuer. Gestern zehn Stunden, und heute rast der Geschoßhagel nun schon in der elften Stunde auf uns hernieder, ohne Unterlaß, ohne eine Minute Ruhe.

Da, gegen acht Uhr abends ist plötzlich Schluß. Kein Schuß fällt mehr. In den Ohren aber surrt es und brummt es noch eine Weile. Wir sind mehr oder weniger taub geworden. Nun in den Graben hinaus. Wird ein Angriff kommen? Nein, alles ruhig wie vorher.

Wie der Graben aussah! Ein Chaos von Erde, Sandsäcken, Faschinen. An einigen Stellen die Trümmer wild aufeinander getürmt, wie flüchtig aufgebaute Barrikaden. Bald ist auch der Kompanieführer da. Er ist schon durch das Revier der anderen beiden Züge gegangen. Ein ernster Zug liegt auf seinem Gesicht. Der Graben muß aufgeräumt werden, so gut es geht. Ruhig und gelassen gehen die Leute an die Arbeit. Eine Ordonnanz kommt vom «Genesungsheim». Es soll heute abend um 12 Uhr abgelöst werden. Als die Ordonnanz mit der Unterschriften-

mappe fortgeht, höre ich, wie der Kompanieführer sagt: «Sagen Sie dem Bataillonskommandeur, bei einem Angriff wird die Stellung gehalten.»

26. November 1915.

Ich habe Grund zu der Behauptung, daß aus kleinen persönlichen Fäden, die von den Vorgesetzten sich zu den Mannschaften hinüberspinnen, sich mit der Zeit ein unzerreißbares Band bildet. Gewirkt einerseits aus gerechter Strenge, Wohlwollen und Verständnis für Freud und Leid des einfachen Mannes, andrerseits aus Vertrauen, treuer Hingabe, Bewunderung für persönlichen Schneid. Es ist nicht jedermanns Sache, aber wer letztere Eigenschaft besitzt, der hat ein für alle Mal gewonnenes Spiel bei den Untergebenen. Er kann von ihnen alles verlangen, sie verachten dann jede Gefahr. Sie belegen ihn auch wohl mit dem höchsten Prädikat, das Mannschaftskritik zu verteilen hat: «Schneidiger Hund»; es ist dies übrigens ein Prädikat, das erteilt wird sowohl dem Kriegsfreiwilligen und Landsturmmann als auch dem Leutnant und General. In den beiden Worten liegt ein bestimmtes Etwas, das nur durch sie ausgedrückt werden kann: Furchtlosigkeit, Schneid, kluge Berechnung, ein wenig List, Entschlossenheit, etwas Verwegenheit und — ein klein wenig Wurschtigkeit. Das ganze, gewürzt durch herben Witz und trockenen Humor, ergibt wohl so ziemlich die Definition des «Schneidigen Hundes».

27. November 1915.

Täglich bedeckter Himmel. Ab und zu heftige Regenschauer. Der Boden aufgeweicht, farblos, grau. Hier und da tritt die schmutzigweiße Kreide zutage. Nirgends eine leuchtende Farbe. Die regengeschwängerte Luft belegt alles mit einem trüben Schleier. Wenn man auf der Höhe südlich des Lagers steht, sieht man im Norden die Kirchturmspitze von St. Etienne über kieferbestandene Höhen ragen. Man könnte ja Etienne aufsuchen, in der Hindenburg-Klause eine Flasche Wein trinken. Aber der Genuß ist zu teuer erkauft. Man müßte eine Stunde sich durch den ellen tiefen Schmutz pflügen. Da bleibt man lieber zu Hause. Was man jetzt überhaupt alles «zu Hause» nennt! In einem Wäldchen mitten in der Lausechampagne ist man «zu Hause», der

Schützengrabenunterstand kommt einem wie eine alte vertrauliche Kammer vor. Kommt man in irgendein französisches Nest zu liegen, so ist man schon nach zwei Stunden dort «zu Hause». Man richtet sich schlecht und recht ein, hängt wohl gar ein Bild aus der «Jugend» an die Wand und fühlt sich dann so «zu Hause», wie ein guter Bürger in seinem eigenen Heim, für das er sein Leben lang gearbeitet hat.
Wie kommt es denn, daß wir uns überall sobald zu Hause fühlen, überall eine Heimat haben, ohne daß wir darüber unsere eigene Heimat vergessen? Nein, die ist es ja gerade, die wir mit uns führen, die wir mit uns herumtragen, wie ein unentbehrliches Ausrüstungsstück. Noch ehe alle Sachen aus dem Tornister herausgekramt sind, ist sie schon da. Wir führen sie mit uns herum in Briefen und Bildern, sie lebt bei uns in Gesprächen und Erzählungen. Sie lebt in den Erinnerungen, die abends bei der Zigarre ausgekramt werden, die Heimat der Friedensjahre mit ihrem märchenhaften Schein der Vergangenheit. Sie lebt in dem Jetzt. Wie habe ich mich gefreut, wenn damals, als wir noch keine Feldbuchhandlungen hatten, als Gruß ein Büchlein erschien. Ich kenne Mannschaften, Offiziere, die den Faust, Ut mine Stromtid oder Wallenstein täglich mit sich führen. Diese Bücher gehören zur Ausrüstung wie das Soldbuch. Auch ein Stück Heimat und kein Geringes.

*

Karl Müller,
geb. 17. Februar 1879 in Itzehoe,
gef. 4. Juli 1915 im Priesterwald.

Priesterwald, 4. Juli 1915.

Wie doch die Zeit vergeht, bald ist ein Jahr verflossen, daß dieser schreckliche Krieg gedauert hat, und wer weiß, wie lange er noch dauern wird? Wie es aber auch sei: Wohl dem, der aus dem Schlachtenlärm raus ist. Sei es durch Verwundung oder auch in kühler Erde. Darum, liebe Eltern, wenn Ihr diesen Brief erhalten habt, so denkt nicht so traurig über mein Los, denn es ist ja Tausenden und Abertausenden beschieden. Nur eins möchte ich Euch noch sagen, wenn Ihr auch noch keine Nachricht von

der Kompanie habt und habt diesen Brief in Euren Händen, so laßt die Hoffnung auf ein Wiedersehen fallen, denn mein Freund, der diesen Brief bekommt, der schickt ihn nur ab, wenn er bestimmt weiß, daß ich gefallen bin; wenn er weiß, daß ich verwundet bin, reißt er den Brief kaputt, ohne ihn gelesen zu haben. Ihr seht, liebe Eltern, ich mache alles mit ruhigem Blut, aber es muß sein, ich will nicht haben, daß Ihr es durch fremde Menschen zu wissen bekommt. Denn wir haben heute einen schlimmen Tag, kann aber auch sein, daß es morgen erst wird, wir unternehmen nämlich einen Sturm auf die französische Stellung, und dann weiß man ja nicht, wie es endet. Aber eines kann ich mit reinem Gewissen schreiben, und Ihr braucht Euch dessen nicht zu schämen, nämlich, Euer Sohn ist nicht als Feigling gefallen. Hoffentlich werdet Ihr diesen Brief niemals zu lesen bekommen und wird es mir vergönnt sein, noch länger mitzukämpfen.

*

Siegfried Emmo Eulen,
geb. 23. September 1890 in Cloppenburg i. Oldenburg.

29. Mai 1915.

... Vorwärts, vorwärts, durch Hitze, Staub, Dreck, Blut, Schweiß — vorwärts trotz Läusen, Wanzen, Flöhen — Regen mitunter und kalte Nächte ohne Schlaf und mit steifen Knochen, trocken Brot und schlechter Tabak. — Heiße Tage waren am San vom 14.—20. Mai, richtige Schlachttage, Kugelregen, Granaten und Schrapnellhagel, Donnern, Blitzen und Platzregen. So wurde gestürmt, immer vorwärts. 91 hat sich ganz besonders geschlagen. II/91 hat bisher 1300 Gefangene gemacht. Verluste II/91 — 6 Offiziere, 3—400 Mann —. Ein mörderisches Feuer war mitunter, bei den enormen Massen, gegen die wir anrannten, gar nicht zu verwundern. Bei mir fing's gleich nett an: Streifschuß über's Ohr, nur ein bißchen Blut, Schrapnellkugel auf den rechten Arm, die nur ein Loch bis auf's Hemd brannte, ein dicker Lehmkluten in die linke Hüfte, der einen Augenblick lähmte, und ein Volltreffer in den Stab, der einen neben mir liegenden Telefonisten wohl zwanzigmal durchlöcherte und mir nur die Haare verbrannte. Was einem sonst alles um die Ohren

und Beine flog, davon gar nicht zu reden. Feuer aus einer stark besetzten Verteidigungsstellung ist immer das Schlimmste. Und war sie genommen, war gleich dahinter wieder eine. Eine Granate schlug das Packpferd vom Hauptmann tot. Dem Füchslein aber geht's gut, trotzdem er kaum Hafer zwischen die Zähne bekommt.

... Es geht weiter! Zu neuen Taten. Wenn nur die Rauch- und Eßsachen so schnell mitkämen, wie wir die Hindernisse überspringen.

9. Juli 1915.

Habt Ihr etwas von dem Por-Übergang gehört? Den haben wir zuwege gebracht, das II/91, als erste der ganzen Armee am 1. Juli. Es war eine tolle Sache. II/91 war eine selbständige Abteilung, die schon am 30. Juni mit einigen Haubitzen und zehn Reitern gegen den Feind geschickt wurde. Selbst Kriegführen macht am meisten Spaß. So gingen wir fröhlich drauf los und stießen am 1. Juli morgens 8 Uhr auf den «bösen Feind». Wir griffen sofort an, die Kanonen fuhren auf, und nach kurzem war der Russe über den Por geworfen. Später erreichte uns ein Befehl, daß wir uns mit dem Regiment vereinigen sollten, um dann anzugreifen. Wir konnten melden, daß wir bereits das südliche Flußufer genommen hätten. — Nun ging es aber erst los. Der Por hat zwei Arme, zwischen beiden etwa 1500 m Sumpf, nördlich des zweiten Armes wieder Sumpf, und dann ziemlich steil ansteigende Höhen, auf halber Höhe Schießscharte an Schießscharte und starke Hindernisse davor. Die einzige Brücke wie auf einem Präsentierteller frei vor der Stellung, 1 MG. kann sie beherrschen. Wohlweislich hat der Russe sie deshalb ausnahmsweise freigelassen. Und Schluchten und Wege führen zu den Höhen. Da fehlt der Stacheldraht! Wieder eine Falle: diese Wege sind so glänzend flankiert, daß kein Schwanz durchkommt, wenn er sich hinaufwagt. — Nun setzte unsere Artillerie ein und verleidete den Russen das Schießen. Mit gewaltigem Hurra stürmten wir über die Brücke, durch die Hindernisse, über die Etagen-Stellungen hin, alles überrennend oder mit dem Spaten totschlagend. Wir rannten gleich durch und nahmen die nächste Stellung auf höchster Höhe noch obendrein. Dies war ein Werk, rund wie eine Festung. Der

Russe mußte alles zurücklassen, die ganze Einrichtung des Werk-kommandanten-Unterstandes, Schlafsäcke, Geschirr usw. fiel in unsere Hände.
Der Schweiß drang mir durch das Leder der Reithose, und die Pulse hämmerten, als wollten sie zerspringen. Mit Bajonett und Spaten wurde gearbeitet, und es sah aus, als hätten Sensen vom Himmel geschlagen und alles niedergemäht. Wir hatten wenig Verluste: 4 Tote und 34 Verwundete (3 Offiziere), anderntags aber sollte es schlimmer kommen. Da mußten wir über eine 3 km-Fläche stürmen, die sich anfangs senkte, dann wieder bergan ging, also überall einzusehen war. Es ging durch fürchterliches Artilleriefeuer und dauerte etwa 4 Stunden, aber auch die nächste Höhe wurde genommen. Diesmal größere Verluste, da die Artillerie nicht genügend vorbereiten konnte. Die feindlichen Stellungen waren nicht zu sehen, und die Breitenausdehnung war zu groß. Zudem Flankenfeuer von links und rechts. Das Schlachtfeld sah böse aus, das dritte Bataillon mußte die ganze Nacht beerdigen. — Als ich am Abend des 4. das Bataillon nachzählte, hatten wir noch 286 Gewehre in der Front! — Das Wichtigste des Angriffs des 4. Juli war die Durchbrechung einer strategisch bedeutenden Linie, die einen eiligen Rückzug der Russen zur Folge hatte, der sich nach rechts und links weit fortpflanzte. — Jetzt liegen wir dem Feinde wieder an der Klinge, haben aber in zweiter Linie etwas Ruhe. — Wir halten wacker durch und sind nicht kleinzukriegen.

*

Gustav Fenner,
geb. 3. September 1887 in Marburg,
gef. 8. August 1915 bei Lomza.

20. Juli 1915.

. . . Sturm war befohlen. Wir holten, so gut es ging, die Leute zusammen, doch es wollte nicht gehen. Die schwere Artillerie fügte uns schwere Verluste bei. Einen Menschen habe ich fast auf dem Gewissen, doch es war nun einmal meine Aufgabe. Ich trieb einen aus dem Loch nach vorn, und kaum hatte der Mann fünf Schritte gemacht, als er einen Kopfschuß bekam und tot zu

Boden stürzte. Es ist eben Krieg. Gerade so gut oder noch hundert mal eher konnte es mich treffen. Gegen 12 wurde nun endgültig Sturm befohlen; aber es wäre Massenmord gewesen, unsere 6. und 7. Kompanie auf die Front der feindlichen Stellung zu jagen, vor der zwei dichte Reihen Drahtverhaue lagen. Da gab Hildebrand den Befehl, ohne sich um den Anschluß nach links, um die zögernden 75er zu kehren, nach rechts herauf den Weg zu stürmen und von der Flanke, gedeckt durch eine kleine Unebenheit, den Sturm zu wagen. Eine Stunde lang hatten unsere Minenwerfer gearbeitet — der Schreck aller Russen —, und als am Morgen unsere Artillerie zu schießen begonnen hatte, war es, wie wenn ein Stein vom Herzen fiele. Also rechts herauf brachen unsere Reihen, und hinauf gegen die Stellung brach auch das erste Bataillon von rechts mit vor, das eine leichtere Stellung gehabt hatte. Und der Russe — was kaum je einer geglaubt hatte — er wich, er floh, und frei atmeten wir auf, mit Eifer hinter dem Feinde den Hügel, die Terrassen hinauf. Oben angelangt blieb ich zurück, ich mußte beim Führer bleiben, aber auch mit meiner Kraft war es fast vorbei. Der schwere Affe, die drückende Hitze, das zehnfach erregte Blut, der Sturm den steilen Berg hinauf, die schweren Drahtverhaue hindurch, das mühevolle Hindurchhalten — es was fast zuviel für uns ermattete Truppen. Hinter uns kam die Reserve und nahm die Verfolgung auf, machte eine Menge Gefangene auf und hinter dem Berge und in dem dahinter liegenden Kornfelde; noch mancher unserer Soldaten fiel dabei. Jetzt hat das 2. Bataillon keinen Offizier mehr. Unsere Sturmkolonnen sammelten sich auf dem Abhange und nahmen Aufstellung an den angewiesenen Plätzen, während andere Truppen die Stellung hinter dem Hügel, die von den Russen gegen Flankenfeuer rechts ausgebaut war, besetzten.
Nun hatten wir endlich etwas Ruhe. Wir besichtigten die russische Stellung, die ein Kunstwerk ersten Ranges war, die eigentlich nie zu erstürmen gewesen wäre. Ein Regiment der unsrigen hätte sie gegen eine ganze Armee verteidigen können. Ein gefangener Russe sagte auch, die Stellung hätte unbedingt gehalten werden müssen, sie sollte durch Verstärkungen eine undurchdringliche Mauer bilden, und nun hätten wir sie — gottlob ohne so riesige Verluste. Der Sturm hatte bedeutend weni-

ger Verluste gegeben als der Tag vorher, der schwere Angriff. Wir in unserer Kompanie hatten fünf Tote, aber viele, viele Verwundete, 40 Mann, 120 waren wir noch. Die Stellung war in vier Terrassen aufgebaut, auf jeder Terrasse konnten ganze Schützenreihen stehen und sich aus einer Linie zu einer immer höheren zurückziehen. Man kann es kaum glauben, daß wir es erobert hatten, aber wir standen als Sieger da — stolz schlug unser Herz über solch kühne Tat, die die Russen nimmer für möglich gehalten hatten. Die Moral der Russen ist ganz flöten, wie die Gefangenen alle sagen; unsere schwere Artillerie und besonders die Minen sind für sie der Teufel in leibhaftiger Gestalt. Ein Russe sagte, der Deutsche müsse ja siegen, da er sein Leben, einfach alles an die Sache setze, während der Russe getrieben den Krieg führe.

Aber kaum hatten wir unser Plätzchen für die Nacht und für das Essen ausgesucht, als wieder ein Befehl kam, gegen den sich jeder aufbäumte. Vorwärts — wieder voran! — Der Feind ist in vollem Rückzug auf Nowgorod. Die Wälder vor uns sind frei, Ausnutzung des Sieges bis auf's äußerste! —

Mit einem Gefühl des Stolzes, aber auch der Erbitterung ging's zum Sammelplatz. Dort bekam jeder einen Becher Kaffee; Brot gab es für die meisten Mannschaften schon lange nicht mehr. Ich hatte noch etwas und lebte mit dem Fett und Pasta darauf wie ein Herrgott. Also vorwärts! Die 6. Kompanie hatte wieder die zweifelhafte Ehre, von den 3 Bataillonen Königsberg I voran als Vorhut, als Spitze zu dienen. Nun ging es also weiter an den vielen toten Russen vorbei, hinaus durch ein breites Tal gegen Nowgorod an die Narewlinie. Herrlich solch' Vorwärtskommen! Also wir waren zunächst einen Kilometer vom Narew; als wir links schwenkend an die linke Ecke eines langen, dem Narew parallel laufenden Waldes gezogen waren, schwenkten wir rechts am Waldessaum entlang, vor uns Nowgorod in Flammen. Unsere Schwere funkte andauernd in die Stadt, und in ein riesiges Flammenmeer hüllte sich das ganze Stadtgebiet. Wir zogen den Weg auf die Waldhöhe und nahmen dort am Waldesrand Stellung. Die 75er gingen nun durch die Kornfelder vor uns gegen einen sichtbaren ausgebauten Schützengraben, der aber leer war. — Da auf einmal setzte eine wütende Schießerei ein aus dem Dorfe, dem Brückenkopfe Margowniki und dem Waldgebiet zwischen Narew und Pissa. Gegen Nacht legte sich dann das Feuer. Die Aufgabe war erfüllt, der Ort war als besetzt erkannt, das Gelände ziemlich aufgeklärt. Was rechts von uns liegt, ist noch schleierhaft. Gegen 9 Uhr waren wir angekommen, hatten die Gräben aufgeworfen. Die Russen hatten auf ihrem Rückzug hier anscheinend gehalten. Jetzt um 11 Uhr gab es zum erstenmal wieder Essen. Vor lauter Müdigkeit konnten wir fast gar nichts essen und schliefen um ½12 Uhr felsenfest ein, nachdem alles geordnet war.

*

Hans Petras,
geb. 14. Juli 1891 in Breslau,
gef. 9. September 1916 in Beauvais bei St. Quentin.

Vor Pultusk, 20. Juli 1915.

Von diesen heißen Tagen, die uns manches Blut gekostet haben, uns viel Gefangene und Beute einbrachten, in denen wir kaum eine Sekunde zur Besinnung kamen, Euch viel Grüße und die Mitteilung, daß es mir recht gut geht. Trotz überstandener schlafloser Nächte und trotz mancher Kugel und Granate, die mir nicht gegossen war. — Also: Wir lagen noch am 13. Juli fröhlich in unserm alten Schützengraben vor Gralewo, ich empfing noch Eure Geburtstagskarte, für die ich Euch insgesamt danke, als in der Nacht zum 14. von uns ein Scheinangriff gemacht wurde. Unsere Artillerie schoß feste in die russischen Gräben, und wir knallten, was das Zeug hielt. Morgens um 9 Uhr hieß es: «Freiwillige vor für eine Patrouille nach Gralewo!» Ich selbstverständlich dabei! Wir kriechen übers Feld, bekommen bei unserm Nahen einige Schüsse aus dem Graben. Wir erwidern. Dann ist alles still. Wir gehen weiter vor und rüber über das Drahtverhau und hinein in die russischen Gräben. — Alles leer! . . . Nur die Toten von unserm Artilleriefeuer liegen da, verstümmelt. Es regnet fein und lange. — Der Lehmboden beklebt uns von oben bis unten. Wir gehen weiter ins Dorf Gralewo. — Ein Trümmerhaufen. Überall liegt russische Gewehrmunition herum und Handgranaten. Die Russen müssen also eiligst

ausgerückt sein. Wir pflücken im Vorübergehen ein paar Sauerkirschen, sehen den Judenkirchhof mit zwei aufgerissenen Gräbern, die Knochen liegen herum. Vielleicht hat ein Kosak sich was rauben wollen. Wo sind nun die Russen? Wir gehen mit Verstärkungen ausgeschwärmt aufs nächste Dorf. — Es ist frei. Die Bewohner begrüßen uns aufs freundlichste und erzählen, die Russen wären in der Nacht ausgekniffen. Zuletzt wären noch ein paar Kosaken geritten. Wir gehen nun von Gehöft zu Gehöft, von Wald zu Wald, holen einen Gefangenen nach dem andern, alles Kerls, die nicht mehr mitmachen wollen und uns fröhlich ihre Flinten geben. Die Bewohner gleich freundlich. Wir ziehen bei einem Gehöft auf Feldwache. Und schon kündet sich die russische Kriegsführung durch riesige Qualmwolken am Horizont an. Überall stecken sie die Gehöfte, ja ganze Dörfer an und nehmen die Leute und das Vieh mit. — Wir gingen nun Tag und Nacht weiter vor, bis wir den Feind trafen bei Arcelino. Überall über Brand und Trümmer. Von den Russen im eigenen Lande Feuer angelegt! Welcher Blödsinn! Was sie für Werte vernichten! Und uns hindern sie nicht beim Vormarsch. — Weiter ging's kreuz und quer ohne Weg und Steg nach Plonsk. Plonsk war frei. Wir rückten mit Gesang ein. Jetzt hatten wir genug Infanterie gespielt. — Wir schwangen uns wieder auf die Böcke. Los ging's immer weiter auf Patrouille, ran an den Feind! Endlich mal wieder Reitersmann! Der Russe zerstörte die Brücken und bezeichnete seinen Weg durch Brand, der Horizont eine Flamme! Wir treffen und bedrängen die Nachhut des Feindes und folgen immer hart hinterher. Richtung: Warschau! Doch vor uns liegt noch Nowogeorgiewsk, ein Fort 30 km vor Warschau. In Omiencins machen wir halt, Patrouillen stellen den Feind. Wir in Schützenlinie mit Maschinengewehr vor. Kugeln hin und her. Wieder ein Toter! Vorher auf Patrouille 2 Verwundete. Dann freiwillige Patrouille — ich natürlich dabei — in das brennende Dorf Wrona über glühenden Schutt. Die Pferde sind halb versengt; aus den Augen kann man kaum sehen vor Qualm und Rauch. Wir finden eine Brücke über das kleine Flüßchen. Unsere Aufgabe ist erfüllt, Wrona ist vom Feinde frei. — Müde, halbtot vor Durst — Wasser alles schlecht — werden wir von Infanterie abgelöst. — Um 6 Uhr morgens heißt es: «Aufsitzen!»,

und wir reiten den ganzen Tag über bei glühender Hitze bis Ciechanow über Plonsk. Bei einem Dorfe bei C. Quartier. Wir sind im Choleragebiet. Wir werden darauf aufmerksam gemacht: Peinliche Sauberkeit soll herrschen! Wassertrinken verboten. Waschen nur in abgekochtem Wasser. Die Cholerakranken stieren uns aus den drahtumzäunten Häusern an. In der Nacht endlich — endlich Ruhe und Schlaf. — Am nächsten Mittag Abmarsch hierher — etwa 40 km zu Pferde und dann 20 km zu Fuß. Wir treffen den Feind, lösen die anderen Truppen ab. Ein Mann auf Patrouille verwundet, ich erst auf Patrouille, dann auf Feldwache. — Die Zunge klebt am Gaumen! Schickt mir bitte jetzt regelmäßig alle Tage 12—20 Zigaretten. Das ist das einzige, was mich vom Trinken abhält. Man säuft sonst vor Verzweiflung doch noch. Heute morgen kommt eine Kosakenpatrouille bis nahe an unsere Feldwache. Wir knallen alle bis auf einen ab, der davongaloppiert. — Schickt Zigaretten, Zigaretten! Herzlichen Reitergruß!

*

Hans Wolf, unbekannt.

Galizien, am 4. Juli 1915.

Bei der Durchsicht meiner Briefsachen fällt mir auch Ihr liebes Kärtchen in die Augen, und ich lese die letzten Worte: «Gott helfe Ihnen in jeder Stunde und schenke Ihnen Sieg.» Ja, denken Sie, daß Gott Ausnahmen macht? Ich nicht. Es geht hier genau so zu wie zu Hause; wer eben dran ist, muß fort. Ich kann Ihnen das mit Wahrheit bestätigen. Jedes Menschen Schicksal ist schon bei der Geburt, wo nicht gar vor der Geburt bestimmt. Wir unterliegen alle den Naturgesetzen, und die Führung der Naturgesetze gehört der übersinnlichen Wesenheit, welche über das gesamte Universum regiert. Bedenken Sie, was unsere Erde vom Universum ist, ein Pünktchen im Weltall, und erst der Mensch! Glauben Sie nun, daß das Gebet eines Menschen im Stande ist, die großen Gesetze der Natur über den Haufen zu schmeißen? Ich glaube es nicht; es steht ja auch nichts davon in der Bibel, daß man durch Gebet seinem Leben eine gewünschte Richtung geben kann, sondern Stär-

kung und Kraft kann man sich erflehen, und das tue ich auch. Verzeihung, wenn ich Ihre heiligen Gefühle sollte unangenehm berührt haben.

*

Karl Bielicke, unbekannt.

12. Juli 1915.

Für die liebevolle Vergütung beim Verlassen der Arbeitsstätte und für weitere Unterstützung meiner lieben Familie sage ich hierdurch meinen besten Dank. Mit freudigem, mutigem Herzen zieht ein deutscher Krieger ins Schlachtfeld, wo er weiß, daß auch seine Familie versorgt ist. Wir wollen aber alle unsern Mann stehen, bis der letzte unserer Feinde niedergerungen ist.

*

Mattern, unbekannt.

Frankreich, den 17. Juli 1915.

Ich habe das Paket erhalten, wofür ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin den besten Dank ausspreche. Denn Tabak hatte ich auch nicht mehr, und wenn man die halbe Nacht Wache halten muß, dann ist es sehr schön, wenn man bißchen rauchen kann. Denn wir müssen die halbe Nacht Wache halten und die halbe Nacht schlafen, wenn kein Angriff komt, was aber öfters passiert, denn die schwarzen Hunde sind mächtig Blutdürstig. Und die Artellerie ist nicht zu verachten, und dann erst die Mienen! Die sind noch gefärlicher als die Artelleriegeschosse, denn das sind sone Dinger wie ein III Ztr. Schwein ohne Beine und recht lange Schnautze und die Bohren sich in die Erde. Dann gehen die mit Mächtigen Krachen auseinander und alles was 20 m im Umkreis ist, das ist Tod oder verstümmelt. Das sind die eine Sorte: Dann giebt es noch ganze Runde Kugel, die sind ungefähr so wie ein Zentner Gewicht, doch ohne Griff. Dieses sind auch Mienen, gehen aber nicht so tief in die Erde und verschütten auch deshalb nicht so viel. Die dritte Sorte sehen aus wie Bier Achtel. Sind auch so groß wie ungefähr ein Achtel von 30 Lieter. Diese vernichten alles von 50 m im Umkreis durch ihre schwere Ladung, lassen sich aber jedoch nicht weit werfen, weil sie zu schwer sind. Dann sind diese und die Schweineform zu sehen, wenn sie kommen, wo hin gegen die kleinen nicht zu sehen sind und dadurch gefärlich sind. Die sind bloß zu hören wie auch jedes Artelleriegeschoß und die Gewehrkugel summen in der Luft wie Bienen in einem Blumengarten bei einem Sommertage. Vorgestern sind wieder 3000 von den Halunken gefangen genommen, und auch so viel nach jenseits befördert. Ich habe schon gedacht, das ich nicht mehr wiederkäme, aber jetzt Hoffe ich doch wieder, wenn Friede ist und ich bin Gesund, dann komme ich Ihn nochmals besuchen und erzähle Ihn noch mehr und wenn ich nicht mehr schreibe, dann bin ich Tod. Sonst schreibe ich dann und wann. Nun muß ich schließen, denn die Augen fallen zu und nachheer muß ich wieder auf Wache. Mit vielen Grüßen an Ihre Frau und Kinder und einen schönen Gruß aus weiter ferne sendet Ihn der Füsilier Mattern.

*

Kirschnereit, unbekannt.

Arys, den 7. August 1915.

Es war an einem Julinachmittag, ein heißer Tag. Tot liegt der Schützengraben im wühlenden Staub, in der heißglühenden Sonne, keiner weiß ein Erlebnis, alles sehr traurig, kein Lachen kommt von einem jungen Infanterist. Nur die emporgeworfene Erde singt ihr gleiches Lied, und dauernd schlagen die Granaten kurz vorm Graben ein, die Offiziere treiben uns in den Unterstand, denn die Herren drüben hatten es auf den Graben abgesehen. Plötzlich schlägt eine Granate in den Graben ein. Die Erde spritzt wie Wasser. Wer verwundet? Keiner! Die Granatscherben sausen, das Tosen und Krachen nimmt kein Ende. Wie lange soll das noch dauern? Es ist zum Verrücktwerden! — Es wird ruhig, die drüben sind müde geworden, die im Unterstand kommen alle raus, wie viele sind tot, wieviel sind verwundet, war die Frage. Aber alle finden sich zusammen, kein Mann ist tot, keiner verwundet, durch ein Wunder ging

alles! Ja, nichts, gar nichts kann der Infanterist im feindlichen Artilleriefeuer tun. Beim Sturmangriff, wenn aus hundert und tausend Kehlen das Hurra losbricht, denkt man an nichts mehr, an keine Gefahr, an kein Sterben. Da stürmt alles nur vorwärts, immer vorwärts. Aber das hilflose Aushalten in dem entsetzlichen Getöse und Sausen der Granaten ist eine Marter der Seele, das verlangt Nerven von Eisen, da denkt man mehr als sonst in Jahren, an seine Lieben, an das vergangene Leben.

*

Alfred Schleicher,
geb. 12. Januar 1894 in Hamburg,
gef. 30. Juli 1917 bei Langemarck.

8. September 1915.

Der Krieg kümmert sich nicht um den Kalender. Sonn- und Feiertage gehen im Alltagsgewande vorüber, und nur wenn das Kriegsglück uns Vaganten mal einen Tag oder einige Stunden der Ruhe in den Schoß wirft, zufällig und unerwartet — dann nennen wir's eben Feiertag und freuen uns der Stimmung, auch wenn kein Glöckner über's fremde Land läutet und Stroh und nasse Erde unser Lager sind.

Wenn's nach mir ginge, würde ich am 15. September so einen Tag der Muße und Besinnung einrichten. Ich würde mich irgendwo in's Dickicht des russischen Waldes zurückziehen oder mich tiefer ins wohlige Stroh unserer Unterstände verkriechen, würde die unbequeme, tobende Umwelt für Augenblicke vergessen, für selige Augenblicke, in denen man im Bewußtsein unvergänglicher Werte schwelgt. In denen man an die Getreuen in der Heimat denkt und an das, was man selbst einmal war und immer noch ist und immer noch sein wird: — Augenblicke der Selbstbesinnung, gleich denen der Mystiker des Mittelalters, die sich in ihr Gebetskämmerlein schlossen und in seliger Weltabgeschiedenheit ihr eigentliches Wesen, das «Fünklein» ihrer Seele fanden.

Viele gibt es unter uns, die schweben mit Leichtigkeit in dieser Abenteurersphäre; sie sind von Haus aus Wanderburschen oder sonstwie zigeunerartige Lebewesen. Sie haben den Ranzen stets voll und singen vergnügt und fluchend im nassen Stroh. Aber die Reflektierenden unter uns, die betrachten, beobachten, denken und bedenken zu viel. Wenn sie sich auch oft genug mit Begeisterung als Abenteurer in die Wogen der verwegenen Gegenwart werfen, so verfallen sie doch zu schnell wieder in das Netz von Vergangenheit und Zukunft. Sie knüpfen Fäden, sinnen nach, regen sich auf, und schließlich ziehen sie sich in ihr stolzes Herze zurück.

Was bin denn ich? Heute das eine, morgen das andere. Um so recht aus Herzenslust Mensch der Gegenwart zu sein, dazu fehlt die eigentliche Kameradschaft. Ja, wenn meine Freunde um mich wären! Zum Reflektieren braucht man zwar im Grunde keinen Nebenmann, aber anregend ist ein Gleichdenkender oder wenigstens Auchdenkender stets. Man freut sich innig, wenn man jemand findet, der Interesse für das zeigt, was einem selbst Hirn und Herz bewegt.

Ach wie ruppig und struppig sind wir alle! Waschtage sind kulturelle Augenblicke, und wer sich rasieren läßt, der muß, wie unser Unteroffizier richtig sagt — «in der Linke å Grosche, in der Rechte å Verbandspäckche halde», denn das Messer wird am Hosenträger geschliffen.

Nachdem wir zwei Tage in Reserve gelegen haben, sind wir jetzt wieder im Schützengraben. Doch die Gegend hier ist ruhig, die Russen weit entfernt, und wir alle sind lieber hier als hinten in Reserve, wo Appelle abgehalten werden und exerziert wird. Man denke: ein paar Kilometer von den Russen entfernt, und gleich werden Griffe gekloppt!

Petrus verzieht sein bisher so heiteres Gesicht in griesgrämige Runzeln; die nassen Bindfäden hindern unsere Kartoffeln empfindlich am Rösten, aber dafür wird auch die Arbeit eingestellt, wir dürfen faulenzen, d. h.: schlafen, schmoren, fressen, verdauen, paffen, klöhnen, lausen, schreiben, politisieren, nochmal lausen und wieder lausen und schließlich feststellen, daß die Läuse sich doch eigentlich kolossal schnell vermehren.

*

Felix Behr,
geb. 6. Mai 1881 in Reichenbach i. Vogtland.
gest. 22. Juni 1923 in Hamburg.

Vor Wilna, 16. September 1915.

Jetzt bin ich mit meinem Herzen und meinen Gedanken ganz daheim bei Euch. Ich bin todmüde, doch habe ich Kraft, hier in meinem Sandloch zu sitzen und mit Dir und meinen lieben guten drei Kleinen zu reden — nicht wahr, Ihr habt mich doch alle lieb und denkt an mich — oder werden mich die Kleinen vergessen? Diesen Gedanken mag ich nicht ausdenken. —

Gestern machte der Russe einen Sturmangriff, eine dunkle, stürmische Regennacht, — wir standen im kritischsten Augenblick anstatt sprungbereit, bis über die Knie, teilweise bis zu den Hüften im schweren Sandchaos wie die Spickaale. Mit übermenschlicher Anstrengung mußten wir uns hocharbeiten, um noch zur rechten Zeit zum Nahkampf bereit zu sein. Es hat böse Lücken in unseren Reihen gegeben, und von den Russen ist, glaube ich, nicht viel übriggeblieben. — Welche Kraft doch im Menschen steckt, wie groß ist die Natur, und wie nah gehört der Mensch zu ihr. Das beweist dieser Krieg, der Millionen verwöhnte Kulturmenschen zum Verteidiger ihrer Herde gemacht hat. Gleich dem Getier schützt sich der Mensch vor dem Menschen, sucht seinen Schutz in der Erde. Welche Bedeutung hat jetzt das Wort Erde, Boden und das Wort Heimat, wie lieb gewinnt man diese Erde, diesen Boden, den man mit seiner Hand geschanzt, den man bearbeitet hat und in dem man Schutz gefunden, wie schön ist solche Erde, wenn man seinen Leib dagegen legt wie ein schutzsuchendes Kind, wenn es sich an die Mutter klammert. Und wie schön ist der Boden, der Früchte trägt.

*

P. Moschny, unbekannt.

Weißkirchen, den 30. September 1915.

Unser serbischer Feldzug ist leider für uns zu Ende. Wir kamen bis Kragujevac und dann bis Nisch. Es war der interessanteste

Feldzug, den ich bisher erlebt habe. Wir haben zum Teil schwere Stunden verlebt, da wir mit einem Volk zu kämpfen hatten, das bereits fünf Jahre Krieg führt, alle Schliche und Listen der Kriegsführung kennt. Dann war es ein verzweifelter Gegner, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein handelte. Oft haben wir, besonders vor Nisch, einen Berg nicht eher in unseren Händen gehabt, bis alle Mann des sehr tapferen Gegners kampfunfähig waren. Bis zum letzten Tropfen Blut hat sich der Serbe gehalten. Kinder von 14 Jahren und Greise bis 70 Jahre haben gekämpft wie Löwen. Alle Achtung vor dem Serben als Feind. Das Schlimmste und Aufregendste war aber wohl der Donauübergang. Die Donau ist an der Stelle 1 ½ km breit gewesen. Von großem Vorteil war uns aber die Temes-Insel. Von Ungarn wurden wir in der Nacht schon im feindlichen Artilleriefeuer auf diese Insel auf Flößen gebracht. Die Strömung war reißend, die Wellen gingen hoch. 3 Stunden brauchten die tapferen Pioniere, um ein Floß herüberzubringen. Mehrere Tage dauerte die Überfahrt. Auf der Insel hielten wir uns drei Tage auf. Dort bekam ich auch das Tabakpäckchen. — Am 8. Oktober früh 3 Uhr brachen wir auf von dem gänzlich verlassenen Dorfe auf der Insel, und die Artillerie bereitete unseren Übergang und den Angriff vor. O — diese gräßliche Schlachtenmusik. Um 9 Uhr, es nebelte. «An die Boote!» Aus dem Gebüsch, das uns schützte, flogen die Boote wie Schlangen ins Wasser. Im Augenblick wimmelte die Donau bzw. der Arm, der uns von den Serben trennte, von Booten. Wir, das I. Bataillon zuerst hinein. Bis an die Patronentaschen im Wasser. Hinein in die Boote. Doch so mancher von den Kameraden erreichte die Boote nicht. Die Donau kochte von den tausend Geschossen aller Art, die die Serben mit unheimlicher Genauigkeit auf uns hageln ließen. Ich bekam vier Infanteriekugeln, drei in meinen Tornister. Eine Schrapnellkugel zerriß mir meine Hosen am Knie. In der furchtbaren Aufregung merkte ich dies aber nicht. In zehn Minuten waren wir am feindlichen Ufer. Mit dreifachem Hurra und gefälltem Bajonett ran an den Feind. Dieser empfing uns mit großem Feuer. Aber unaufhaltsam ging es vorwärts. Noch eine schreckliche Stunde, und die serbische Stellung war unser. Hier wurde die Nacht verbracht. Welch eine Nacht! Naß und schlammig. Es regnete. Der Gra-

ben voll zerfetzter und aufgeschlitzter Serben. Feuer aus dem Dorfe Pelka vor uns. Nächsten Tag Mittag war auch dieses in unserer Hand. Schreckliche Schauspiele spielten sich in diesem Dorfe ab. Unbeschreiblich. Hier fiel mein bester Freund und Landsmann; neben mir traf ihn die Kugel mitten ins Gesicht. Ich habe ihm in der Nacht ein ehrliches Begräbnis bereitet. Und weiter ging es, unaufhaltsam weiter. Drei Tage später waren wir Herren von Pozarevac. Die Serben zum Tore hinaus, wir hinein. Pozarevac war stark befestigt und kostete uns Schweiß und Blut genug. Am 20. Oktober wurde die Morava überschritten. Und nun fing die Jagd an. Von einem Berge auf den andern liefen die Serben, Leichen, Verwundete, Gefangene, Munition usw. zurücklassend. So ging es an der Morava entlang bis Lepovo. Dann bogen wir westlich um in die Berge, halfen Kragujevac erstürmen und führten dann einen richtigen Gebirgs- oder Indianerkrieg. Auf der Höhe von Drenek am 2. November mußten wir feste Blut spucken. Wir waren in einer Schlucht. Von allen Seiten bzw. Bergen bewarfen uns die Serben mit allen möglichen Mordinstrumenten, Infanterie, Maschinengewehre, Schrapnells, Kartätschen, Handgranaten, Steine. Und doch kamen wir aus dem Teufelskessel heraus und stürmten die Berge, machten viel Serben zu Gefangenen. Die andern flohen auf Nimmerwiedersehn. Wir gingen weiter. Ein wunderbarer Anblick bot sich uns von unseren Bergen auf die schöne Stadt und Festung Nisch während ihrer Beschießung durch die Bulgaren. — Das war der letzte Akt des serbischen Dramas für uns, denn die 11. Division bekam Befehl zurückzumarschieren. In zwölf Tagen legten wir die Strecke von Nisch über Jagodina, Bagrdan, Lapovo, Pozarevac nach Gradiste zurück. Diese Marschtage waren sehr anstrengend, aber voll interessanter Erlebnisse, z. B. die unendlich langen Karawanenstraßen der zurückkehrenden Bewohner, meist Weiber und Kinder. Von Gradiste gingen wir über die Donau und liegen nun schon mehrere Tage in der schönen südungarischen Stadt Weißkirchen. Wohin wir kommen, weiß ich nicht. Ich habe mich in Serbien ausgezeichnet, bin deshalb Gefreiter geworden und wurde zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen. Hier herrscht grimmige Kälte.

*

Heinrich Palmus,
geb. 24. Januar 1894 in Tandslet auf Alsen/Nordschleswig,
gef. 1. Juli 1916 bei Gommecourt.

Bénifontaine, 6 km südl. La Bassée,
29. September 1915.

Ihr könnt glauben, hier geht es heiß her. Es ist noch immer kein Stillstand in die Aktion gekommen. Es geht hin und her, bald gewinnen die Engländer mit großer Übermacht Gelände, bald nehmen wir es ihnen wieder.

Am 26. September wurde mein Zug südlich Hulluch eingesetzt, um eine entstandene Lücke auszufüllen. Wir lagen da gegenüber von Loos, das leider noch in der Hand der Engländer ist. Nach einem abgewehrten Angriff waren wir tätig, die verwundeten Feinde fortzuschaffen, als wieder der Schreckensruf: «Das Gas, das Gas kommt», erscholl. Die Gasmasken wurden vorgebunden, und die dicken Gaswolken wälzten sich heran. Der fürchterliche Chlorgestank umgab uns, und wer nicht betäubt wurde, machte sich in Erbrechen Luft. Die Wolke zog vorüber, und vor uns standen die Engländer. Wir haben aber noch die Kraft gehabt, den Angriff abzuschlagen.

Das war am 27. nachmittags. Nachts um 10 Uhr kam Befehl zum Vorgehen. Wir kamen auf etwa 1200 m vor und gruben uns an der Straße Lens-La Bassée ein. Da die Front dadurch verkürzt wurde, konnten wir in Reserve zurückgezogen werden.

Reserve hat bekanntlich im Krieg keine Ruhe, sie bekommt alle zu hoch gegangenen Kugeln und hat im allgemeinen schweres Artilleriefeuer. — Quartier gibt es hier natürlich nicht. Es ist alles kurz und klein geschossen. Nur in einem halbzerschossenen Hause fanden wir ein Zimmer ohne Fenster, aber doch regendicht und mit einem Klavier. Da sitzen wir nun und musizieren und singen dazu, den Takt schlägt die krachende Artillerie.

Ein Bild des Krieges, wie ich es selten so typisch gesehen habe, entrollt sich hier allenthalben. Die reizendsten, kameradschaftlichen Szenen zwischen Freund und Feind, wenn sie verwundet sind, bis zu dem Traurigsten des Traurigen. Mein Kompanieführer, den ich sehr verehrte, ist bereits am 26. gefallen und viele andere liebe Kameraden.

Aber man wird zu hart, um es tief zu empfinden. Nur einen Augenblick der Andacht, dann nur wieder Pflicht und nochmals Pflicht.
Der Engländer ist übrigens ein prächtiger Soldat, ich habe in dieser Beziehung Bewunderungswürdiges gesehen.

Schwefelschloßstellung,
am Sonntag, 10. Oktober 1915.

Es läßt sich nicht beschreiben, was wir erlebt haben. Aber ich habe auch viel Schönes gesehen: ich sah, wie deutsche Soldaten verwundete Engländer zwischen den Linien holten, wenn es ein bißchen ruhiger wurde. Ich sah schwerverwundete englische Offiziere aufrecht umhergehen, bis sie zusammenbrachen. Ich hörte, wie ein Gefangener beim Ausfragen sagte, als er gefragt wurde, wo die englische Artillerie stände: «Gehen Sie hin und sehen Sie selbst nach.» Nicht wahr, eine schöne stolze Antwort? — Ich sah auch auf unserer Seite Kameradschaft bis in den Tod, gepaart mit größter Tapferkeit. Das waren Lichtblicke in dieser größten Schlacht der Weltgeschichte.
Die Stellung heißt das «Schwefelschloß», weil hier die Engländer zum erstenmal die Schwefelgranaten angewandt haben. Der Punkt ist aus früheren heißen Kämpfen berühmt, liegt aber jetzt verhältnismäßig ruhig. Es ist, wie in solchen alten Stellungen überhaupt, hier alles vereinigt an Kriegstechnik, was der Krieg herausgebracht hat. Beschreiben darf ich es leider nicht näher. Ich führe den Teil der Kompanie, der in vorderster Linie liegt und fühle mich in dem Stück ganz als König. Ich wohne fürstlich: Schlafgemach und Wohnzimmer getrennt, zusammen allerdings nur 2 cbm groß. Aber Tisch und Bank, Tischdecke und Polster. Ich esse vom Teller und trinke aus einer Tasse, wasche mich alle Sonntage einmal und bin so stolz, so stolz.
Die Leute müssen schwer arbeiten oder Posten stehn. Und ich brauche nur überall zu befehlen und anzuweisen, zu revidieren und zu inspizieren. Allerdings im Ernst, ich wollte mich zu gerne täuschen; was die Verantwortung für das Leben der Leute, für ihr Wohl, für die ganze Stellung bedeutet, davon macht man sich keinen Begriff. Ich sitze wohl hier an meinem Tischchen, vor mir eine Tasse dampfenden Kaffees, neben mir das

Telefon und einen Schalter, den ich nur einzuschalten brauche, wenn ich die gegenüberliegende Stellung in die Luft fliegen lassen will, sitze und habe es gut; was ich aber schon in zwei Nächten beim Kerzenschein habe arbeiten müssen, um in die Geschichte und das Theoretische des eigenen und des feindlichen Abschnitts einzudringen, daran denkt keiner von den Leuten.

Schwefelschloßstellung vor Givenchy,
am 12. Oktober 1915.

Ich gehe nachts durch meine Kompanie, um die Posten zu revidieren. Über mir prangt der Sternenhimmel, vor mir liegt der lauernde Feind und um mich meine lieben braven Kerls. Hier und da stehen sie, still, stumm und scharf auslugend, fröstelnd in der kühlen Nacht. Diesen und jenen rede ich an, frage ihn nach seiner Instruktion und wohl auch nach der Heimat und den Seinen. Ich kehre auch bei den Minern ein; sie arbeiten schwer tief unter der Erde. Die vordersten sind schon unter der feindlichen Stellung. Ich stülpe meinen Sauerstoffapparat über und krieche hinein, um die Fortschritte festzustellen. Es ist gar nicht angenehm da vorne: 20 Ztr. Dynamit liegen da, und zwischen den Sprengkapseln sind die Bohrmaschinen tätig. Ich nicke ihnen zu, den stämmigen Leuten; denn reden kann man da nicht. Zurück! Dann steige ich über die Brustwehr und inspiziere den Stand über der Erde. Ich schleiche vor, und bald höre ich ein leises Zischen — Horchposten. Im Flüsterton unterhalte ich mich mit dem Unteroffizier. Er zeigt mir beim Aufleuchten einer Rakete den englischen Horchposten nur 10 m vor uns. Da wirft er auch schon ein schwarzes Etwas herüber, eine Handgranate. Wir stieben auseinander und werfen uns hin. Dann explodiert es auch schon. Ich werfe ihm eine zur Vergeltung hinüber und krieche zurück. Posten an Posten! «Hier linker Flügel». Ich biege ab, gehe durch tiefe, dunkle Verbindungsgräben. Hier und dort ein Alarm- und Relaisposten. «Parole?» «Instruktion?» «Gut!» Weiter! Der Deckungsgraben. Die Unterstände sind mit Reserven angefüllt. Alles schläft. Da, ein Posten. «Ist der Kompanieführer da?» «Jawohl, Herr Leutnant.» Ich trete ein und melde, die Kompanie in Ordnung. Eine Zigarre, dann gehe ich zurück. Vor meinem Unterstand treffe ich meinen Burschen. «Herr Leutnant, die Post ist gekom-

men.» Ich trete ein. Der Telefonist sitzt beim Kerzenlicht. «Nichts Neues.» Ich schicke ihn fort in meine Koje. Kein Brief von zu Hause, einige belanglose Geschäftssachen und zwei Zeitungen. Ich durchfliege sie. Das Telefon piepst. «Hier 8. Kompanie vorderste Linie.» «Befehl vom Bataillon: Der Abschnitt Palmus soll in der Morgendämmerung besonders scharf aufpassen.» «Gut.» Ich schicke die Gefechtsordonnanz los, um den Befehl weiterzugeben. Dann sitze ich noch lange, stütze den Kopf in beide Hände und träume von der Heimat.
Totenstille! Nur ein einzelnes Schrapnell, ein kurzer Knall vom Flintenschuß, auch mal eine singende Handgranate!
Erst sehr spät rufe ich den Telefonisten und gehe dann selbst in die Koje. Bei hellem Tage wache ich auf. «Kulle, ist der Kaffee warm?» «Jawohl!» «Schön, langen Sie mal her!»
Ein Bild unseres Lebens. Ein kleiner König in meinem Reiche, so lebe ich. Wenn ich meine bangen Lieben nicht zu Hause hätte, sagte ich:

«Das Feld ist meine Heimat,
der Krieg mein Beruf.»

*

Eugen Galter,
geb. 20. September 1887 in Neustadt bei Kronstadt.

Im Schützengraben in Polen, am 30. Mai 1915.
Die Pakete Nr. 35, 36, 37 sind gekommen. Hurra! Und alles tadellos. Die Roulade noch ganz frisch, Zwiebel, Zigaretten herrlich. Ich danke allen, die hiezu Hand angelegt, dafür. Meinen Dank bzw. meine Revanche kann ich nicht anders bieten, als durch kleine Kriegsepisoden.
So z. B.:
Wir bekommen Befehl, die Stadt Nesnamirovice zu besetzen. Die Brücke über dem Fluß vor dem Städtchen ist gesprengt, auf schwankenden Balken geht's trotzdem hinüber. Etwa eine halbe Sotnie Kosaken sehen wir noch im Staube der Landstraße davongaloppieren. Wir sind ohne Schuß Sieger. Im Orte werden wir sehr feindlich empfangen, obwohl die Kosaken vorher ja die feinsten Häuser geplündert hatten. Kein

Bissen Brot, kein Tropfen Milch ist gutwillig von den Leuten zu haben.
Das Städtchen wird vorschriftsmäßig besetzt und gesichert. Ich bekomme Befehl, vom Kirchturm die Gegend abzugucken und Skizzen zu machen. Am Kirchhof liegen noch Peitschen, Flaschen, Kleidungsstücke der Kosaken herum. Dort hatten sie sich verschanzt. Dann schreite ich mit vier Infanteristen der Kirche zu. Nun läuft das Volk zusammen, Weiber jammern, Männer sehen drohend, alle meinen, die von den Kosaken über uns angesagte Kirchenplünderung beginne. Erst auf sehr energische Aufforderung wird die Kirche geöffnet. Ich steige hinauf, mache meine Skizze und entsende sie. Beim Heruntersteigen setze ich mich an die Orgel und spiele und spiele und vergesse auf den Krieg. Mit mächtigem Akkorde breche ich das Spiel ab. Die Kirche ist voller Menschen, die Gemeinde ist versammelt und liegt auf den Knien. Kaum konnte ich heil aus der Menschenmenge herauskommen, sie küßten mir immer wieder die Hand: «Dobre Oficer». Ich hatte im Moment aus Feinden Freunde gemacht. Die Frauen schleppten Milch und Brot herbei und keiner meiner Leute ging mit leerem Magen und leerer Feldflasche davon. Sogar zwei Hühner spickten unseren Rucksack. Der Organist des Dorfes ging in den Krieg und schon seit vielen Monaten schläft die Orgel, bis sie jetzt ein «Feind» zu neuem Leben erweckte. —

Russ.-Polen, am 12. Oktober 1915.
Du staunst über mein vornehmes Papier? Es ist das feinste, was ich in einem verlassenen Hause in Baranovici fand. Am Rande Vergißmeinnicht und Goldlack — ach wie schön! Wie dem auch sei, ich habe aber nur dieses eine.
Will Dir nun einmal über unsere braven Sanitätsleute erzählen, nicht über die in den Feldspitälern dort rückwärts, sondern über die, die vorne in der Front den jammernden, blutenden Soldaten die erste Hilfe bringen.
Vor mir auf dreihundert Schritte ist die Schwarmlinie. Ich sehe mit dem Glas unsere Bakas lachend in den Schützenlöchern sitzen. Eben ist nach hartem Nachtgefecht der Tag angebrochen, und das Infanteriefeuer verstummt. Nun beginnt die Artillerie der Russen von neuem. Ich sehe in einem kleinen Granattrichter einen Gefreiten und zwei Infanteristen über einer Zeitung

sitzen. Da — ssst — bum. Wo die drei saßen, steigt eine dreißig Meter hohe Staubsäule in die Luft. Ihr armen Leute!
Der Staub teilt sich, aus der Luft rieseln noch kleine Papier- und Kleiderfetzen herunter. Was ist aus meinen drei Leuten geworden? Ich sende eine Sanitätspatrouille hin. Die Braven schreiten rasch der Stätte des Grauens zu. Da vor ihnen — ssst — bum! Wieder eine Granate! Sie verschwinden in Rauch und Staub, doch jetzt sieht man sie wieder, sie gehen unentwegt weiter. Und jetzt, knapp hinter ihnen — ssst — bum! Nun setzen sie sich in Trab. Jetzt sind sie dort. Sie bücken sich hinunter in den Trichter. Sie ziehen Kleiderfetzen heraus. Diese scheinen blutig zu sein, denn sie werfen sie gleich beiseite und wischen sich die Hände an ihrer Bluse. Jetzt ziehen sie einen Menschen heraus. Auch den legen sie beiseite —, sicher ein Toter. Nun arbeiten sie über einem. Sie binden ihm den Kopf ein. O weh! Auch die Hände werden eingewickelt. Sie schneiden ihm die Bluse auf, auch am Rücken klafft eine Wunde. Jetzt sind sie fertig und legen ihn auf die Tragbahre. Was machen sie mit dem dritten Unglücklichen? Sie stellen ihn auf, jetzt steht er und gestikuliert mit den Händen. Der eine Sanitäter nimmt ihn an der Hand, die beiden andern fassen die Tragbahre an und beginnen die Rückkehr. Oft rasten sie, dann verfolgen sie besorgt die Granaten, die nun weiter rechts einschlagen.
Nun sind sie da, schweißtriefend setzen sie die teure Last nieder. Sie melden kurz: Ein Toter, ein Verwundeter, ein Stummer, ohne Verwundung. Schon ist unser Arzt bei dem Verwundeten, der still am Rasen liegt und prüft und ergänzt die Verbände. Den Stummen überfällt neue Erschöpfung, auf den Wink des Arztes legt er sich nieder und schläft bald ein.
Die Blessiertenträger sind schon wieder fortgeeilt, denn vorne wartet neue Arbeit.

*

Hans Brandenburg,
geb. 18. Oktober 1885 in Barmen.

9. Oktober 1915.

Ich bleibe — trotz allem — auch jetzt noch kriegsbegeistert. Wie oft wird man sich später im Frieden, wenn einen so viele Ekel-

haftigkeiten wieder beschleichen, nach diesen heroischen Zeiten zurücksehnen, wo Geschäft und Philister nichts gelten und nichts der weichliche Genuß, sondern der ganz auf sich selbst gestellte, gefahrumdrohte, tatentuende Mann alles. Wie herrlich ist jede Soldatengruppe, wie schön jeder Mensch vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Rekruten in seinem feldgrauen Waffenrock, wie bewegt, wie körperlich-prachtvoll dieses unscheinbare Leben in freier Luft, in Höhlen, in Ruinen, in Gräben. Und wie zum Kotzen ist das Leben in langen Hosenröhren, in aufhängenden Röcken, in Stehkragen, in den Deckeln auf dem Kopf, dieses geschmacklose, schmeerbäuchige, nur Kopf züchtende Dasein in Stubenluft und in Salons.

*

Eugen Gura,
geb. 5. August 1894 in Kassel,
gef. 7. August 1917 in den Vogesen.

Ferme la Busche, 13. Februar 1915.

Der Wind geht frisch; dunstig, zart liegt das Land da. Sogar die Sonne kommt etwas heraus. Um 9 Uhr antreten zur Kirche. Orgel, schallender Soldatenchor, ernste Melodien! Es ist ein merkwürdiges Volk, diese deutschen Soldaten — wahrhaft gottesfürchtig ohne Zweifel. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß der Feind zum selben Gott betet. Gott ist ihnen ein unbestimmter Begriff, an den sie sich halten wie an einen ewigen Fels. Ihr Gott ist nicht das Letzte, Allvereinende, sondern sie beten zum deutschen Gott. Wenn man über die Widersprüche nachdenkt, so wird man ganz wirr, und ich weiß selbst nicht, ob ich den Krieg als eine große, dem eisernen Naturgesetz entsprungene Notwendigkeit ansehen soll, oder ob über all dem wimmelnden Leben und Tun in fernen Höhen etwas Erhabenes ist, das wir nur als matten Glanz ahnen, weit, weit erhaben darüber — — Gott, der Versöhnende, Vereinende. Diese Zweifel kennen diese Soldaten nicht, sie sind Gottesstreiter, heilige Streiter, und ihr Gesang dröhnt machtvoll aus überzeugter Brust.

Ferme la Busche, 25. Februar 1915.

Du schriebst, es würde so manches für mich schwer sein, was anderen selbstverständlich, mir aber ungewohnt und fremd ist. Ja, das ist eben die harte Schule, die mir das Militär von Anfang war. Ich habe ja so viel Schmerzliches, soviele Enttäuschungen schon dabei erlebt, daß ich das alles nicht tragen könnte, wenn ich nicht von dem Ehrgeiz erfüllt wäre, ein ganzer Mann zu werden, im Brande des Lebens gehärtet, geschliffen, allen Situationen gewachsen. So sehr ich mich auf mein Studium freue, so sehr ich mich nach der Heimat sehne — meine Zeit ist noch nicht um! Ich will als Mann heimkehren.

Feuerstellung, 29. März 1915.

Eben als ich den Brief schließen wollte, kam Deine Post, die mir die liebste ist. Dann ging ich Wasser holen nach einem nahen Gutshof. Im Osten die Silbersichel des Mondes im tiefdunklen Abendhimmel — majestätisch glitt gerade eine Riesenwolke vorbei, wie eine Dschunke mit phantastischer Fratze geziert — oder vielleicht ein unheimlicher Gnom, die goldenen Schätze des Himmels bewachend. Hie und da ein blinkender Stern, im nahen Busch das verträumte Gezwitscher eines Vogels — — schlichte Gräber, darinnen stille Helden schlafen — — flandrisch Land, fußbreit um fußbreit erstritten, blutig und doch so friedvoll im Abendschein!

Ich übersteige den Stacheldraht, hier unser treues Geschütz an der Hecke, und dort — es glänzt mild, heimlich durchs Fenster — unser Unterstand. Drinnen warm, wohlig, es wird behaglich gegessen, dann sitzen sie um den Tisch, spielen, Rauchwolken kräuseln sich, man dehnt und streckt die Glieder — alte Träume aus der Kinderzeit, von einsamen Hütten, verwegenen Gestalten am Feuer, Urwaldmenschen, schleichenden Mokassins kommen einem. Tatsächlich, hätte ich als Knabe gewußt, daß ich dies alles erleben würde, so wäre ich selig gewesen, und ich bin es jetzt nicht minder. — Wer hätte es sich nicht erträumt, im heroischen Zeitalter gelebt zu haben!

9. April 1915.

Habe jetzt die Wäsche erhalten, und als ich heute, wenigstens obenrum, gewaschen und frisch gekleidet erschien, fiel es direkt

auf. Rüpel sind wir nicht, im Gegenteil herrscht ein sehr netter Ton. Was Du über den Frühling sagst, hat mich tief gerührt. Du hast recht, in der Sonne ist es auch ein ganz anderes Kriegen. Überhaupt — es soll, besonders für unsere Jugend, aber auch für das Volk, ein neues, herrisches, hartes, einfaches Zeitalter heraufziehn, grundverschieden von allem Dagewesenen. Unser Volk ist kerngesund und die Krankheiten, die es plagen, sind zu heilen. Mögen ihm Männer erstehen, weitblickende, starke, die es leiten und heilen.

Buschhof, 23. Mai 1915. Pfingstsonntag.

Abends in den Graben. Die Nacht war ruhig. Weißt Du, der Krieg ist schrecklich. Vorne die Leichen, der ekelhafte Geruch, die Brutalität. — Christus sagt ungefähr so: «Wer das Schwert braucht, soll durchs Schwert umkommen.» Er, der Idealist in seiner Zeit, war unbedingt gegen den Krieg; da ist nicht dran zu deuteln. Und wir haben den Krieg in keiner Weise provoziert. Aber Christus sagt dann: «Wenn dich einer auf die linke Wange schlägt, so biete ihm die rechte» oder so ähnlich. Wer glaubt, daß all das Erdendasein nur ein Durchgangsstadium und erst jenseits dieser Welt das Leben, der wird um dieses Lebens willen die christliche Lehre von der Demut bis ins Äußerste, Konsequenteste befolgen. Soll aber in Wahrheit diese Erde mit ihrer ungeheuren Zweckdienlichkeit in ihrer Tier- und Pflanzenwelt, in ihrer ganzen Schöpferkraft und Schönheit, soll all das Menschenwerk und all die Menschenqual nur ein Spiel, nur ein Schein, nur ein Durchgang sein, ist nicht das Leben eben um des Lebens willen da, ist's nicht Selbstzweck? Ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, nicht daran, das alles, Ehre, Schönheit nichts zu achten, wie ich's nach Christus tun müßte. Ich stehe zu fest auf der Erde, bin hingeschmiedet wie Prometheus zur Qual, zum Leiden —, aber ich kann nicht los, ich wünsche mir nicht das Jenseits als die Erlösung vom Erdendasein. Der Krieg ist schrecklich und doch — soll man um des Leides willen auf die Ehre verzichten? Ist Ehre ein Phantom oder ist's ein Teil der Kraft, die das All, die das Sein, die Erde, den Erdensohn erhält, die vernichtet und aufbaut zugleich? Ich weiß es nicht. Jetzt gilt nur fürs Vaterland zu streiten und zu sterben. Und je mehr man am Leben

hängt, desto größer das Verdienst. Und ein großes Streiten muß noch kommen und ein großes Sterben. Ich denke nicht an Frieden, an Wiederkommen — sie liegen zu weit — allzu weit.

23. Mai 1915.

Es war ein Frühlingsmorgen, als wir über die bunten Wiesen heimkehrten, endlos hatten wir durch den Laufgraben gebraucht. An einem Hof, an einem Wasser, auf einem Baumstamm, unter Eichenbäumen rasteten wir. Es war wie eine Thüringische Mühle. Dann ging's heim. Gestern saßen wir unter einem duftenden Strauch im Garten, bleich schien der Mond. E. hatte stark Heimweh. Er ist ein siebzehnjähriger, lustiger, tief empfindender Mensch, ein guter Kamerad, der sich von Gr. dadurch unterscheidet, daß er nicht so korrigiert und einen die Überlegenheit nicht so sehr fühlen läßt. Gr. ist eingebildet und hart, äußert seine Gefühle mit keinem Wort, breit, blond, blauäugig, eine Art nordgermanischer Typ. Beide sind prächtige Exemplare jener jüngsten deutschen Jugend, jener Jugend des Wandervogels, die zur Einfachheit, zur Kraft zurückkehrt, die über Land zieht, im Freien übernachtet oder am bäuerlichen Herd die Sitten des Volkes belauscht, die stark und rein empfindet, aber wenig spricht. Sie wird sich verbluten, diese jüngste Jugend, aber ihr Geist wird leben.

Buschhof, 26. Mai 1915.

E. taut auf, erzählt von seinem Leben, mit Glut und Schwärmerei und sehnt die Heimat herbei. Ich nicht. Ein Schlaraffenland, ist sie mir fabelhaft, an das man ernsthaft nicht denkt. Ich kenne nur ein «heute». Ich kenne kein «morgen» und keine Heimat. Unsere Heimat ist bei unserer Fahne, und unser Leben ist wirkliches Leben, kein Buchleben. Fremd mutet mich vieles von der heimatlichen Kultur an. Möge es nach dem Krieg noch Männer geben, die diese Läuterung des Krieges in den Frieden tragen, die mit der Ästhetenkultur aufräumen. Nur im intimen Anschluß an das Volk, an seine Einfachheit und Kraft, kann eine wahre Kultur der hohen Menschlichkeit erstehen. Unsere Kultur muß so werden, daß sie nicht mehr von einer kleinen Gruppe wichtig dreinschauender Bebrillter gemacht und unterhalten wird, daß der gemeine Mann darüber lacht, weil

ihm der lebendige Kontakt damit fehlt, sie muß Volksgut werden. Damit soll der Forschung, der Philosophie, der Arbeit, die um ihrer selbst willen und nicht um Geld und materielle Erträgnisse da ist, keineswegs der Bankrott erklärt und der «gesunde Menschenverstand», die «Stimme des Volkes», der «verträumte Glaube» auf den Altar gesetzt werden. Es ist bezeichnend, daß es Leute gibt, die diesen Weltkrieg ausbeuten wollen, um dank des Herdengeistes und Herdendenkens unsere geistige Entwicklung zurückzuschrauben. Aus dem Volk in nationaler Einfachheit und Kraft soll unsere kommende Kultur herauswachsen, in die alte hinein, um die alte herum, läutern, erneuern und machen, daß die Deutschen um 2014 besser seien als die heutigen. Wie stark das neue Rassegefühl ist, zeigt die Jugend.

24. November 1915.

Bitte schmücke einen Baum. Es ist mir ein lieber Gedanke, daß daheim auch ein Baum brennt. Du brauchst auch gar keine traurigen Gedanken zu haben. Wir dürfen uns bedanken, wie ich's getroffen habe, und wie es jetzt mit dem Vaterland steht. Und Du wirst doch nicht traurig sein, wenn Dein Sohn als Soldat draußen steht. Also keine Rührseligkeit, sondern seid lustig. Tränen gibt's anderswo genug, und wenn die Leute nach dem Kriege diese Tränen nicht vergessen, dann ist's noch Zeit und für sie die größte und beste Lehre aus dem Krieg. Unsere Zeit braucht härtere Herzen. Möchten sie zur rechten Zeit weich sein.

25. November 1915.

Warum sich nach einem unbedeutenden, alltäglichen Leben sehnen? Ich denke, Beruf ist Selbsterhaltung. Und jetzt ist unser Beruf, Soldat sein. Da sehne ich mich nicht nach irgendeinem andern Beruf, der zu einer andern Zeit schön und nützlich war, sondern ich bin jetzt einfach Soldat und stehe auf dem Posten, auf den mich das Leben gestellt hat. Es ist nicht wahr, daß der Friede oder das mehr oder minder bescheidene bürgerliche Glück das Höchste bedeutet. Menschsein heißt: Kämpfen bis ans Ende.

*

Unbekannt.

23. Oktober 1915.

Lange ist mir unmöglich gewesen, meine Eindrücke festzuhalten, und was hat man doch in einem Monat alles erlebt! Erlebnisse voll Grauen und Entsetzen, bei deren bloßen Gedenken einem noch heute kalt und heiß wird. Ich will sie vergessen. Es ist besser so! Ach, könnte ich doch auch ihn vergessen, der jetzt unter kühlem Rasen ruht! Doch nein, nicht vergessen. Er ist wert, wenigstens in meinem Herzen ein dauerndes Andenken zu erhalten.
Wir waren in der Kompanie unzertrennlich. Kein Angriff, den wir nicht Seite an Seite gemacht haben, keine Patrouille, die uns nicht beide mitnahm, kein Posten des einen ohne die Ablösung des anderen. Wir waren wie Brüder und kannten uns doch erst 2 Monate! Keiner wußte mehr von dem anderen als seinen Namen. Er fragte mich nicht nach näheren Verhältnissen, und ich bemerkte, daß ihm jede Anspielung meinerseits unangenehm war. So vermied ich es und begnügte mich damit, in ihm den treuen Freund und Kameraden zu sehen, obwohl mich sein Mangel an Vertrauen in diesem einen Punkte etwas ärgerte. Oft hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, wie er in ruhigen Minuten dastand, traumverloren, ein Bild betrachtend, dann wurden seine Augen feucht, und manche Träne fiel herab. Solchen Augenblicken folgten Stunden der ausgelassensten Lustigkeit, einer Lustigkeit, der man es anmerkte, daß sie unnatürlich war. Es wurde mir klar, mein Freund hatte einen schweren Kummer, vielleicht eine herbe Enttäuschung erlitten. Leider sollte ich nie dieses Rätsel erfahren, denn sein Mund ist stumm, stumm für ewig.
Es war am 4. Oktober, morgens 5½ Uhr, als unser Beobachtungsposten die Meldung brachte: «Feindliche Schützenkette in Sicht!» Richtig! Schützenlinie um Schützenlinie bricht aus dem Walde hervor. Im Walde selbst wimmelt es von Reserven. Unsere Artillerie schickt die ersten Granaten herüber, und jetzt setzt auch das feindliche Feuer ein. Granaten heulen und sausen durch die Luft, dazwischen das Singen und Pfeifen der Schrapnells, das Donnern der Minen. Es ist ein Höllenlärm. So kann man sich einmal den Weltuntergang denken. Acht Stunden waren

wir verdammt, diesem Konzert zuzuhören: acht Stunden, ohne ein Glied zu bewegen, untätig zu warten auf den Tod, welcher jeden Augenblick unter uns treten konnte. Jetzt setzt schwere Artillerie ein. 100 m vor uns haut die erste in den Boden. Eine Wolke von Sand und Schutt raubt uns für Augenblicke die Aussicht, um dann über uns herniederzurieseln. Jetzt 50 m die zweite!
Lebt wohl, Ihr Lieben daheim! Gib mir deine Hand, August! Wir waren im Leben unzertrennlich, wir wollen es auch im Tode sein! Nur noch wenige Augenblicke, und wir sind in Atome zerrissen, zerfetzt! Jetzt der Abschuß! Dieses unheimliche Zischen und Singen in der Luft! Unser Totengesang! Jetzt — — — ein dumpfer Knall, fester umfassen wir uns und sind im nächsten Augenblick bis zum Halse verschüttet. Gott sei Dank! Noch einmal gerettet! Nicht weit hinter uns ist sie eingeschlagen, dennoch leider 10 oder 12 Kameraden rechts von uns arg verstümmelt. Wir hören ihr Jammern und Stöhnen und denken jetzt erst an ihre Befreiung.
Dämmerung ist eingetreten. Die Geschütze schweigen. Der Gegner kommt näher. Noch fällt kein Schuß. «Dreihundert Meter! 250 Meter! 200 Meter!», meldet der Beobachtungsposten. «Feuereröffnung!», ertönt das Kommando, und es prasselt los! Die Spannung der Nerven ist nach der ersten Salve gewichen, eine eiserne Ruhe hat sich unser bemächtigt. Der Feind kommt näher, geht zum Sturm vor. Wir feuern auf volle Figuren. Jetzt naht die Entscheidung! «Ruhig weiter feuern!», ertönt die Stimme unseres Leutnants, «nicht aufgeregt, Leute, nur Ruhe, Ruhe!» Man sah es ihm an, daß er selbst nicht mehr ruhig war, doch er verbarg es, so gut es ging. Jetzt ein Halten in den Linien, ein Wanken. Sie gehen langsam zurück, fallen, stürzen, straucheln, erheben sich wieder und fallen diesmal für immer. Der Rest flutet zurück, und unser Leutnant hat seine Ruhe wieder. «Lebhafter feuern!», ertönt sein Kommando, und ein Hagel von Geschossen überschüttet die Zurückflutenden. Der Angriff ist abgeschlagen. Eine unbeschreibliche Müdigkeit nach dieser Aufregung bemächtigt sich unser. Schlafen, nur Schlafen ist unser aller Gedanken.
«Die Herren Zugführer!» Laut klingt die Stimme unseres Bataillonsführers. Alles ist gespannt, was kommt nun? «Der erste

und zweite Zug geht zum Gegenangriff vor, der dritte folgt in Reserve.» Nun wußten wir's! Jetzt heißt's siegen oder sterben, denn ein Zurück gibt's nicht! «Mit Sturmgepäck marsch!» In Schützenlinie geht's vor, hinein in die Dunkelheit, in Tod und Verderben. August und ich Schulter an Schulter gegen alle Regel der Schwarmlinie. Wir hatten beide das Bedürfnis, eng zusammenzubleiben. Ahnten wir, daß es zum letzten Male war? Unter dem Schutze der Dunkelheit gelangten wir bis dicht an den Feind.

«Fällt das Gewehr! Marsch, marsch, Hurra!» Brüllend wie die Löwen, stürzten wir uns auf den verdutzten Feind. Das Messer verrichtete blutige Arbeit. In der Hitze dieses Gefechtes verlor ich August zum ersten Male aus den Augen. Ein Hüne von Engländer drang wie ein Berserker auf mich ein. Ich mußte zurückweichen. Plötzlich stand mein Leutnant mir zur Seite. Ein Schuß aus seinem Revolver, und wie ein gefällter Baum sank der Gegner zu Boden. Ein Blick des Dankes für den Leutnant, und wir eilten den weiterstürmenden Kameraden nach. Wie weit ich gelaufen bin, weiß ich nicht. War es eine Stunde, oder waren es 5 Minuten? Ich weiß nur, daß jemand mit röchelnder Stimme meinen Namen rief, und daß ich nächsten Moment an der Seite meines treusten und liebsten Kameraden kniete. «Hast Du Wasser, Karl? Nur die Lippen naß, so, danke! Hier in der Rocktasche das Bild — nein, nicht verbinden — es geht zu Ende. Leb wohl Freund! — Grüß die Heimat! — Laß mich allein!»

Abgerissen, heiser, kamen diese Worte heraus, ein letzter Händedruck, und ich stürmte davon, ihn seinem Wunsch gemäß die letzten Augenblicke seines Lebens allein lassend. Nie werde ich diesen Anblick vergessen, den Blick, der nichts Irdisches mehr hatte, fest auf das Bild gerichtet, die Lippen wie im Sprechen bewegend, ohne ein Laut der Klage, des Schmerzes.

Am Morgen brachten die Krankenträger seine Leiche von sechs Stichen durchbohrt, das Bild fest an sich gepreßt. So haben wir ihn begraben. Es trauert niemand um ihn, nicht Eltern, nicht Geschwister.

*

Hans Schmidt,
geb. 30. Januar 1886 in Karlsruhe,
gef. 1. Juni 1916 in der Champagne.

16. November 1915.

... Am andern Tag hatten wir noch bis Mittag Ruhe. Dann war um 1/4 nach 3 Uhr Abmarsch des I. Bataillons in Stellung. Es war natürlich in gewissem Sinn für uns etwas Besonderes, nach der langen vollkommen ruhigen Zeit vor Reims nun so ungefähr in die tollsten Ecken wieder hineinzukommen. Es ist ja nicht mehr wie im Anfang, wo jeder meinte, er müßte sich ins ärgste Schlamassel drängen. Das Ansehen der vielen Verluste in Familie und unter Freunden hat die alten Kriegsteilnehmer doch zurückhaltender gemacht. Man ist nach Kräften froh, wenn man seine Ruhe hat; muß man doch hinein, so hat man aber auch seine Entschlossenheit und Zähigkeit und seine Erfahrungen und stellt vielleicht besser seinen Mann als der vor Begeisterung Überschäumende. Ganz sicher in dieser Art des nervenbeanspruchenden Stellungskrieges. Wir sind aus Taumelnden Berufssoldaten geworden, die ganz genau wissen, was sie an dem Platz zu tun haben, auf den sie gestellt werden. Schimpft man etwa zunächst, daß man in irgendeine Sauerei hinein muß, so will das nicht mehr heißen, als das ebenso zum militärischen Stil gehörige sehr beliebte und gar nicht sanfte Kritisieren der Vorgesetzten und ihrer Maßnahmen. Springt aber z. B. einer, wie der Leutnant der Ref. S. vor Vergnügen in die Höhe, wenn es heißt: wir kommen in die Champagne und schreit «Großartig!», so wird das von den Kameraden als unnatürlich und affektiert empfunden. Natürlicher klingt es schon, wenn die anderen auf der Eisenbahnfahrt zur «Schlampagne» schon von dem Lazarettzug sprechen, der sie demnächst mit ihrem «Heimatschüßle» nach Hause führt, wo sie alsdann als Helden, die sich «fürs Vaterland geopfert haben» bestaunt und bemitleidet werden, während sie sich im stillen eins «grinsen», daß sie zu Hause sind. Dabei sind die Kameraden doch ganz famose Burschen, und ich stelle es einem gescheiteren Manne, als ich es bin, anheim, zu untersuchen, ob sie ohne Vaterlandsliebe sind.

30. November 1915.

Wir brennen in unseren Unterständen, die vorläufig erst Löcher sind, außer der Holzkohle, die meistens nicht vorhanden ist, gewöhnliches Holz. Das ist nun immer ein kleiner Prozeß, bis es richtig brennt. Es liegt auf dem Öfchen, das Papier oder Stroh untendran brennt, aber das Holz will noch kein Feuer fangen. Es schwelt und rußt und raucht, beißt in die Augen und benimmt den Atem, bis es endlich so heiß geworden ist, daß es Feuer fängt und auf einmal in klarer reiner Flamme lichterloh brennt. Beim häufigen Zusehen fiel mir das Gedicht Goethes ein: «Gesang der Druiden in der Johannisnacht» (oder ähnlich der Titel)

Die Flamme reinigt sich vom Rauch
So reinige unsern Glauben!

Ich habe das Bild nie verstanden, nur beim offenen Holzfeuer geht es einem auf, wie in der Johannisnacht. Ich mußte denken, daß ich auch in der Zeit, in der ich im Krieg bin, der Flamme gleiche, die sich vom Rauch gereinigt hat oder sich noch reinigt. Nicht im Sinne der Frömmigkeit, sondern des klaren, bestimmten reinen Lebens. Auch in guter Absicht ist der Mensch in jungen Jahren nur eine schwelende Flamme. Auch was gut ist, traut sich nicht vor. Hemmungen, die vom späten Standpunkt aus unerklärlich sind, hindern die Flamme, rein zu brennen, den Menschen, er selbst zu sein. Wer kann nun sagen: heute bin ich, gestern war ich's noch nicht? Die Flamme rußt und schwelt immer wieder, aber sie reinigt sich vom Rauch. Sie reinigt unser Leben.

Warum ich gerade in dem Zusammenhang davon schreibe? Weil die Entwicklung, die Vermännlichung, die wunderbare Folge des Krieges ist und gerade auch des Umgangs mit den Mannschaften. Die ständige Notwendigkeit bestimmt, klar, kurz, gerecht zu sein, jeden Fall, jeden Mann sofort zu durchschauen, ist erzieherischer als man denkt. Die Einwirkungen der Todesnähe, die Kameradschaft in Gefahr, alles kommt dazu, kurz mir will scheinen, die Flamme brennt reiner, lauterer, wärmer als früher. Ich bin mir dessen in innigem Glücksgefühl bewußt, glaube aber nicht, daß es gut ist, mehr davon zu schreiben. Ich verstehe aber jetzt auch das andere Wort Goethes, nach dem der Beruf des Offiziers der schönste ist auf der Welt.

Siehst Du, Mutter, leben, reine Flamme sein, ist das Wichtigste auf der Welt, und das ist mehr und wichtiger, als lange leben und dabei schwelen. Und deshalb habe ich auch gerade in diesen Stimmungen und in diesem Bewußtsein am wenigsten Bangen vor dem Tode, und es kommt mir auch praktisch, nicht nur theoretisch schön vor, inmitten meiner Leute zu fallen. Wollen wir hier glücklich leben, so müssen wir jeden Augenblick auf irgendein tödliches Eisen gefaßt, bereit sein, und wir sind es auch. Und Ihr zu Hause tut gut daran, ebenso zu denken und alle Eure Ansprüche auf uns, solange wir außen sind, aufzugeben. Kommen wir zurück, so ist das Leben sowohl für uns wie für Euch ein köstliches Geschenk Gottes.

Lorettohöhe.

Nachdem das erste Bataillon so schwere Verluste gehabt hatte, konnten wir uns selber sagen, daß es nach Lens in Ruhe kam, und daß es mit der unsrigen, die gerade beginnen sollte, vorbei sei. So kam es auch. Die Stellung, in die wir dafür rückten, war die alte der 9. Kompanie, in der wir so große Verluste gehabt hatten. In der verhältnismäßigen Ruhe kam ich wieder einmal zum Lesen. Diesmal mit mehr Glück. Ich hatte mir das Nibelungenlied in Mittelhochdeutsch kommen lassen, hatte schon oben in unserem neuen Stollen dran angefangen und las nun im hintersten Eck des alten französischen Stollens dran weiter, daß es ordentlich fleckte. So gern und freudig jeder an diese Dichtung gehen mag, auf den eigentlichen Geschmack kommt er nur, wenn die ersten paar Dutzend Verse gelesen sind, die unwillkürlich zuerst als philologische Sonderspeise anmuten. Allmählich aber bekommen die anfangs steif erscheinenden Verse Fluß und Leben, die Sprache ist voll und schön, ärmer an Zischlauten und reicher an Vokalen als die heutige. Und erst der Inhalt! Ein Dichter auf der Höhe der Kenntnis der Menschen und im selbstverständlichen Besitz der Gabe, ihre Taten und Empfindungen dichterisch wiederzugeben. Wie berührt diese Entdeckung — jawohl Entdeckung; wir haben's ja auf der Schule gelesen, aber wer kennt das Nibelungenlied? In den Tagen des jetzigen Krieges, wo wir Barbaren genannt werden, köstlichstes Erlebnis! Wie menschlich sind alle diese Helden zugleich, die, so scheint es, in unerbittlicher Selbstbestimmung in den Tod gehen und doch nicht

frei sind von jener augenblicklichen Todesfurcht, wie sie so gelungen auf der Brautwerbung des Gunter um Brünhilde hie und da hervortritt. Nein — mit ein paar Worten ist dies Werk nicht erschöpft, in dem ein Kenner des Lebens den gewaltigen Stoff der Ursagen eines Volkes in ewige Formen gegossen hat. Wüßten mehr, wie schön, wie leicht zu lesen, wie tief, wie inhaltsreich und ganz deutsch dies Buch ist, jeder würde es auswendig lernen. Diese herrlichen Helden verstehen es draufzuschlagen, auszuhalten und — wenn es sein muß zu sterben. Will man heute mehr? Ich glaube nicht, daß irgendeine griechische Heldensage so in den jetzigen Tagen gelesen werden könnte wie die deutschen. Und so freue ich mich des persönlichen Erlebnisses, daß wir noch heute kristallklar aus dem Quell deutscher Kraft, deutschen Wesens Hoffnungen, Stolz und Stärke schöpfen können. Daß wir noch heute das lebendige Volk Siegfrieds und Hagens sind trotz Kanonen, Maschinengewehren und Unterseebooten.
Mitten im Lesen ereilte mich der Befehl, daß ich die Führung der 2. Kompanie zu übernehmen hätte. Welche Freude!

Ohne Datum.

In diesen ersten paar Tagen war schon unser ganzes zukünftiges Leben umrissen: Schützengrabenbereitschaft in Cernay — Ruhe in Witry — so ging es nun ununterbrochen fort, zuerst mit dreitägiger, dann mit viertägiger Ablösung. Da das erste Bataillon Pendelbataillon war, kamen wir in zwei Abschnitte, die die Nummer 2 und 6 trugen. Bereits von 2 aus konnte man die Kathedrale sehr schön sehen. Die große Form mag ungefähr so sein, wie sie im Frieden auch war. Wie diese mächtige Masse des alten Bauwerks mit den abgestumpften Türmen die Landschaft beherrschte, das war erstaunlich. Man empfand es erst ganz, wenn man etwa ein Auge zumachte und sich mit dem Daumen die Kathedrale zuhielt. Es blieb von der ehrwürdigen Krönungsstadt Reims nichts mehr übrig als ein paar Fabrikschornsteine, die irgendwo in der Welt stehen konnten. Die Landschaft hatte ihre Seele verloren. Gab man sie ihr aber wieder, so konnte man Stunden damit verbringen, zuzusehen, wie sie in dem wechselnden Licht ihr Aussehen veränderte, und wie das Schauspiel zwischen Himmel und Erde, Licht und Schatten jeweils gipfelte, oder wie es in einem gesteigerten Ausdruck zusammengefaßt war in der Kathedrale. War der Himmel schwer vor Gewitterschwere, so konnte es vorkommen, daß die Kathedrale sich hell von ihm abhob und der Landschaft das Aussehen gab, das die altmodischen Stiche vor hundert Jahren ihr so gerne gaben, indem sie die Kirchen wie in magischer Beleuchtung hell vom Dunkel abheben und dadurch ihre überirdische Bedeutung gleichsam sinnfällig machen. In der meisten Zeit der heißen Sommertage allerdings wuchs sie in blauvioletter Silhouette aus dem flimmernden Braun der sonnenglühenden Felder heraus und lockte die Gedanken in die Zeit uralter Legenden. In den Tagen der Herbstnebel und der Herbstdünste stand sie manchmal als kaum noch kenntlicher Schatten in scheinbar unendlichen Fernen, um dann nach einem Regen am Tage darauf plötzlich so nahe gerückt zu sein, daß man glaubte, in 10 Minuten zu ihr hingehen zu können, während doch die Entfernung 4 km betrug. Dieser Anblick war im malerischen Sinne höchst unangenehm, hatte aber den Vorteil, genau zu zeigen, was alles beschädigt war. Und das war nicht gering. Mir, der die Kathedrale nie in Wirklichkeit gesehen hatte, zeigte schließlich im Offiziershaus in Witry immer wieder das große Bild, wie fabelhaft schön die Fassade aufgebaut war. Sie konnte auch einen, der sich bis dahin nichts aus der Gotik gemacht hatte, in Bewunderung hinreißen.

*

August Krause, unbekannt.

Ostende, 17. November 1915.

... Vor einigen Tagen machten die Franzosen einen Angriff, wurden aber unter schweren Verlusten durch Artilleriefeuer glänzend zurückgeschlagen. Wir hatten dabei drei Verwundete in der Batterie. Ein Kamerad hat sein rechtes Bein verloren. Wir hatten wieder mit allerhand Rassen zu tun. 10 000 Mann Zuluneger liegen an unserer Westfront. Ich will Ihnen kurz mitteilen, wie sich diese Söhne der Wildnis im Kampfe gegen uns bewähren, und wie sich unsere Feldgrauen diesen gegenüber verhalten. Furcht haben wir zwar, da wir im dichtesten Kugelregen aushalten, vor diesen schwarzen Gesellen mit ihrer

scheußlichen Maske, man hat sie schon mit dem Namen Pottneger belegt. Es sind große Gestalten, sie schleichen so gut wie Katzen, ihre Augen sind wie der Schleicher in der Tierwelt, in der Nacht leisten sie ausgezeichnete Dienste als Patrouillengänger, und die Nacht ist ihr Freund gleich allen Katzennaturen, denen sie an List und Verschlagenheit nicht nachstehen, auch hauptsächlich durch ihre Grausamkeit, in der sich ihre tierische Wildheit offenbart. Mancher, der einsam auf Posten stand, könnte etwas erzählen von ihrer Hinterlist und Heimtücke, wenn nicht sein Mund für immer verstummt wäre: schweigend gemacht durch den Dolch oder die Fäuste dieser Nachtschatten. Bei Tage greifen sie nur gezwungen oder in geschlossenen Reihen an, da ihre ausgemachte Feigheit es nicht zuläßt, dem Tode einzeln ins Auge zu schauen. Werden sie einmal zurückgeschlagen, so sind sie durch nichts mehr zu halten. Wir haben mit diesem Feind an der Yserfront wieder zu tun gehabt. Die Engländer schicken diese Truppen ins Feuer, um ihre verlorenen Stellungen wieder zu holen, nur wenige von den 10000 werden den Weg in ihre heimatlichen Wälder zurückfinden. Der größte Teil hat hier beim Stürmen durch unser mörderisches Artilleriefeuer den Tod gefunden. Unsere feldgraue Mauer hält Stand, und sei es gegen eine Welt von Negern und Zuaven. Wer daheim in den Gefangenenlagern mal sollte Gelegenheit haben, diese Gestalten zu sehen, so denkt an diese Zeilen, gedenkt aber auch der Streiter hier draußen, die wir in tage- und nächtelangem Ringen, ihnen allen dafür bewahren, ein Opfer dieser Horden zu werden. Denn besser ist es zu sterben, als in die Hände dieses Feindes zu fallen. Gott wolle uns dafür bewahren. Nochmals die besten Grüße von einem treuen Vaterlandsverteidiger.

*

Walter Henze,
geb. 14. März 1892 in Marschwitz, Krs. Wittenberg (Preußen),
abgestürzt 29. Mai 1918 b. Neudorf, Krs. Schwerin an d. Warthe.

Im Schützengraben, den 9. Dezember 1915.

Vor einigen Tagen kommt zur Kompanie einer von den Stammmannschaften zurück, obwohl er dauernd garnisondienstfähig

ist. Auf unsere Frage, warum er sich wieder zur Front gemeldet hätte, antwortete er: Auf der ganzen Westfront sei ja Ruhe, in der Zeitung wäre immer zu lesen: «Im Westen nichts Neues» oder «Nichts Wesentliches». Was meinst Du, was der Kerl für Augen machte, als wir in die Nähe der Front kamen? Er sagte nur: «Ich wollte, ich wäre in Deutschland geblieben.»

*

Otto Jahnke,
geb. 4. Februar 1899 in Greifswald,
gef. 16. August 1917 in Flandern.

9. November 1915.

Ich sitze hier allein im Unterstand und denke an die zu Hause. Sitzt Ihr mittags am Tisch, so fällt Euer Blick auf einen leeren Platz — es fehlt einer. In Gedanken fragt Ihr schon, wo ist denn Otto? — dann kommt die Wirklichkeit. Abends in dem trauten Kreise — überall fehlt einer.
Die trüben Gedanken kommen mir so leicht, die Stimmung in der Landschaft ist unendlich melancholisch. Der Himmel hängt voller grauer Wolken, lange Züge von Kranichen segeln mit eintönigem Geschrei darunter hin, bisweilen unterbricht der heisere Schrei der Krähe das Rauschen des Windes in den Kiefern und sein Rascheln in den trockenen Blättern, der jagt einen Frostschauer durch das Mark der Knochen. Bisweilen durchstreifen einsame Meisen und Goldhähnchen die Kiefern, und ein kleines Eichhörnchen sucht ruhelos in den Kronen umher. Die Sonne hat wohl schon eine Woche lang nicht mehr geschienen.

28. Dezember 1915.

Um fünf Uhr abends feierte die Kompagnie ihr Weihnachtsfest. Wir waren in einem großen Unterstand; die Lichter des überreich geschmückten Baumes machten die stummen Kiefernstämme der Wände und der Decke noch düsterer; die Tannenzweige an ihnen warfen eigenartige, zerrissene Schatten. Ganz verschwenderisch war der Tannenbaum geschmückt mit Kugeln und Ketten und Lichtern; an der Decke glitzerte ein Weihnachts-

stern. Auf langen Tischen lagen die zahlreich eingetroffenen Gaben der Heimat in sauberer Verpackung: eine unbegrenzte Menge Liebe. Man konnte stillstehen vor Staunen über solche Liebe, beim Auspacken später, das hatten wir nicht erwartet. Zur Feier war kein Geistlicher anwesend. Leutnant Würfel sagte kurz, was wir hier wollten. Dann wurde gesungen: O du fröhliche. Feldwebel W. las die Weihnachtsgeschichte.

30. Dezember 1915.

Wir sitzen alle im Unterstand. Es schummert schon dicht; durch das Schummern flattern und murmeln die Gespräche. Einige pfeifen — irgend was; ein jeder formt Töne, in welcher Reihenfolge sie ihm passen; Töne, wie sie die Stunde ihm eingibt. An einigen Stellen träumt einer, wie Gespenster schieben sich die Leute davor und werfen lange, zerrissene Schatten, die Gewehre in den Stützen — seit Monaten endlich wieder entladen — zerteilen sie in lange Streifen. In den Öfen flackern dunkle Feuer, und rote Kohlen überziehen sich langsam mit Asche — vom hellen Rot des Herzblutes ein naher Weg zum dunklen und schwarzen geronnenen Blut.

*

Johann Egberts,
geb. 16. Dezember 1883 in Hamburg,
gef. 26. Oktober 1917 in Gheluvelt.

26. Dezember 1915.

Min lewe Hans!

Dat Du to Wihnachten an uns dacht, dat hett mir freit, min lewe Jung!
Und dor ick ock ut Holsteen bün, kann ick jo snacken na min Tung.
Denn up'n Lann wast jümmer Mod: Man wohr de olle dütsche Ort,
Wennt recht von Harten kamen soll, dor greep man na een plattdütsch Wort.
Dat tweetmal fiert wi Wihnacht all wiet von de Heimat, Wif und Kind,
Wi hollt hier faß den Isenwall! — Du hötst intwischen Schap und Rind.
Wennt abers lang noch währen deit, denn waßt ji ok allmähli ran,
Un een, twee, dree muß du exeern, und trecks de «Langschäftigen» an.
Dor mark di eenen goden Rat, den di een ollen Krieger giff;
Öf Oog un Sinn, un kiek di um, dat din lütt Schipp ok richtig driff,
Lirn ok bitiden uprech gahn, un denk nich blot an hüt und morrn.
Dat Leven is een snaksches Ding! — Doch meistens hett mant sülvst verdorbn. —
Bliv tru un wohr und lat din Hart sick in de Heimat rech verwassen. —
Hest du een Ziel, gah stief drup los, denn kanns niemals den Weg verpassen.
Schulln's di ok in den Krieg mal ropen, denn nimm din Flint faß in die Hand,
An Holsteen denk, ant Vaderhus:
«Wi striet jo för uns Heimatland!»

*

Karl Salzbrenner,
geb. 10. März 1887 in Meißen.

15. Oktober 1915.

Abends neun Uhr. Ein lauer Herbstabend. Bummelnd wandere ich durch die Straßen des Franzosennestes. Vor der grauen, 600 Jahre alten Kirche bleibe ich stehen. Kräftige Männerstimmen singen brausend «Großer Gott, wir loben dich». Ich trete ein. Weihevolle Stimmung! Auf der Kanzel brennen Kerzen und auch am Altar. Düsterer Eindruck. Es erinnert mich an die alten Christenversammlungen in den Katakomben. Hunderte Krieger sitzen auf den morschen Bänken. Reihen stehen vor dem Altar und nehmen das Abendmahl. Alte graue Figuren und Christusbilder schauen herab. Sie haben schon

viele Generationen gesehen im Frieden und vielleicht auch im Kriege. Ich stehe in Gedanken versunken an der Tür und kann mich nicht zurechtfinden mit mir selbst, ich weiß nicht, ob ich beten soll. Willenlos singe ich mit. Mir ist so seltsam zumute. Ich trete wieder hinaus ins Freie. Die Kanonen brüllen wieder da vorn. Das ewige Ringen und Sterben. Und da drin diese betenden Menschen. Da hab ich hinaufgeschaut zu den Sternen, zu den unendlichen Welten, voller Ehrfurcht. Eine Sternschnuppe zieht lautlos ihre Bahn. Da hab ich Frieden gefunden und war soviel, viel näher dem großen Gott, den ich vergebens da drin in der alten grauen Kirche gesucht.

*

Paul Günzel,
geb. 19. Dezember 1892 in Altona,
gef. 23. Juni 1916 bei Fleury.

An die Klasse 4 o b des Gymnasiums Wandsbek.

Breskowatz, am 30. Dezember 1915.

Es waren im ganzen keine sehr frohe Weihnachten, die wir dieses Jahr in Serbien gefeiert haben. Wenn Ihr wissen wollt, wie, so will ich Euch erzählen, wie bei uns der Heilige Abend aussah. In einem elenden serbischen Nest hatten wir Quartier, meine Gruppe in einem alten Pferdestall, durch den der Wind pfiff, wie er mochte. Als es dunkel wurde, setzten wir uns draußen, wie allabendlich, um unser Feuer, versuchten auch, unsere alten Weihnachtslieder zu singen, Stille Nacht und O Tannenbaum, obwohl wir keinen hatten. Auch von der Heimat bekamen wir noch nichts, die Post kommt bei uns nicht so rasch nach. Das stimmte uns doch etwas trüb, denn trotz allem, was uns draußen Kameraden, die oft zu Freunden werden, bieten können: das Beste ist doch, was uns mit der Heimat verknüpft, jedes Wort und jedes Liebeszeichen, sei es noch so klein, das von dorther kommt, wo unsere Gedanken und Wünsche fast in jeder Minute sind, auf dem Marsch und im nächtlichen Biwak bei Sturm und Regen.

Darum danke ich Euch im Namen meiner Soldaten für Eure

Gaben; für die Gaben nicht einmal so sehr, wie für das, was sie uns bezeugen: daß Ihr in der Heimat mit Euren Sinnen bei uns und mit Eurem Hoffen und Eurer Zuversicht für uns tätig seid.

Euch, die Ihr noch so jung seid, ist es sicher der größte Schmerz, nicht auch hinaus zu können vor den Feind, und daß jeder Junge in der Heimat diesen begeisterten Eifer in sich hat, ist gut. Der Wille wird uns die Kraft geben; es muß sein, um Euch, wenn Ihr herangewachsen seid, Ähnliches zu ersparen, damit Eure Kräfte frei werden für friedliche Arbeit. Uns, und vor allem zum Gedächtnis derer, die ihr Leben dabei lassen, sei das gesagt, ist es vergönnt, die Brücke zu bauen, welche Euch in die lichte Zukunft unseres Vaterlandes führen soll.

Das sind wir hier draußen inne geworden und möchten es in Euren Sinn eingraben wie in Erz, daß wir ein herrliches Vaterland unser eigen nennen. Wie mag es denen zumute sein, die für ein so trostloses Land kämpfen müssen, wie das ist, in dem wir hier augenblicklich stehen; ist Vaterland auch für sie etwas Höheres, Heiliges? Es scheint, wir sind doch unendlich reicher, denn wir kämpfen für ein Gut, das den Einsatz des Lebens lohnt. Um so mehr den Einsatz aller Kraft, wie sie spätere Jahre von Euch fordern werden, wenn es gilt, Bausteine herbeizutragen, um auf neuem Grunde das Gebäude Deutschlands neu und noch schöner wieder aufzubauen. Das fordern wir von Euch, und dazu möchten wir Euch Mut machen; Ihr würdet dann würdige Kameraden derer sein, die jetzt ihr Blut geben.

*

1916

Heinrich Lersch,
geb. 12. September 1889 in Gladbach,
gest. 18. Juni 1936 in Bodendorf/Ahr.

Köln, 16. Januar 1916.

Lieber Kamerad Winckler!
Ihren schönen Brief erhalten, ich danke Ihnen herzlich für die Freundlichkeit. Nun, da ich Ihre beiden Bücher gelesen habe (gelesen ist ein dummes Wort!) weiß ich, was neue Dichtung ist. Ach, die armen Leut wollen das Schrecklichste schön verziert und verbrämt, gezähmt und halb lauwarm auf einem Präsentiertellerchen haben, um in Stimmung zu kommen. Wollen das Riesigste grad so klein haben, wie sie selber sind. Als wenn Kunst etwas andres wäre als geformtes Leben? Manchmal bin ich auch fähig, allen Arbeitskram an die Seite zu werfen, um mich ausschreiben zu können. Seit Ostern 1914 liegt mir ein angefangener Roman auf der Seele, es sind 150 Seiten geworden, und nun drängt's mich, ihn fertig zu schreiben. Er trägt den unschönen Titel «Der letzte Kesselschmied». Eine Geschichte des Handwerks, Familiengeschichte, autobiographisch. Mein Urgroßvater hat in Kohlscheid den ersten Dampfkessel gebaut, der Sohn und mein Vater waren Kesselschmiede. Mein Vater machte sich vor 20 Jahren selbständig. Ich wollte Ingenieur werden. Aber durch seine Patente hat er's nicht so weit gebracht, daß er mich etwas lernen lassen konnte. Ich wurde regelrechter Kesselschmied, Handwerker, und als ich aus der Flickbude in die Welt kam, da waren schon die Maschinen fertig, die dem «Handwerk» den Rest gaben. Am tragischsten für mich, daß ich nur Handwerker war und erst ganz langsam in die Maschine wuchs. Ich schildere in dem Roman einfach die Arbeit, die wüsten

Kerle — Kesselschmiede! Und wie der letzte die Zeit begriff. M.-Gladbach, Köln (Schiffswerft), Mannheim (Lanz), Frankfurt, Stuttgart, Wien, die Schiffswerften von Rotterdam, die Landstraße Duisburg, Bochum und zuletzt Italien. Aber der letzte Kesselschmied wird kein Dichter. Er verschwindet auf einen Amerikadampfer als Maschinist. Der Krieg kommt dazwischen, wie alles «Episode», Aufstieg. Daran schreibe ich zur Zeit. Den Roman fassen 500 Seiten nicht. Aber er soll werden, ganz anders wie die Verse. Die sind der Sonntag der Seele.
Wenn ich ins Zivil komme, dann bau ich unser elterliches Geschäft wieder auf. Mein Bruder und ich werden eine neue Werkstatt bauen, die alte Holzbude ist auch äußerlich zerfallen. Aber wenn wir wiederkommen, dann geht die Arbeit los! Ich habe einige kleine Ideen auszubeuten, die von großem Wert sind und fertig waren. In den letzten 14 Tagen habe ich (vor der Einberufung) die Modelle zerschlagen. Jetzt aber wird's gemacht! Es ist kein anständig Leben als Kesselschmied, als freier Mann. Wenn ich das Zeug zum «Schriftsteller» hätte — dann hörte es mit dem Tag auf, da ich «frei» würde. Ich würde mich verrückt studieren. Aber die Arbeit erlöst von allen Gedanken und macht frei. Und füllt wieder. Und nährt! Das ist doch die Hauptsach. Machen Sie sich also keine Sorgen, wenn ich auch über die Arbeit fluche. Sie hat mich oft zum Verzweifeln gebracht, eh ich sie erkannte. Jetzt sind wir gute Freunde geworden.
Leben Sie wohl, ich grüße Sie herzlich,

Ihr Kamerad Lersch.

*

Gustav Sommer, unbekannt.

Rußland, am 9. Januar 1916.

Hier ist seit Neujahr sehr schlechtes Wetter, immer Regen und der viele Schnee, nee, da taucht meine Kellerwohnung nuscht. Ich muß Tag und Nacht Wasser tragen und von der Decke leckt es einem auf den Kopf, nun macht es keinen Spaß darin, aber es ist sonderbar, alle Alte werden krank und kommen so nach der

Heimat, ich latsche nun schon vom 3. August 1914 mit, ich werde nicht krank, noch nicht einmal Schnupfen bekomme ich. Unser Arzt wundert sich auch. Wenn ich im Sommer aus den Gräben und Löchern Wasser getrunken habe, hat er gemeint, ich kriege doch noch die Cholera. Da hab ich gelacht.

*

J. K., ungenannt.

24. Januar 1916.

Ich ergreife die Feder, dir einige bar zeihlen zu schreiben, das ich Gott sei dang gesund bin und freid mich von Hertzen, das ihr auch alle gesund seid und du mir schreibst, das der Johann braf ist und gros ist und die Bertha, Anna, Rosa ihmer fragen, wen ich komme in Urlaub. Liebste Frau, mir were es ja auch alle Tage recht, aber ich kann halt auch nichtz machen. du schreibst, ich soll bütten um Urlaub, drage du nur geduhlt; ich muß es auch Tragen. mir ist ja auch zeitlang, weil ich schon seit April Weg bin von eich; das sind Jetzt schon 10. Monat. ich warde Jetzt noch bis Ende Feber, dan bit ich den Herrn Ober Leitnand, vielleicht bekomme ich doch einen Urlaub. Es ist Ja gewis, das ein Jeder Urlaub wüll, aber es komen halt die Alten zu erst. ich freihe mich heite schon darauf, wenn es gleich noch so lange ist. Liebe Frau, ich denge alle Nacht, wen ich auf Posten bin auf dich und auf meine Kinder. reten kanst auf Posten nichtz, weil wir un die franzosen nahe beisamen sind. da muß man blos horchen und die Nächt sind lang. da schbegolird ma auf ales, das die Zeit vergeht. wir kochen untz auch Kaffe in Schützengraben, da sind wir 8. Mann und 1. Underofüzir. das heist Unter Ofezirs Posten. da schtehen ihmer 2 Mann Posten und die Andere sind in Unterstand auch 2 Stund. du solst es einmal heren, wen die Attolari schüst Tag wie bei der Nacht, wen es blitz und gracht. Jetzt haben wir es Ja so weid schön, weil die Attolari nicht schüssen kan auf untz, weil wir zu nahe beisamen sind. das ist jetzt das beste; aber es kan Infandri auch drefen, hat auch schon manchen erwüscht, ist auch geferlich; aber nicht so wie die Attolari. die Erste, wie ich gehert habe, war ich in

Schützengraben, da ist mir das feier vor die Augen herumgeflogen. Liebste Frau, ich hette schon wie vüll zu erzehlen; aber Gott wird undz beschützen, das wir wieder Glücklich und gesund zu sahmen komen. dan werden wir untz miteinander ausreden. lebt Wohl meine guten Herzer. Es grüst und Küst dich Tausendmal Dein Treier Mann bis in den Tod, auch meine Kinder.

*

G. Sp., ungenannt.

In Schützengraben geschrieben den 27. Februar 1916.

Weihl ich heute zeit habe, wiehl ich euch einen brief senden besten Freude an euch. wiehr den 25. Februar im die haubtganffstelung gezocken. dan bleiben wiehr wieder 12 Tage Traußen unt dan gomen wiehr wieder zurik In das dorf, wan Gottes willen ist; weiß man nicht, wieß geht. wiehr sind ers 1 Tag drausen, haben wiehr kleich einen Totten schon wieder. der ist bei unserer Kumpei; der hat Nachts um 6 Uhr Kaffe geholt unt hat eine Kugel getroffen an Kopf, der wahr Tott. fon der Frantzmänner ist keine Stunte nicht Sicher, die Schüßen den ganzen Tage, die Nahren. den 26. Februar haben wiehr hiniber geschrin: «Frankreich kabut». das haben gleich ferstanten; haben sie wieder iber geschrihn die Frantzmänner: «Krieg meilehr». dan hater kleich hin iber geschoßen. ich habe gesacht: «Schüß nur zu».

Liebe Anna, ich habe deinen Brief den 25. Februar erhalten; besten Dang dafihr. Ich schau mit große sendsucht schon auf, bis ich wied fon euch was bekam, das freud mich sehr. sagen meine Kameraten; «ist schon wieder was dah fon Anna»; lauter gute Kameraten. was die Nicht Essen, das bekom ich jetes mahl fon inen. Liebe Anna, wan der Vatter hin und dah mahl beß ist mit dihr, sage liewernichs. der ist führ unßere Haußhalen gut. wan der nicht währe, was fanges tuh an mit den zwei Buben, sage lieber nichs, mit dem Krieg, ich klaube, der nimmt kein Ente merhr. den Brief hab ich in den Unterstandt geschrieben auf den Knien, keinen Tisch hab man nicht. nachrr weist Es tu schon, wieß geht bei unß.

*

K. G., ungenannt.

14. Mai 1916, nachts 12 Uhr.

Liewi Fra!

Die beden Karden haw ich erhalde un dei Brief a. Letschterer hot mich ganz bsondersch gfrad. du schreibscht ich det so schlecht aussehe! ka Wuner, daß is jo gar nit anerscht möglich mit dere Koscht. Morgets am siewene gibts en Feldkesseldeckel voll hellbrauni Flissigkeit, sie sieht aus wie bier une Schaum, schmackt bitter; die kamer trinke for Kafe oder Tee, wies eim grad beliebt. Brot kriegt mer glei for de ganze Dag, domits awer nit so drucke werd, eß ichs uff e mol. Dann wird geschlofe bis am neine.

Am neine steh ich uff, guck zu meinre Villa naus, vun dere ich der neilich e Bild gschickt hab, betracht mer die Bem, wie die jeden Tag griner wern, horch wie die Nachtigalle schlage, wie Amschle un anere Vöschl pfeife un wie der Guguck kreischt. Do wärs jo wunersche, wann nit a noch Annere pfeife und sause deta. Die wu mer sause oder pfeife hört, sin jo nit so gfährlich, awer die wu mer nit hört. Drei Schritt vun manere Villa gibts Maiglöckle, vun dene du ich der e paar in de Brief nei. Beim Blumeblücke dut mers weh, wann des frisch zart grie Gras so zamme getrete werd; do denk ich immer, wanns nor der liewe Herrgott damols, als er die erschte Mensche erschaffe hot, schun gewißt het, daß emol so e Weltkrieg ausbricht un die Engläner uns aushungere wolle, Er sicher nit vergesse het, dem Adam un der Eva newebei noch Gasemage eisetze. Wie kem e solcher heit zu gut, daß is s-tägliche Frühstück.

Am zwölfe gibts Mittagesse, die erscht Zeit hots als noch zwe Sorte Flesch gewe, nehmlich Fettes und Macheres. Awer jetzt gibts bloß noch's letschtere. Die Portion is so, daß besser wär, wann mer e Vergrößerungsglas uffsetze det bam esse, damit mer größere Stücker runerschneide könnt. Die Flesch, wu mer krische, is scheinbar vun Kiner, wu de Noa noch de Sintflut ausgschifft hot. Des is so zeh, daß mer e Löwegebiß bräucht zum verkaue un en Schweinemage zum verdaue. Die Supp is gut, awer nit so fett; s'gucke immer me Age (Augen) nei wie raus. Zum Nochdisch gibts Bonebrei, die Bone sin awer schein-

bar nit wech ze koche, deshalb schwer ze verdaue un ich glab, daß se bal, wamer die feichte Witterung palte, nit weit vun unsere Villa se blihe afange, das is de Mittagsdisch.
Um viere gibts desgleiche wie am neine. Am sechse owets gibts wider die Flissigkeit wie morgets bloß ke Brot, des hew ich morgets schon gesse, damits bis owets nit so drucke wore is. Sobal der Tee eingenumme is, werd noch e Pfeif geragt, dann ge mer ins Bett. Mei Bett is ganz aus Holz un hot des ene Gute, daß sich unser Haustiere nit so gern bei mer uffhalte. De Winder is jetz vorbei, ich häb awer immer noch ka Friehlingsgedanke. Ich häb schun zwemol die Woch Afäll bekume, daß ich gement häb, die Füß wäre owe un de Kopp une, wies halt so geht durch die Fudernot. Vun unsere Maioffensive erzähl ich der, wenn ich ham kum, daß mer doch uff die Art e Unerhaldung hawe.

*

Erwin Trzebiatowsky,
geb. 14. Juli 1895 in Dedeleben,
gest. 24. Februar 1927 in Wellingsbüttel.

17. Januar 1916.

... Der Geist ist noch da, Schwester, nach so langer Zeit. O ich danke Gott! — Wir müssen siegen, und mag es nach 3 Jahren sein. Bis jetzt mag jedem verziehen sein, der sich der allgemeinen Forderung noch nicht untergeordnet hatte. Doch jetzt ist der Ernst da, und jeder muß ihn erkennen. Mögen sie ihr Maul halten vom Frieden und ihren geliebten Magen an Geringeres und weniger Gutes gewöhnen. Warum hörst Du denn Hindenburg so gar nicht vom Frieden reden? Er weiß, daß kühle Berechnung und kraftvoller Wille bei unserem Gegner Platz gegriffen hat. Und in diesem Winter wird nirgends so gearbeitet werden wie in Deutschland. Damit aber diese schwerarbeitende Bevölkerung leistungsfähig ist, muß sich jeder einschränken. Hinreichend ist da. Nur darf nicht geast werden. Wohl habe ich gestaunt, als wir uns an meinem ersten Urlaubstage zu Tisch setzten, und der Ernst ist mir klar geworden, wie ich verglich: Frieden und jetzt. — Jetzt ist wirklich ganz Deutschland am Kriege beteiligt. Helfe jeder nach seinen Kräften. Ich habe mich daran gewöhnt, nicht mehr satt zu werden. Es geht. — Mit Recht denkt alles mit Sorge an den Frühling 1916. Ich aber weiß: Wir siegen!

*

Ernst Herold,
geb. 28. Mai 1890 in Boizenburg/Elbe,
verm. 22. April 1916 Höhe 304.

Westen, 26. Februar 1916.

Es schneit — schneit und schneit. Und es friert, der Nordwest pfeift. Heute Morgen gegen 7 — unendlich erschöpft von der zehnstündigen harten Arbeit zurück — vier Stunden geschlafen auf verlaustem Strohsack und heute Abend wieder hinaus in die Gräben. Wenn da der Humor noch nicht gelitten hat, — wenn man Schnupfen und Erkältung vergißt, so sollte das doch mindestens ein Zeichen tadelloser geistiger und körperlicher Gesundheit sein. Nach wie vor beherrscht mich dasselbe gleichmäßig ruhige Frohgefühl, das nicht das harte Muß anerkennt, sondern das sich freiwillig und gern auch der härtesten Arbeit unterzieht. So einfach glücklich und zufrieden bin ich nie gewesen, so ohne alle Ansprüche an das Leben und seine weichen Gewohnheiten. Und fehlt Schmalz und Wurst — so tut's auch ein Stück Kommißbrot. Man quält mich wieder, ich soll Offizier werden — und ich kann's nicht. Ich will nichts geschenkt haben — will kein Notbehelf sein. Wenn sie mich befördern wollen vor dem Feind, — mir soll's eine Ehre sein. Aber nicht fabrikmäßig etwas werden, was mir höchster Lohn dünkt für jeden Soldaten. Nicht darum bin ich freiwillig hinausgezogen. Also — erledigt. Nun muß ich Euch doch bitten, das Hemd recht bald abzuschicken, denn eine solche Unmasse von Ungeziefer kann man kaum noch ertragen. Wenn wir abgelöst werden, so möchte ich möglichst bald wieder sauber sein.

*

Emil Nerkorn,
geb. 29. Juni 1880 in Skötschen.

2. Februar 1916.

... Wihr haben fiel Arbeit zu Tuhen mit Eis und Schnee und Wasser, das der Krig bald ein Ende wierd haben, ist noch keine ausslegt. Die Augen sind imer nach dem Feind Und die Gedanken nach der Heimat. Die Russen zwiel Leute, sind hier sehr faul gewesen, das Land ligt Ales Wister. Die Beime Liegen Kreiz und Kwer Iber enander Umgefalen. Und die Beime sind Bemost von Oben bihs Unten. Und wiel ihnen was Mohs mit schieken zum Andenken von Rußland....

Rußland den 5. März 1916.

Wertes Freilein, diese Tage haben wier welche Kameraden Verloren. Die Wan zu reine Fezen Zerrissen von die Rusche Atalri, der Russe ist Unz zornig geworden, durch seine vielen Schisen Trift er doch ab und zu mal in Unsere Unter Stende rein. Wen der Russe mit seine Schwere Atelrie Unz beschist, denn Siezen wier wie die Meisgen Stiele und Kuken einen dem Anderen mit Traurigen Blieke an.
Wertes Freilein, sie wollen es wiesen was ich fier Landsmann bin. Ich bin von Ostpreisen, das Dorf heist Kosmeden, die Stat heist Goldap. Ich habe ein kleines Gartten Grundstiek. Das haben auch die Russen zersteert. Das Haus Steht, das Mebel ist Ales verbrand, mit das Mebel haben die Russen den Ofen geheizt. In Rußland haben die Leitte kein Mebel, die Russen haben blohs fiel Kinder und Leise. Und die Weiber siend so Schmirig, wen einer die mecht an die Wand schmeißen, den bleiben die Mener und Frauen und Kinder Kleben. Gezt wiel ich mein Schreiben schlisen. Beste Grieße.

*

Fritz Frasch,
geb. 18. Mai 1891 in Kulle b. Osnabrück.

Ostfront, im Februar 1916.

Schon den ganzen Tag ertönen unaufhörlich die Signale des Telefons: «Hier Bataillon! Hier 9., hier 11., hier 10., hier 12. Kompanie! Im Falle eines Alarms besetzen Sie den 2. Riegel!

— Es ist sofort zu melden, wieviel Patronen fehlen! — Die Kompanien geben die Zahl der noch vorhandenen Handgranaten an! — Jede Kompanie stellt sofort einen Wagen zum Abholen von Munition von Goroditsche! — Ein Zug der 9. Kompanie steht im Falle eines Alarms der 12. zur Verfügung! — Es ist den Leuten nochmals aufs schärfste einzuprägen, daß alle Stellungen bis auf den letzten Mann zu halten sind! — Jede Kompanie holt sofort den fehlenden Bedarf an Munition ein! — Es ist festzustellen, ob die nötige Zahl von Gasmasken vorhanden ist! — Allerhöchste Alarmbereitschaft! — Von 5 Uhr ab stehen sämtliche Mannschaften im Graben! Russen planen einen Angriff auf ganzer Front!» — Wir lachen ob dieser Meldung, wie oft haben wir schon auf einen solchen gewartet, aber immer vergeblich. Doch scheint diesmal tatsächlich ein Grund vorzuliegen, denn unaufhörlich rollt nördlich und südlich unserer Stellung der Donner der Geschütze! Endlich einmal Erlösung nach dem fortwährenden Einerlei, ein Augenblick, in dem man den Zweck seines Daseins deutlich spürt, eine kurze Spanne Zeit, in der alle Kräfte angespannt werden müssen und — der Tod vielleicht wieder reiche Ernte halten mag. Aber noch ist ja alles so ruhig wie gewöhnlich. Der Abend bricht an, finster wird die Nacht, zahlreiche Leuchtraketen steigen empor. Nichts! — Die Hälfte der Mannschaften begibt sich für einige Stunden zur Ruhe, um dann die andern abzulösen. Wir schlafen den Schlaf der Gerechten! Der Tag beginnt zu grauen, es wird hell, grau und dumpf liegt noch der Morgennebel über dem Tal, das die beiden Stellungen trennt. Alles wie hundert andere Morgen, und doch wittert man irgend etwas Besonderes! Vielleicht sind's auch nur die erregten Nerven nach einer dienstreichen Nacht. Da zischen einige Granaten über den Unterstand hinweg, ein furchtbarer Krach. Verfluchte Hunde! — Die Salve lag zu weit, einigen Bäumen hinter unserm Graben hat's die Äste abgerissen, sonst nichts. Wieder ruhig! Aber es ist Stille vor dem Sturm! Dieses Mal gilt's! — Fernher ein Abschuß. Ebenso schnell das unheimliche Zischen, schon spritzt uns Lehm und Dreck um die Ohren, ein furchtbarer Krach, Rauch- und Dreckwolken — etwa 3 m vorm Drahtverhau mächtige Trichter! Alles still, minutenlang lauschen wir. Der Gedanke aller ist derselbe: die Schweinehunde wollen sich einschießen!

Es ist höchste Zeit, daß die Küchen herankommen; man vertröstet uns durch das Telephon — es geht nicht, die Anmarschwege werden unter Feuer gehalten. Ein Stück trockenes Kommißbrot muß für heute genügen. «Vielleicht wird es gegen Abend ruhig», sage ich meinen Leuten, denke aber: «Heute abend gibt's blutige Arbeit! Gottseidank, endlich!» Nachmittags 2 Uhr. Das Konzert beginnt! Mehrere Salven hintereinander gehen über unsere Köpfe hinweg und schlagen auch bald darauf ein. Ich gebe dem Telephonisten neben mir den Befehl, Reserveleitung einzuschalten, bekomme gleich darauf Nachricht: «Sperrfeuer! Vorne durchhalten!» «Selbstverständlich!» ist die einzige Antwort. Dann alles ein Qualm, Staub, Summen und Prasseln. «Alles im Graben knien!» lautet der kurze Befehl, der aber vollkommen überflüssig ist, denn der jedem Menschen natürliche Wille zum Leben hat diesen Befehl längst gegeben. Unaufhörlich dieses Zischen, Krachen und Toben des Elementes.
An wen soll ich auch denken? — An Gott? — Wenn wir den erst in diesem Augenblick suchen wollen, ist uns wenig geholfen. Zudem ist die Religion der Tat hier entschieden mehr wert als die des Wortes! — An die Heimat? — Sie kann uns auch nur wenig nützen, sie müssen wir in dem Augenblick hinter uns lassen, in dem uns der Zug über die Grenze trägt. — An die Eltern? — Darin fühle ich eben anders als die vielen Tausende von Menschen, auf sie kann ich auch keine Rücksicht nehmen. — An die Vergangenheit? — Sie liegt schon Jahre weit zurück, wenigstens erscheint es so; denn jede Kriegswoche erscheint uns wie ein langes Jahr und dennoch wieder wie ein kurzer Traum. — An Liebe? — Ich kann an keine Liebe glauben! Deshalb ist es mir auch so entsetzlich gleichgültig, ob mich jetzt eine Granate zerfetzt oder eine Kugel mir den Schädel durchbohrt.
Und doch taucht der Wille zum Leben immer wieder auf, regiert unbewußt den ganzen Körper; ich ärgere mich, wenn ich instinktiv zusammenzucke, und tue es doch bei jedem Aufblitzen der Geschosse.
Die Sonne neigt sich tiefer und tiefer, die Finsternis schleicht schnell heran. Plötzlich eine Pause in dem fürchterlichen Lärm. Nur noch Sperrfeuer. Werden die Gegner jetzt kommen? Leuchtraketen steigen auf, die Scheinwerfer spielen. Die Augen brennen von der Anstrengung. Da blitzt unten im Tal Feuer

auf, erst einzeln, dann im rastlosen Taktaktak. In der Finsternis erscheint es nahe hinter unseren Verhauen. Feuerbefehle. Unsere Leute stehen in stoischer Ruhe an ihren Gewehren und schießen. «Stopfen!» hallt es durch den Graben. Wieder Ruhe, dann abermals ein Heulen, Zischen und Krachen. Alles hockt wieder unten im Graben. Ein Baum stürzt über uns zusammen. Es kommt Meldung, daß ein paar Schießscharten zertrümmert sind, sonst nichts.
Nun schwillt das Getöse von Minute zu Minute, es ist unmöglich, die einzelnen Batterien zu unterscheiden, die uns Verderben senden wollen. Aber ist es die elende Munition, ist es das schlechte Krepieren der Granaten? Bis jetzt ist noch alles gut abgelaufen. Dabei keine bombensicheren Stände für die Leute tief unter der Erde, nur schmale, tiefe Gräben bieten uns den nötigen Schutz. Gegen Schrapnells sind wir so gut wie gar nicht gedeckt. Unbewußt summt mein Nebenmann: «Nun ade, Lowise, wisch ab dein Gesicht, eine jede Kugel, die trifft ja nicht!» —
Eine bleierne Müdigkeit bemächtigt sich meiner, dieses Höllenkonzert schläfert ein, ich möchte schlafen, schlafen, schlafen! — Da, ein Schrei, markerschütternd, der sofort die ganzen Sinne wieder erweckt. Du bist ja verantwortlich für das Leben vieler Menschen, die man dir anvertraut hat. Dieser eine Tote hat mich mein eigenes erbärmliches Leben vergessen lassen. Und wie eine Maschine handele ich von jetzt ab. Das Feuer verstummt plötzlich. Jetzt ist der Augenblick gekommen, an dem es für uns alle gilt, Tod und Verderben auszusäen, und wir schießen, schießen, schießen in die dunkle Nacht hinein!
Am andern Tage meldet der Telegraph in die Welt hinaus: «Russischer Angriff im Keime erstickt!».

*

Herbert Hotzel,
geb. 11. November 1892 in Dortmund,
gef. 27. Dezember 1916 über Attigny.

Valenciennes, den 12. Februar 1916.

Mein übertriebener Eifer, möglichst schnell zur Truppe zu kommen, hat sich schwer gerächt: nachdem man mich von Q. nach

L. und schließlich nach V. geschickt, war ich 3 Tage vor meinem Bataillon, das als letztes aus Serbien abfuhr, hier. — Wie hörbar der Spionageapparat arbeitet, dafür folgendes Beispiel: meine Wirtin — eine ehrwürdige Matrone, die mit ihrem ebenso alten Mann allein und zurückgezogen lebt, empfing mich, den Quartiersuchenden, mit den Worten: «Ah monsieur, vous êtes de la division qui viendra de la Serbie!» — Ich war sprachlos und leugnete. Dabei waren nur einige Quartiermacher, der Division vorausgeeilt, in Anzin tags zuvor gewesen. Gibt es nicht ein Wort des Inhalts: der Soldat soll für sein Vaterland nicht nur kämpfen, sondern auch schweigen? Das Letztere ist entschieden das Schwierigere. —

*

Eugen Ernst.
geb. 24. August 1896 in Berlin.

Tagebuch.

12. Februar 1916.

Während der ganzen Nacht und bei Tagesanbruch des 12. Februar, dem Tage des Angriffs auf Verdun, regnet es ununterbrochen. Dichter Regendunst liegt über dem Angriffsgelände, jede Sicht nehmend. Der Zeiger der Uhr rückt langsam auf 8 Uhr morgens. Die Spannung bei uns und allen Angriffstruppen wächst von Minute zu Minute. Um 8 Uhr soll die Artillerievorbereitung beginnen. Der Uhrzeiger zeigt schon einige Minuten nach 8. Kein Befehl zur Eröffnung des Feuers erfolgt. Endlich, nach einstündigem Warten erfahren wir, daß der Angriffsbeginn wegen des nebligen Wetters auf 24 Stunden verschoben ist. Nach der Nervenanspannung des Wartens eine schwere Enttäuschung. Wir benutzen die gewonnene Zeit, um unsere Munitionsunterstände weiter auszubauen.

13. Februar 1916.

Der nächste Tag. Um 8 Uhr früh zur befohlenen Angriffszeit erschallt das Kommando durch die Batteriestellung:
«An die Geschütze! An die Geschütze!»

Um uns herum türmen sich Berge von Munition. Es regnet. Wiederum liegt dichter Dunst über dem Gelände. Die Sicht ist noch schlechter als am Vortage. Der Regen nimmt zu. Kurze Zeit nachher meldet die Telefonwache das bekannte Stichwort: «Schlamassel steigt 24 Stunden später!»
Wieder die Entspannung der Nerven. Wieder die Enttäuschung bei uns und allen Angriffstruppen.
Ich mache befehlsgemäß eine Telefonpatrouille nach vorn zum Beobachtungsstande meiner Batterie. Unterwegs treffe ich viele Infanteristen mit Sturmgepäck. Sie fragen mich:
«Fangt Ihr denn nicht bald mit dem Artilleriekampf an? Das Warten ist ja furchtbar! Wenn es doch bloß losginge!» Die Infanterie hat es besonders schwer. In unzulänglichen Unterkünften hocken sie dichtgedrängt beieinander; die Stunden verrinnen langsam. Das Warten auf den Angriff von Tag zu Tag geht an die Nerven. Die Unterkünfte sind undicht, der Regen tropft herein. Die Stollen im Ormontwalde ersaufen. 24er liegen in ihnen. Und es regnet, regnet ununterbrochen. Tag für Tag. Manchmal verwandelt sich der Regen sogar in Wolkenbrüche. Auch Schnee fällt! Ein orkanähnlicher Sturm gesellt sich hinzu. Gräben, Unterstände ersaufen. Auch unsere mit unendlicher Mühe aufgebaute Batteriestellung versackt allmählich. Mit knapper Not können wir die Munition vor dem Unbrauchbarwerden durch Nässe schützen. Und dazu das Warten, Warten von Tag zu Tag auf den Angriffsbefehl!
Wir erhalten noch mehr Munition. Infolge der Regengüsse können die Munitionswagen nicht mehr an unsere Feuerstellung heran. Wir tragen die schweren Munitionskörbe keuchend durch den Sumpf, in den sich unsere Stellung verwandelt hat.

14. Februar 1916.

In der Feuerstellung das alte Bild: Wir warten auf den Angriffsbefehl, der, wie wir genau wissen, auch heute nicht erfolgen wird. Das Wetter, die Elemente sind stärker als noch so schwere Geschütze und Minen. Wir versuchen, die in der Nacht erhaltene Munition in Löchern nach Möglichkeit vor der Nässe zu schützen. Über 4000 Schuß haben wir jetzt in der Feuerstellung. Es regnet und stürmt ununterbrochen. Wir bauen uns aus Brettern, Wellblech und Dachpappe einen geräumigen

Mannschaftsunterstand. In die Erde geht es nicht, also dann auf die Erde. Der Unterstand schützt uns vor den Elementen, aber jede Infanteriekugel kann durch.
Ich begebe mich zum Telefondienst im Beobachtungsstand. Dieser liegt am sog. «Kap der guten Hoffnung». Gegen Abend blitzt und donnert es: Ein Gewitter im Februar! Die Natur hat sich wirklich gegen uns verschworen.

19. Februar 1916.

Als ich nachts bei der Ablösung aus dem Beobachtungsstand krieche, traue ich meinen Augen nicht — Regen und Sturm haben nachgelassen. Es ist heller Mondenschein. Ich gehe den Knüppeldamm, einen einsamen Waldweg zwischen unserem Beobachtungsstand und der Feuerstellung, entlang. Alle Bäume und Sträucher erscheinen bei der fahlen Mondbeleuchtung gespenstig und unnatürlich. Dazu herrscht lautlose Stille; kein Schuß fällt. Und doch, und doch — es lauert und wittert in allen Zweigen und Ästen: Tod und Verderben!

21. Februar 1916.

Auf die Sekunde pünktlich brüllen mehr als 1200 Geschütze auf. Noch nie gab es das in der ganzen Kriegsgeschichte. Auch wir jagen die ersten Schüsse aus den Rohren. Schnell haben wir uns auf unsere Ziele eingeschossen. Dann geht es Schlag auf Schlag. Raus aus den Rohren, was nur raus kann! Über uns rauschen und fauchen die großen Kaliber. In dem Feuerorkan hören wir einzelne besonders schwere Einschläge: 38- und 42 cm-Kaliber! Vom Beobachtungsstand erhalten wir die Meldung, daß das ganze feindliche Stellungssystem in Rauch und Qualm verschwindet. Vom Feinde selbst ist nichts zu merken. Wir sind gehobenen Mutes. Mit wahrer Lust jagen wir die Geschosse aus den Rohren heraus. Der Schweiß rinnt uns in Strömen herunter. Beim Abziehen lösen wir uns ab. Stundenlang geht das so, Schlag auf Schlag, Schuß auf Schuß! Die leeren Kartuschen werden zu Bergen um unsere Geschütze. Wir schießen, schießen, schießen ohne Unterbrechung. Mittags beginnen die Minenwerfer ihr Wirkungsschießen. Das Getöse wird noch größer. Wir hören vom Beobachtungsstand, daß die Franzosen die Knochstellung geräumt haben und in das Herbebois flüchten.

Zur selben Zeit fliegen mit unheimlichem Krachen zwei feindliche Minenfelder am Haumontwalde in die Luft. Verdun selbst wird mit deutschem Fernfeuer belegt.
Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr steigert sich unser Artilleriefeuer zum Trommelfeuer. Unsere Batterie schießt in der Stunde etwa 200 Schuß. Der Befehl kommt:
«Von 4 Uhr 40 bis 5 Uhr Schnellfeuer».
Die Hölle bricht los, der Lärm, das Getöse ist unbeschreiblich. Wir hören gegen 5 Uhr nachmittags, daß die Franzosen aus dem Südrande des Herbebois flüchten.
Punkt 5 Uhr nachmittags verläßt die deutsche Sturminfanterie die Gräben; man hört Maschinengewehrfeuer aufflakkern. Es ist also unter unserer Feuerwalze noch nicht, wie angenommen, alles Leben erloschen. Kurze Zeit später tauchen Gruppen gefangener Franzosen in ihren blauen Mänteln bei unserer Stellung auf; ein, zwei Deutsche zur Bewachung dabei. Ihre Gesichtszüge zeigen noch den Schrecken des überstandenen Trommelfeuers. Gegen 6 Uhr abends erfahren wir, daß die 1. und 2. feindliche Linie in unserer Hand sind. —

25. Februar 1916.

Zwischen 3 und 4 Uhr wird unser Feuer wieder zum rasenden Trommelfeuer. Punkt 4 Uhr verläßt die Sturminfanterie die Ausgangsgräben. Nach kurzer Zeit ist bereits das Angriffsziel des heutigen Tages, eine vom Nordrand des Chauffourwaldes sich hinziehende, im Entstehen befindliche neue Stellung, erreicht. Aber die Infanterie stürmt weiter. Wir lassen unsere Feuerwalze vor den Infanteristen hergehen.
In derselben Zeit wird Fort Douaumont mit schwersten deutschen Kalibern unaufhörlich bearbeitet. Bis auf vereinzelte Posten sitzt die Besatzung in den Kasematten. Da ereignet sich am Spätnachmittag das für Freund und Feind Unglaubliche: Die Deutschen sind im Fort! Im rasenden Feuer eigener schwerster Granaten haben sich Hauptmann Haupt, Oberleutnant Brandis und Leutnant Radtke mit einigen Tapferen verschiedener Regimenter an das Fort herangearbeitet, die französischen Posten überrascht und nach kurzer Zeit das gesamte Fort erobert.

26. Februar 1916.

Nach kurzem Aufatmen dasselbe wahnsinnige Feuer! Wieder liegt Offizier und Kanonier an die Erde gepreßt. Aber wir passen doch auf rote Leuchtkugeln unserer Infanterie auf, das Anforderungszeichen für Sperrfeuerschießen. Die Einschläge krachen und bersten, zuweilen verdichten sie sich. Die Hölle ist los! Es ist um uns herum nichts mehr zu unterscheiden. Die Nerven sind bis aufs Äußerste angespannt. Man empfindet die Ohnmacht und Schwachheit des Menschen gegenüber diesen rasenden Eisenteilen.

Wir schießen. Wir werden beschossen. Wir schießen. Wir werden beschossen. Die Munitionskolonnen jagen mehrere Male am Tage in unsere Stellung und werfen die schweren Geschoßkörbe mit möglichster Schnelligkeit ab, denn es ist «dicke Luft» und jeden Augenblick kann ein neuer Feuerüberfall einsetzen und alles vernichten. Laufend, jagend holen wir die neue Munition. Wir schießen Tag und Nacht. Immer brüllen unsere Geschütze. Es geht nicht vorwärts. Der Feind verstärkt sich von Stunde zu Stunde. Unsere Infanterie ist zu schwach und, da bisher nicht abgelöst, zu abgekämpft. Daß der Widerstand des Feindes sich mehr und mehr versteift, merken wir an der wachsenden Stärke des Feuers, das wir abbekommen. Die Feuerüberfälle erfolgen in immer kürzeren Abständen, an Heftigkeit werden sie immer wütender.

27. Februar 1916.

Unser neuer Beobachtungsstand liegt im Fort Douaumont. Unsere Fernsprechleitung dorthin ist dauernd entzwei geschossen. Stärkstes feindliches Sperrfeuer liegt Tag und Nacht zwischen unserer Feuerstellung und dem Fort. Diese Feuerzone, undurchdringlich erscheint sie, müssen unsere Störungssucher zum Flikken der Leitung stets durchschreiten. Jedesmal ist es ein Wettlauf mit dem Tode. Sie wissen es; wortlos gehen sie. Abgehetzt kehren sie zurück und müssen schon wieder los, der Draht, die Verbindung zum Beobachtungsstand, ist wiederum gestört.

Es ist uns gelungen, dem Boden in mühevoller Arbeit wenigstens etwas Deckung abzuringen. Über unsere etwa 1 Meter tiefen Löcher spannen wir nachts unsere Zeltbahnen. Wir kriechen hinein und haben ein «Dach» über dem Haupt. Unwillkürlich hat man das Gefühl, in Sicherheit schlafen zu können.

Sonntag früh schrecke ich um 5 Uhr aus unruhigem Halbschlaf auf. Ich will aufspringen, unwillkürlich ducke ich mich sofort wieder. Es tobt, kracht und faucht um mich herum. Mit nervenpeitschendem Knall schwirren die Sprengstücke. Aus dem Feuerorkan heraus hören wir vor uns rasendes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Überall gehen rote Leuchtkugeln — dringende Sperrfeuerrufe — bei der Infanterie hoch. «Helft uns, helft uns», rufen die roten Leuchtkugeln, «der Franzose greift an». «Schießt Sperrfeuer, schießt Sperrfeuer, daß sie nicht durchkommen!»

Wir sehen und hören nicht mehr das tobende Einschlagen der wütenden Granaten zwischen uns. Es gibt nur noch eins für uns: unserer Infanterie helfen, den Feind niederzuzwingen, so viele als möglich zu vernichten. Und wir sind an unseren Geschützen, die Einschläge krachen um uns, wir merken es schon nicht mehr und schießen Sperrfeuer, immer auf dieselbe Stelle mit geringen Abweichungen nach links und rechts, vorne und hinten. Nicht mehr der Batterieführer hat das Kommando, sondern jeder Geschützführer für sein Geschütz selbständig. Jedes Geschütz ist vom Nachbargeschütz durch explodierende Granaten, Rauch, Qualm getrennt. Die Schlacht tobt. Dasselbe Bild bei allen hier eingesetzten Batterien.

Nach einiger Zeit merken wir die Wirkung. Das feindliche Feuer läßt nach. Der in früher Morgenstunde erfolgte Angriff der Franzosen ist abgeschlagen.

Doch es gibt keine Feuerpausen. Wir schießen weiter, den ganzen Tag. Immer raus aus den Rohren, was nur möglich ist. Die Rohre dampfen. — «Man könnte Kaffee auf ihnen kochen», bemerkt einer meiner Geschützkameraden. —

Zur gleichen Zeit wird auf dem Wege zum Fort Douaumont eine zur Wiederherstellung der zerstörten Telefonverbindung entsandte Patrouille getötet. Die Batterie ist ohne Verbindung mit ihrem Beobachtungsstand. Eine zweite Telefonpatrouille verläßt die Feuerstellung. Es vergeht Zeit. Die Verbindung zum Beobachtungsstand ist immer noch nicht hergestellt. Auch die zweite Patrouille bleibt verschollen.

«Freiwillige vor zum Gang durch die ‚Totenschlucht', durch das rasende Feuer!»
Zwei der vielen sich Meldenden werden vom Batterieführer bestimmt, ein Vizewachtmeister schließt sich freiwillig noch an.
Die Tapferen haben Glück. Nach kurzer Zeit ist der Draht wieder einmal geflickt, die Verbindung mit dem Beobachtungsstand im Fort Douaumont wieder hergestellt. Abgehetzt langen die Drei unversehrt in der Feuerstellung an. —
Auch diese Nacht ist äußerst unruhig. Das starke Feuer reißt nicht ab. Von 4 bis 6 Uhr früh habe ich Geschützwache, dabei Muße, das nächtliche Schlachtfeld zu betrachten:
Ein einzigartiges Feuerwerk ist um mich herum. Weiße, gelbe, grüne, rote Leuchtkugeln gehen ständig hoch, dazu das Aufblitzen des vielfachen Mündungsfeuers, das Aufleuchten der Explosionen. Über mir rauscht und braust es, hinüber — herüber; eine unendlich große Anzahl niedrig und hoch ihre Bahnen ziehender Granaten, ohne Unterlaß, ohne Unterbrechung. Dazu das dauernde Rollen und Dröhnen. Ich denke an die toten Kameraden, die dieses blutige Bild des heutigen Sonntagabend nicht mehr sehen. Sie liegen stumm und starr. —

28. Februar 1916.

«Totenschlucht»! Das «Fort».
Um zum Fort zu gelangen, müssen wir durch die berüchtigte Hassoule-Schlucht, «Totenschlucht» genannt. Sie führt ihren Namen zu Recht, denn Tag und Nacht liegt mit kurzen Unterbrechungen schwerstes Sperrfeuer auf ihr. Die Franzosen suchen das Fort durch diesen Sperrfeuerriegel von der Außenwelt abzuschneiden.
Wir müssen durch! Wir machen uns fertig. Vor uns rasselt das Feuer. Ich werfe einen Blick auf mein Geschütz, mit dem ich Freud und Leid lange Zeit geteilt habe. Wir Fünf ziehen los. Kurze Zeit später läßt das Feuer in der «Totenschlucht» nach. Wir betreten die Schlucht, auf den Augenblick des nächsten Feuerüberfalls lauernd. Wir gehen die zum Fort führende ehemalige Chaussee entlang. Trichter neben Trichter; Tote auf beiden Seiten der Straße; eine Unmenge Ausrüstungsgegenstände, Gewehre, französische Stahlhelme usw., auch Blindgänger liegen auf unserem Wege. Wir gehen in beschleunigtem

Tempo. Wir sind in der Sperrfeuerzone. So mancher ist hier schon mit dem Tode um die Wette gerannt. Doch wir haben Glück: Der Feuerüberfall verschont uns.
Und dann taucht der dunkle Koloß vor uns auf: Fort Douaumont! Noch einige Sprünge über zerschossene Gräben und Hindernisse, und wir sind im Fort. Starke Gewölbe und Kasematten, die bisher der Beschießung standgehalten hatten, umgeben uns. Die Orientierung im Fortinneren ist in dem Gewirr der Gänge und Stollen schwierig. Viele Gänge führen steil abwärts, andere wieder steil aufwärts. Nässe macht sich überall bemerkbar. Kerzen «erhellen» flackernd die Gänge. Man hört im Innern des Forts die dumpfen Erschütterungen der draußen krepierenden Granaten. Die Luft ist schlecht, es riecht nach menschlichen Ausdünstungen, Karbol, Pulverdampf und allem möglichen.
Wir verlassen nach Erledigung unseres Auftrages das Fort. Wieder in der Hassoule-Schlucht. — Wieder ist uns das Glück auf unserem Wege durch die Schlucht hold. Wir gelangen unversehrt über das Trichterfeld zum zerschossenen Zwischenunterstand.
Gähnendes Dunkel starrt uns entgegen. Der Unterstand — ein ehemals französischer — ist ca. 2 bis 3 Meter tief in die Erde eingebaut. Der Volltreffer hat die Decke durchschlagen und ist im Innern krepiert, alles Leben zerreißend und zerfetzend, was zur Zeit in ihm war. Mit Mühe können wir uns Eingang verschaffen.
Wir lassen vorsichtig den Lichtkegel einer Taschenlampe — um die Aufmerksamkeit des Feindes nicht auf uns zu lenken — in das Innere des Unterstandes gleiten: . . . Ein entsetzlicher Anblick bietet sich unseren Augen. Am Boden, an den Wänden, überall liegen und kleben zerfetzte Menschenteile. Unsere ehemaligen Kameraden. Wir raffen uns auf. Es ist unsere Pflicht, unseren Toten ein anständiges Grab zu geben. Wir sammeln die zerrissenen Überbleibsel, legen sie auf die mitgebrachten Bahren, verhüllen sie mit Zeltbahnen. Keiner spricht ein Wort. . . .

*

Otto Wedler,
geb. 18. Juni 1896 in Hamburg,
gef. 30. Juli 1916 in Choloniow i. Wolhynien.

Westen, 8. Juni 1916.

Also am 18., abends 6 Uhr, brachen wir von dem Waldlager auf. Vorher war noch ein ergreifender Feldgottesdienst gewesen. Unsere Ausrüstung, Sturmgepäck d. h. Mantel mit Kochgeschirr und Sandsack, worin Proviant für 4 Tage, denn vorne gibt es nichts. Ich hatte Schnürschuhe angezogen, um beim Sturm besser laufen zu können, dann Koppel mit Patronentaschen mit 150 Patronen, Seitengewehr, Schanzzeug, Gasmaske, 2 Handgranaten; später kamen noch pro Mann 3 mehr und großes Schanzzeug dazu. Außerdem hatten wir zum erstenmal an der Front die neuen Stahlhelme auf, die nicht so leicht sind. — — —

Punkt 4 Uhr 30 heißt es für die erste Welle: «Alles aus den Graben!» Dann folgt 2. und 3. Welle, bei der 3. bin ich. Aber da oben «zugte» es doch stark. Ein wahnsinniges Maschinengewehr- und Infanteriefeuer, wir stürmen im Schritt. Laufen ist hier fast nicht möglich, Loch an Loch, und nun setzt bereits das feindliche Sperrfeuer ein, da geht's hindurch. Jetzt sind wir an den Drahtverhauen, stellenweise schon zerstört. Darüber hinweg, aber ru—hig. Wer hier hängen bleibt, ist verloren. Ob links oder rechts einer fällt, sehen wir nicht, jeder für sich selbst, das Heil liegt vorne; ein Tiefsprung, wir sind im ersten französischen Graben, er ist schon voll von gefangenen Franzosen, die Flammenwerfer haben gewirkt. Aus den Unterständen kommen sie scharenweise und geben sich gefangen, froh, erlöst zu sein.

Wir müssen weiter, zum nächsten Graben. Noch habe ich keinen Nahkampf gekämpft. «Marsch marsch!» Wieder Maschinengewehrfeuer, Granaten, Schrapnells, Gewehrfeuer, ein Pfeifen oft dicht am Kopfe. Ich kann nur unter Aufbietung aller Willenskraft mitkommen. Mein Hals ist trocken und keinen Tropfen Wasser, ich jappe wie ein Hund.

Einige gehen los, Wasser zu holen, ich mit, bin durch die Kühle der Nacht wieder etwas aufgefrischt. Endlich ein Granatloch, in dessen Grunde ein kleiner Wassertümpel, worin der Mond

sich spiegelt. Hinunter und getrunken, viel, viel, aber es schmeckt ekelhaft, nach Pulver und Lehm, es ist gleich, Feldflaschen gefüllt und zurück. Es heißt auf der Hut sein, Handgranaten zur Rechten und ausspähen, wenn eine Leuchtkugel steigt, da man Gegenangriffe erwartet und wir vor Überrumpelung geschützt sein müssen.

Nun kommen die furchtbarsten Stunden, die ich erlebte. Wir verirren uns und finden erst nach einer Stunde den richtigen Weg, über diese tiefdurchwühlte Höllenstätte. Und doch noch ein prächtiges Schauspiel: Ein sternenklarer Himmel, wie ein weißer Silberstreifen darin ein Zeppelin, von etwa 8 Scheinwerfern umspielt — großartig! Bei uns ein Leutnant, hinter den ich mich immer halte. Sind wir richtig? Man weiß es nicht. Hier ist ein furchtbares Chaos von Gräben, Granatlöchern, Leichen, Pestgestank. Endlich behauptet man, den richtigen Laufgraben zu haben, aber jetzt kommen die gefährlichsten Strecken. Diesen «Nachhauseweg» hält die französische Artillerie ständig unter Feuer. Er ist angefüllt mit Leichen, man muß über sie hinwegtreten; so geht man eine Stunde lang. Oft klagt aus einem Haufen noch Gestöhn. Uns treibt das Entsetzen vorwärts. Wie mancher Kamerad muß hier, nachdem er so lange ausgehalten hat, zuletzt noch bleiben. Es kostet immer welche, bei jeder Ablösung. Hier liegen schon wochenlang die Leichen unbeerdigt, zertreten, die Lebenden schreiten über sie hinweg. Die Granaten flitzen immer denselben Weg. In der Ferne liegt der Wald, wer dort ist, ist gerettet. Wir kommen dort an, halbtot. Ich werfe mich nieder und strecke alle Viere von mir und trinke. Bin nicht fähig, meine Gedanken zu fassen. Gucke in den Sternenhimmel, lange, lange. Ich habe nur das Bewußtsein, dem Leben zurückgegeben zu sein.

Dieses Bewußtsein gibt mir die letzte Kraft, nach Dannerour zu kommen. Ich gehe ganz allein durch die schwarze Nacht, den Weg kenne ich noch. Nach zwei weiteren Stunden bin ich in D. an der Kirche. Dort ist auch der Rest der Kompanie. Die Feldküche steht da, und wir essen wieder warm, zum erstenmal seit 4 Tagen. Es wird Morgen und ohne Ruhe geht's ab in das vorläufige Ruhequartier nach Brieulles. Wie sah dieser Zug aus? Sie schleppen sich müde an Stecken, mit bleichen Gesichtern, hohlen Augen, völlig verdreckt über den Berg ins Tal der Maas hinab.

An einem anderen Tage Beerdigung derer, die im dortigen Lazarett noch nachträglich gestorben sind. Elf Mann brachten wir auf Bahren, nur in ein Leinentuch gehüllt, mit grünen Zweigen bedeckt, zum Friedhof. Wir legten sie ins Reihengrab alle nebeneinander, arm und reich, Württemberger und Ostpreußen, Bauer und kriegsfreiwilliger Student, alle Gegensätze sind verschwunden. Der Feldprediger spricht monoton, mechanisch, er hat fast täglich zu sprechen. Er sagt auch noch, daß einige in ihrer letzten Stunde jeden Beistand von seiner Seite ablehnten und ohne Gott gestorben sind.
— Eine Handvoll Erde. —

*

Rudolf Gottschalk,
geb. 27. September 1888 in Soldau/Ostpr.
gef. 26. April 1916 im Fort Douaumont.

26. April 1916.

Auf Werferwacht vor Verdun, hoffnungslos.
Ich bin heute in Stellung und habe noch 36 lange endlose Stunden vor mir. Vernichtung und Zerstörung überall. In der Luft kämpfen die zierlichen Riesenvögel auf Leben und Tod. Um jeden Flieger ballen sich die weißen Schrapnellwölkchen und mit eigentümlicher Klangfarbe hallt das Maschinengewehrknallen hindurch. Mit Schlürfen und Sausen ziehen die Eisenmassen unserer schweren Geschütze drohend durch die Luft, und ringsum quillt schwarzer Rauch von den Geschoßeinschlägen des Feindes auf. Es hallt von den scharfen und dunklen Knallen der Wald und die zermarterte Erde wider. Armer Wald!

*

Heinz Richter, unbekannt.

Douaumont.

. . . 20 lange Tage haben wir vorn ausgehalten. Jetzt sollen wir ruhen. Doch ich kann nicht einschlafen trotz der Müdigkeit

in den Gliedern. Der Kopf ist mir heiß, wohl von dem Bad oder von dem Landwein.
Unten erzählen sie von den Kameraden, die wir vorn gelassen haben, von allem, was wir durchgemacht. Da bin ich hierher gegangen, wo die Kapelle spielt und die Gedanken flüssig werden. Halb träume ich, halb schreibe ich. «Fridericus Rex, unser König und Herr». — Und der Marschtritt der friderícianischen Bataillone tönt dazwischen. Diese Märsche sind berauschender als der Wein der Champagne. Sie sind wie Feuer im Blut. Oder ist es mir nur so in meinen Träumen?
Die Sonne geht unter in Blut über Bazentin, und unten erzählen sie von schwarzen Bestien. Sie sahen aus wie Bestien, wie sie um uns lagen mit den starren Augen und den weißen Zähnen in der schwarzen Fratze. Gegen Edelblut, germanisches Blut!
Hier lacht die Sonne, und die Märsche klingen, und alles liegt so weit hinter mir. Aber ich kann nicht lachen und möchte doch so gerne, möchte lachende singende Menschen um mich sehen und nicht jene dort unten, die sich anlachen mit verzerrten Gesichtern und nur jene dunklen Geschichten wissen, die Ihr nicht kennt und nicht versteht, weil Ihr in Sonne lebt und noch lachen und weinen könnt.

*

Karl Koch,
geb. 21. Juni 1888 in Elsheim,
gef. 2./3. März 1916 bei Louvemont.

28. Februar 1916.

Wenn Ihr diese Zeilen lest, weile ich nicht mehr unter den Lebenden. Es war halt bestimmt, daß ich Euch nicht mehr sehen sollte. Weint nicht um mich, denn ich bin denselben Weg gegangen, den so viele gehen mußten, die eher Anspruch darauf gehabt hätten, zu den Ihren zurückzukehren wie ich. Ich denke an diejenigen, die Frau und Kinder zurücklassen mußten!
Eine Bitte habe ich an Euch: Beherzigt den Spruch, der auf Vaters Grabstein eingemeißelt ist: Liebet Euch untereinander, gleich wie ich Euch geliebt habe!

Gelt? Ihr tut mir den Gefallen, und nun lebt wohl!
Auf Wiedersehn!

*

W i l h e l m   K l a s e n ,
geb. 15. Oktober 1893 in Knesebeck,
gef. 12. März 1916 bei Abaucourt, nordöstl. Verdun, Höhe 254.

11. März 1916.

Ich wußte nicht, wie es mit unsern Geldangelegenheiten steht, speziell mit meinen. Ich habe auch nicht Lust, mich um diese, für uns doch so nichtige Frage zu kümmern. Es ist aber mein Wille, daß alles Geld, das zur Verfügung steht, wenigstens, so weit es mein Anteil sein würde, gezeichnet wird. Je mehr es sein wird, desto mehr kann ich mich freuen, daß ich auch, dank Eurer Fürsorge, imstande bin, dem Vaterland in dieser Weise zu dienen. Das Vaterland, damit ist ganz Deutschland mit allen denen gemeint, die sich so sehr nach dem Frieden sehnen, und auch die Heimat mit unsern Lieben, die ständig um das Leben ihrer Krieger bangen müssen. Erst wenn dieses erreicht ist, können wir wieder anderen Zielen nachjagen. Was nützt es uns jetzt aber, wenn wir schon an solche fernliegenden Ziele denken? Erreichen wir das erste nicht, werden ja auch alle andern hinfällig. Darum laßt uns mit allem, was wir haben und können, dazu beitragen, dieses erste Ziel zu erreichen, den Krieg zum baldigen, für uns glücklichen Abschluß zu bringen.

*

H e r m a n n   G e o r g i ,
geb. 18. August 1870 in Elterlein/Erzgebirge,
gest. 23. September 1922 in Elterlein/Erzgebirge.

Schützengraben, den 13. März 1916.

Wir liegen hier in jämmerlichen Erdlöchern und tun unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Das Essen ist sehr mangelhaft, Fleisch, Fett und anderer Luxus ist uns jetzt fremd, aber das mag alles sein. Das macht uns nicht mürbe, niemand soll

glauben, wir seien kriegsmüde. Aber Ihr in der Heimat macht uns durch Eure Klagen wegen der Knappheit der Lebensmittel den Dienst an der Front sehr schwer. Ich glaube ja gerne, daß es schwer ist, das Leben zu fristen. Aber glauben Sie mir, ist es gut, wenn die Frauen den Männern an der Front schreiben und klagen, daß sie wegen der Butter auf der Stolle schon verzagen müssen? Wir haben wahrlich mehr zu tun. Es ist uns lieber zu wissen, ob sich unsere Frauen als Reserve hinter der Front denken, sich bewußt sind, unsern Rücken zu decken. Was würden dermaleinst unsere Kinder sagen, wenn wir jetzt verzagen?

*

F r a n z   R a u s c h ,
geb. 31. Oktober 1882 in Gardelegen,
gest. 13. April 1919 Garnisonslazarett Gardelegen.

16. März 1916.

... Es interessiert mich gar nicht zu wissen, ob die Leute die Fenster einschlagen werden, weil diese Schweine kein Viertelpfund Fett bekommen, weil keine Butter da ist, weil keine Schlagsahne zu haben ist, weil keine verschrobenen Faltenröcke gekauft werden können oder dergl. mehr. All dieses Lumpengesindel müßte bloß eine Viertelstunde Trommelfeuer erhalten, dann wären sie beseitigt zum Nutzen unseres lieben Vaterlandes. Begreifen sie denn nicht, daß wir seit 20 Monaten Krieg führen, daß ihre Männer, Brüder und Väter zum Teil in Erdlöchern tagaus, tagein, mit Läusen und Flöhen besät, bei einfachster Kost ihr Leben von einem auf den andern Tag fristen? Wahrlich erhebend für uns hier draußen wäre der Tag, wo alles Radaugesindel im Inlande gesetzlich auf Mehlsuppe gesetzt würde. Ich empfinde immer einen mächtigen Haß, wenn ich an dieses geputzte Volk, an das Volk in den Kneipen und Cafés denke. Und gerade solches Volk macht den unvernünftigen Radau und Quatsch, und für solches Gesindel stirbt man evtl. den «Heldentod». Es wäre viel angebrachter, wenn man im Inlande mehr Ernst, mehr Würde und weniger Kastengeist sehen würde. So wie ich denke, so denken hier draußen alle. Gottseidank haben wir viele gute Deutsche, die den Ernst der Zeit er-

fassen, die versuchen zu fühlen, was unsere braven Jungens an der Front leisten. Die auch wissen, daß Lebensmittel ausgehen oder knapp werden müssen, wenn alle Zufuhren abgeschnitten sind. Wirke Du dahin, daß jeder gute Deutsche daheim, wenn es im Interesse des Vaterlandes liegt, auch mit der kärglichsten und geringsten Kost die Tage durchhält, die die größten und schwersten des gegenwärtigen Krieges sind. Meines Erachtens sind dies erst die Anfänge. Es bleiben unsern Lieben daheim noch viel ernstere Tage durchzukosten. Deswegen aber nicht geheult, gejammert, oder gar noch Auflehnung. Unser Staat macht hoffentlich mit solch «guten Patrioten» kurze fünfzehn: einfach aufhängen!!
Morgen früh gehe ich wieder nach vorn.

*

Herrmann Hohls,
geb. 1. November 1889 in Bergen, Kreis Celle.

In Stellung, 19. März 1916.

Wenn es in den letzten Monaten auch oftmals drunter und drüber ging, so daß ich manche häusliche Angelegenheit hinter meinen Dienst zurückstellte und vergaß, so will ich doch jetzt rechtzeitig aufpassen, daß ich nicht auch meines Vaters Geburtstag vergesse. Wenn ich nicht irre, wirst Du 54 Jahre alt. — 54 Jahre —. Sag mal, lieber Vater, wirst Du nicht so ganz bei kleinem «älter»?
Mir will es gar nicht so recht in den Sinn, daß Du, der mir als der nimmermüde und temperamentvolle Mann mit «Mutterwitz» vor Augen steht, auch einmal ein alter, ehrwürdiger Großvater werden sollst. Ich meine, Du müßtest ewig bleiben so jung und frisch und schaffensfroh und unverzagt in allen schwersten Lebenslagen, wie Du uns Deinen Jungens das Beispiel gegeben hast und in ihnen den Kern gepflanzt hast, aus dem sie jetzt zu Männern heranwachsen. Oft schon habe ich daran gedacht, daß Du uns manchmal vorpredigtest: «Das ist kein Schneid, das ist nicht militärisch, es gibt nur korrektes Befehlen und unbedingtes Gehorchen». Wenn hier so Schlappschwänze mit dem Ersatz eintreffen, strotzend von Jugendkraft

und dabei so lasch und energielos, daß man das kalte Kotzen kriegen kann, wenn man mit ihnen arbeiten muß. Solche «Stoffel» hast Du dem Kaiser nicht ins Feld geschickt; sondern durchdrungen von Deinem soldatischen Geist, füllen sie überall ihren Posten aus und ernten die Anerkennung ihrer Kameraden und Vorgesetzten. Und das, lieber Vater, ist doch ein schöner Trost und ein köstliches Geschenk des Himmels, wenn man sich an seinem Lebensabend sagen kann: Mein Leben ist nicht umsonst gelebt. In meinen Söhnen lebe ich weiter.

*

Otto Jahnke,
geb. 4. Februar 1899 in Greifswald,
gef. 16. August 1917 in Flandern.

26. März 1916.

Heute morgen von 6—8 Uhr stand ich Posten im Graben. Die Sonne ging etwa um 3/46 Uhr auf. Es war so schön. Nur ganz links in der Gegend beim Narotschsee verlief sich allmählich der Geschützdonner der Nacht. Die Lerchen sangen. — Sie sind schon lange hier, nur wollte ich es nicht glauben, wenn ich sie üben hörte; — es waren sehr viele da. Sie balgten sich in der Luft. Einige kamen in breiter Front und fuhren auf andere los, die noch ganz mit ihrem Widerpart beschäftigt sind. Und manchmal fiel eine ganze Schar von ihnen mit lautem Geschrei eine der langsam nach Norden ziehenden Krähen an, die dann unwillig krächzten. Es war, als lachten dann die Kleinen über die Großen — wie wenn Pudel mit ihrer Bande über mein Schimpfen lachte, wenn sie mich neckten. Einige Kiebitze zogen langsam der Sonne entgegen, so langsam, als suchten sie etwas. Sie kamen wohl eben erst wieder in ihre Heimat. Das Land lag braun, so saftig braun, wie es nur im Vorfrühling sein kann, vor mir. Über dem allen der klare, helle Sonnenschein; er färbte das Eis auf dem Schmelzwassersee rechts zwischen den Fronten rosig rot, so zart, wie die erste Rose in unserem Garten sein wird. Die Sonne begann den Schnee an der Rasenböschung zu schmelzen. Die Erde taute auf, und es begann zu knistern und zu wispern, sich zu regen und zu leben, die ganze tote Erde war voll

von lebendigem Frühling. Da dachte ich an einen ganz jungen Russen, den ich an einem Herbstmorgen, auch als die Sonne aufstand, vor Smorgon hatte liegen sehen. An einem Frühlingsmorgen, so wie heute, war er sicher von Hause aufgebrochen, war hinausgezogen in ein Unbekanntes. — Und dann lag er hier. — Ich konnte keine Verwundung an ihm bemerken. Es war ein großer Friede um ihn gebreitet. Ich hatte nur einen Augenblick, ihm ins Gesicht zu sehen. An allen andern ging ich achtlos vorüber. Aber diesen einen mußte ich anblicken, ohne daß ich es wollte. Und andern muß es auch so gegangen sein; denn sie sprachen später davon.
Ich dachte oftmals zurück an diesen Morgen. Weit vorne brannte Smorgon, und die Russen hatten sicher ein Gelage; denn wir hörten das Gekreische eines Grammophons und einen dumpfen Lärm. Manchmal qualmte ein Haus auf. Und rechts von der Stadt vereinten sich alle Rauchschwaden und zogen der eben aufgehenden Sonne entgegen. Niemals habe ich sie schon beim Aufgang den Himmel so blutig rot färben sehen. An diesen Morgen dachte ich heute — dann dachte ich an Euch. —

*

Ewald Walter,
geb. 29. Juli 1894 in Bernsdorf, Krs. Frankenstein/Schl.,
gef. 27. November 1917 bei Cambrai.

Laon, den 26. Juni 1916.

Nun will ich Dir noch schnell einiges von meinem jetzigen Leben mitteilen. Viel ist es ja nicht, denn was sollte man Neues erleben? Höchstens, daß wir gestern einen Franzmann gerichtet haben; er war zum Verräter geworden und mußte dafür sterben. Es wurden acht Mann kommandiert, darunter auch ich, die dem armen Schlucker das Licht ausblasen mußten. Aber gern habe ich es nicht gerade gemacht. Denn im Kampf oder sonstwo einen Menschen zusammenknallen ist leichter, als einen totschießen, der keine Waffen hat, und dem schon der Todesschweiß auf der Stirn steht. Na genug davon, Pflicht ist Pflicht, und wenn sie noch so traurig ist. Erfüllt wird und muß sie werden.

*

Kurt Fischer,
geb. 26. Februar 1870 in Berlin,
gef. 18. Juli 1918 bei Missy-aux-Bois, Nordfrankreich.

Sonntag, den 19. März 1916.

Meine lieben Kinder!
Wenn dieser Brief ankommt, dann wißt ihr schon lange, daß die Russen in unserer Gegend angegriffen haben, aber ihr wißt nicht, daß der Hauptangriff gegen die 131er gerichtet war. — Tausende und aber Tausende von leichten und schweren Geschossen — wohl 30000 — wurden auf und hinter die Stellung gefeuert, und man muß sich wundern, daß das Regiment nur etwa 40 Tote und 120 Verwundete hat. Alles mußte hinter den Deckungen in Unterständen kauern, und dann kamen die Geschosse heulend heran; jeder wußte nicht, trifft es ihn oder geht es noch einmal gut. Aber als nun die russische Infanterie stürmte, da waren die Leute schnell an der Brustwehr und waren gar nicht ängstlich, sondern nur voller Wut gegen den Feind. Da mußten die russischen Brüder dran glauben, und jetzt liegt alles vor unserer Front voller Toten. Zuerst hieß es über 500 Mann, dann sagten Artilleristen, daß sicher über 1000 Leichen dort lägen, ganz abgesehen von den vielen, die schon im Walde getroffen wurden.
Leider ist es Tauwetter, und unsere armen Kerle müssen nun in den zusammengeschossenen Gräben im Wasser stehen und können so selbst in der Nacht kaum zur Ruhe kommen. Dabei schießt immer noch die russische Artillerie auf die Stellung.
Leicht ist das nicht: Kinder, und wenn ihr einmal dasselbe leisten wollt, dann müßt ihr jeden Tag ordentlich turnen, was ihr immer wieder vergeßt, müßt euch beherrschen lernen, nicht gleich zornig werden, müßt lernen, auch unangenehme Sachen zu ertragen, ohne zu mucksen, auch gegen größere Jungen euch wehren, wenn sie euch was tun wollen, vor allem müßt ihr jetzt schon lernen, treu zusammenzuhalten, ihr drei, denn wer kein guter Bruder ist, der wird auch kein guter Kamerad sein.
Heute haben die Russen schon dreimal versucht wieder anzugreifen, aber immer haben wir sie abgeschlagen. Nun Schluß, euch dreien einen herzlichen Kuß von eurem Vater.

*

Karl Heinrich Steffens,

geb. 16. Januar 1893 in Barlt/Holstein,
gef. 6. April 1916 bei St. Eloi/Flandern.

Bremen, 28. Februar 1916.

Heute mittag kam der Befehl: Leutnant Steffens ist am 29. Februar in Marsch zu setzen nach dem Res.-Inf.-Regt. 213. Also wieder Flandern mit seinem Wasser und seinen feuchten Winden, mit seinen Hügeln und seinen Wiesen, seinen Häuserruinen und seinen stumpfen, entlaubten Bäumen. So schnell wechseln des Menschen Lose, bald hier, bald dort. Einen Augenblick frisch, heiter, ausgelassen in toller Lebenslust, im nächsten zerschossen — armselig. Was eben freudige Bejahung war, ist jetzt ernste, stille Wehmut — vielleicht im guten Falle ein leichtbeschwingtes, schmerzloses Sterben. So mischen sich doch immer wieder in den Abschied ernste Klänge.
In dem Gedanken «Vaterland» finden wir uns wieder, und das Wort, das man früher nicht ohne eine kleine Beimischung von Spott aussprechen konnte, steht jetzt so herrlich und mächtig da, es ergreift uns und bannt unsere Herzen. Wenn man wieder hinauszieht, kommen einem jedesmal andere Gedanken, und manchmal denkt man seltsamerweise, es könnte das letztemal sein.

1. April 1916.

Selbst hier wird's Frühling, hier steigt inmitten von Sprengungen und Bombardements die Hoffnung auf. Die letzte Zeit war anstrengend, nervenaufreibend, meine ich — oft alarmiert. Dieses ungewisse Warten und das Ahnen von etwas Ungeheurem, das in der Luft liegt und Gewitterwolken gleich augenblicklich sich entladen kann, das sind Stunden des Krieges. Aber bis jetzt sind wir verschont geblieben. Der Engländer ist doch ein hartnäckiger Geselle. Was Wunder, Blut von unserm Blut, Kraft von unserer Kraft, nur in etwas einseitiger Weise zur Schau getragen. So wird es stets ein Ringen werden, wo es kein Zurück, noch weniger Schonung gibt. Aber wozu grause Zukunftsbilder heraufbeschwören? Ich kenne sie selbst nicht, und werden sie Wirklichkeit, so muß ich sie zerschlagen.

6. April 1916.

... Das Sterben soll ja nicht immer das Schwerste und Schlechteste sein, und wer sagt denn, daß wir schneller sterben als sonst? Niemand. Mancher will leben und stirbt — ein anderer möchte sterben und kann es nicht. — So bleibt uns nur Trotz diesem vermeintlichen Schicksal gegenüber. Dir selbst vertrauen, ganz allein, und alles nur sich geben und von sich nehmen — das bleibt mir in dieser Zeit übrig. —
Und doch —!

*

Nicolai Jensen,

geb. 18. November 1882 in Lensnack/Nordschleswig,
gef. 19. April 1916 bei Verdun.

Frankreich, den 7. April 1916 mittags 12 Uhr.

Wir sind seit gestern Morgen 5 Uhr auf dem Marsch und nähern uns allmählich immer mehr dem Regiment, für das wir als Ersatz bestimmt sind. Man wird doch ein wenig müde, wenn man mit der schweren Kommode auf dem Rücken immer weiter tippelt. Daher ist es auch köstlich, wie jetzt, eine Stunde der Ruhe zu pflegen. Wir haben den herrlichsten Sonnenschein, Vögel singen, die Obstbäume blühen. Und drüben fällt die Blüte Deutschlands und Frankreichs wie welkes Gras unter der Sense. Die Gedanken weilen jetzt immer in der Vergangenheit. Köstliche Stunden werden wieder durchlebt. Und so manches gibt es ja in meinem Leben, was anders hätte sein können. Das möchte man tilgen und kann es doch nicht. Euch alle so einmal recht innig ans Herz drücken und mit den Kleinen auf der Schulter noch einmal nach Herzenslust in der Küche umherspringen, das wäre mein größter Wunsch, aber der ist ja unerfüllbar. So bleibt mir jetzt nur der Bleistift. Die Gegenwart ist wenig erfreuend. Kahle Felder, zerfahrene, lehmige Wege, Hügel rauf, Hügel runter, zerschossene Häuser, leergebrannte, rauchgeschwärzte Ruinen, Gräber, rechts, links, bald auf der Höhe, bald im Tal, das ist das Bild, das wir nun schon tagelang vor Augen haben. Die Zukunft ist grau, undurchdringlich wie der dichte Nebel, der südwärts den Horizont trübt. Oder ist's der Rauch der Ge-

schütze? Dahinter aber liegt dunkel und düster das Grab. Die schweren Kanonenschläge jammern unaufhörlich, jetzt aber scharf und klar, nicht mehr so dumpf in der Ferne. Bald sind wir mitten drin. Merkwürdig, wie ruhig und gleichmütig man ist, ja heiter und lustig. Nur wenn meine Gedanken zu Euch fliegen, wird mir weh. Sonst immer derselbe noch. Ich glaube auch nicht, daß das anders wird, wenn alles um uns kracht und berstet. Der Mensch gewöhnt sich ja an alles. Ihr wißt doch, wo ich bin. Ich habe es ja nicht geschrieben, aber doch meine ich, wißt Ihr Bescheid.

*

Kachler, unbekannt.

24. Mai 1916.

Das war nett von Ihnen, daß Sie mal geschrieben haben. Und wenn Sie es später wiedermal tun, werde ich mich sehr freuen. Haben Sie nur immer guten Mut. Wir haben Ihnen helfen dürfen, aber letzten Endes war es Gott, der es durch uns tat. So wird er auch Ihnen weiter helfen. Und wenn es auch nur noch ein Arm ist. Ein Mensch mit gesunden Augen und festem Mut ist noch viel wert für's Vaterland, mehr als mancher, der noch alles beieinander hat. So lassen Sie es sich weiter gut gehen und Kopf oben! Das ist die Hauptsache.

*

Paul Gruhlke,
geb. 29. August 1875 in Spandau,
gef. 6. November 1916 in Marchies.

Liegnitz, den 15. Mai 1916.

Ich hoffe ja so stark auf ein Wiedersehn, aber sollte es anders bestimmt sein, so denkt, ich ruhe aus von all dem Schweren. Es gibt ja dort kein Licht, aber auch keine Schatten. Und Gottseidank kehren doch die meisten zurück, warum sollte ich dableiben?
Es wurde gefragt, wer sich krank fühlt, der sollte vortreten, ich

habe es nicht getan, obwohl ich bestimmt weiß, daß ich garnisondienstfähig geschrieben worden wäre. Ich habe mit mir gekämpft, auf der einen Seite Ihr, die Ihr das Liebste, was ich besitze, und auf der anderen Seite die Ehre. Ich habe das letztere gewählt, denn könntet Ihr mich noch lieben und achten können, meine Kinder, noch gut von Ihrem Vater denken, wenn er feige zurückschreckt vor den Gefahren? Ich glaube, Ihr gebt mir recht. Ich muß schließen, es wird mir so schwer, und ich gehe auch nicht gern, aber es muß jeder seine Pflicht tun. —

*

Gorch Fock (Hans Kinau),
geb. 22. August 1880 in Finkenwärder,
gef. 31. Mai 1916 in der Schlacht vor dem Skagerrak.

An Bord S.M.S. Wiesbaden, 1. Ostertag 1916.

Lieber Schorsch!
Damit Du siehst, daß ich Wort halten kann, grüße ich Dich heute herzlich. Ich habe meinen Willen bekommen, auf ein herrliches, neues, deutsches Kriegsschiff bin ich als Matrose versetzt worden. Einige Seefahrt habe ich schon hinter mir: ich bin Ausgucksmann oben im Vordermast, in dem sogenannten Krähennest, nehme also die höchste Stelle auf dem Schiffe ein. Das Leben an Bord, unter so vieler, frischer, deutscher Jugend (die paar bärtigen Leute an Bord sind zu zählen) macht mich jung und sagt mir sehr zu, ich bin lieber ein marineblauer Matrose mit wehenden Mützenbändern als feldgrauer Hilfsschreiber an der Schreibmaschine. Das brauche ich Dir übrigens nicht erst zu schreiben, denn Du kennst mich genügend, um das zu wissen. — Ich würde Dir gern einiges von uns erzählen, aber um uns und unsere Fahrten liegt das strengste Geheimnis: alle Briefe müssen offen bleiben und so weiter! Nur soviel: daß unsere Flotte von einem Emdengeist beseelt ist, wie selbst ich ihn kaum für möglich gehalten hätte, und daß die Flotte unvergleichlich mehr tut, als sie sagt und als man im Binnenlande glaubt. Ich freue mich an diesem Leben im Seewinde!

Wie geht es Euch? Ich sehe Euch noch Eure Straße ziehen und denke auch jetzt viel an Euch. Hoffentlich habt Ihr besseres Wetter als wir hier auf dem Wasser: fast alle Tage Regen und Wind und Kälte. Hier am Lande blüht noch kein Baum wie in Chatillon. Unsere Verpflegung an Bord kann mit der des Unterstabes III/207 jederzeit antreten: das will doch gewiß was sagen, nicht wahr, Herr B. G. Z.-Koch?
Ich bin an Bord schon einigermaßen bekannt geworden: Es ist viel niederdeutsches Volk auf der Wiesbaden, das Gorch Fock ohne weiteres kennt. Unser Kommandant kannte mich auch schon. Und die Steuerleute, Obermaaten usw. wissen auch ziemlich, wer G. F. ist, so daß es mir in der Hinsicht auch besser ergeht, als bei dem märkisch-oberschlesischen III. Bataillon. Marine bleibt Marine!

Herzliche Ostergrüße

Deines Hans Kinau.

*

Friedo Burmester, unbekannt.

10. Juni 1916.

Eine wundervolle Gegend ist das auch hier bei uns an der Grenze von Belgien und Frankreich. Teilweise bewaldetes Hügelgelände, überragt von dem 156 m hohen Kemmelberg, auf dem die Engländer sitzen. Aber quer hindurch zieht sich ein toter Streifen, wo die Bäume kein grünes Blatt tragen, sondern ohne Zweige nur die kahlen, schwarzen Stümpfe der Stämme zerfetzt in die Luft ragen; wo Gras und Strauch verdorrt von giftigem Gas und dafür dahinter soviel üppiger die einfachen Grabkreuze stehen. Nur die Vogelwelt läßt sich nicht stören. Über unserm Unterstand flötet im Dornbusch die Schwarzdrossel, als ob nicht fortwährend die Gewehrkugeln vorbei pfiffen. Zuerst mögen sie nach den summenden Dingern geschnappt haben, aber allmählich dann eingesehen, daß die doch zu schnell sind. Bachstelzen, Goldammern, Zaunkönig bauen ihre Nester und pflegen ihre Brut wie immer. An das schreckliche Krachen, an die vielen großen Vögel in der Luft, die Fesselballons und die Flieger, an alles haben sie sich gewöhnt und halten kaum in

ihrem Singen ein. Im vordersten Graben, in dem Loch neben der Stahlplatte, durch welches der Posten beobachtet und schießt, nisten die Schwalben; haben alle zwei Stunden ein anderes ernstes deutsches Gesicht auf weniger denn ½ m neben sich, und noch keiner hat ihnen etwas zu leide getan. Dieser Postenstand gilt als sicher. Ein Zettel: «Vorsicht! Schwalben!» hängt daneben, damit jeder aufpaßt. — Dieselben Leute reißen aber im nächsten Augenblick die Knarre hoch, wenn sich drüben ein Tommie rührt. — Ein närrisch Ding manchmal, der Krieg. —

*

Heinrich Knauer,
geb. 6. April 1889 in Hamburg,
gef. 25. August 1916 bei Combles a. d. Somme.

6. Juni 1916.

... Allerhand Neues habe ich gelernt, was wir während meiner ersten Kriegsperiode gar nicht kannten. So z. B. das Eindringen in die Erde. Früher haben wir von oben einen Unterstand ausgebuddelt und dann zugedeckt. Jetzt geht es stufenweise in die Erde rein. Immer ein Holzrahmen tiefer als der andere, wobei eine Treppe entsteht, so werden gleichzeitig zwei oder drei solche Eingänge runtergetrieben. Ist man ungefähr 20 Stufen tief, wird nach den Seiten reingearbeitet, bis der Augenblick kommt, wo der Zusammenstoß der Mitte erfolgt. Sind nun die Eingänge durch den entstandenen Gang verbunden, dann werden die Zimmer in den Gang eingebaut und wohnlich eingerichtet. Gleichzeitig finden sich Ratten groß wie Katzen als harmlose Haustiere ein, die dafür sorgen, daß Eßwaren durch langes Rumliegen nicht verderben. Nachts machen sie uns ein Höllenkonzert, sogenannte Schlummermusik. Ist man eben eingeschlafen, melden sie ihre Anwesenheit dadurch, daß sie uns sanft über den Bauch krabbeln.
Vor drei Wochen war richtige Kompaniebesichtigung. Es kommt einem komisch vor, solches Exerzieren mitten im Krieg direkt hinter der Front. Aber ich muß selbst sagen, es ist notwendig und auch für jeden Mann gesund. Der lange Winter mit seinem tagelangen Liegen im Graben macht die Glieder steif, und man

wird wie ein Greis. Auch die militärische Straffheit und Disziplin geht verloren. Dieses alles soll nun dadurch wieder reinkommen.
Sieht man sich eine solche Kompanie vor und nachher an, dann kann man direkt den Unterschied sehen.
Die große Seeschlacht ist ja sehr gut für uns verlaufen und ich bin nur gespannt, wie die Sache auf die allgemeine Lage einwirkt. Dein Ausdruck «Schipp leddig maken» scheint sich tatsächlich zu bewahrheiten. Denn an allen Ecken und Kanten fängt es an. Im Kaukasus, Balkan, Italien donnert es unaufhörlich. Die Russen rühren sich, bei Verdun tobt es immer noch, und die Engländer scheinen auch mit ihrer angesagten Offensive zu beginnen. Man hört hier schon seit zwei Nächten aus der Ferne ein großes Trommelfeuer. Ich nehme an, es ist in der Nähe von Arras. Na, laß sie man kommen, sie finden uns bereit, wir werden John Bull die Sache schon verderben. —

*

Georg Sieber,
geb. 4. März 1895 in Großenhain/Sachsen,
gef. 30. Juli 1916 bei Maurepas an der Somme.

29. Juli 1916.

. . . Hocke jetzt in einem unscheinbaren kleinen Loche, um etwas gegen die verheerenden Splitter gesichert zu sein; an richtige Unterstände ist nicht zu denken. Man wird mit der Zeit ganz kreuzlahm und kaputt, so daß einem nach und nach alles ziemlich gleich bleibt. —
Einige Zeilen schreibt man im Sitzen zusammengekauert, dann verspürt man Schmerzen im Kreuz und Genick, so daß ein weiteres Schreiben unmöglich ist, dann legt man sich kurze Zeit auf den Rücken, später auf den Bauch, dann mal wieder nach rechts und dann nach links, bis der Brief fertig ist. Als Unterlage bedient man sich der Oberschenkel und der Knie, die auch ab und zu schmerzen, dann bekommt man bald den Krampf in die Beine. Das ist ein bissel Elend, könnt Euch wirklich nicht hineindenken. Ab und zu kracht's plötzlich in der Nähe, so daß man sich in

den äußersten Winkel verkriechen muß, um nicht etwa getroffen zu werden, danach kriecht man wieder auf allen vieren nach dem Loche, um Licht zum Schreiben zu haben. — Heute Nacht erhielt ich einen Brief von Hedwig; sie sprach viel, viel vom Urlaub, und ich armer Kerl muß hier hocken. Hoffentlich überstehe ich die Sache und kann dann auf Urlaub kommen. Da soll die Freude groß sein und das Wiedersehen um so schöner. —

*

Hinrich Dücker,
geb. 2. Februar 1890 in Volkmarst.

9. Juli 1916.

An dieser Stelle möchte ich alle Daheimgebliebenen bitten, Eure Männer, Söhne, Brüder und Neffen, die in der Front kämpfen, nicht mit allzuviel Fragen über den Hergang des Krieges zu belästigen, wenn sie einmal für kurze Zeit auf Urlaub kommen. Nehmt es dem feldgrauen Frontsoldaten nicht übel, wenn er nicht alle Onkel und Tanten und Anverwandten besucht. Verabredet Ihr Euch lieber, Ihr Verwandten, und besucht den Urlauber an einem bestimmten Tag im Elternhause. Wenn Ihr dann etwas von dem erfahren wollt, wie es an und hinter der Front in Feindesland hergeht, dann ist der Urlauber zur Hauptsache an einem Tage mit der Erzählung von Kriegserlebnissen, die er zum Erzählen für geeignet hält, fertig. Und dann laßt ihn bei wiederholtem Zusammentreffen mit Fragen über den Krieg in Ruhe. Laßt den Urlauber schlafen, so lange es ihm beliebt. Tut ihm Gutes und Liebes, soweit es in Eurer Macht steht. Er hat es tausendfach um Euch verdient. Verderbt ihm die Urlaubsfreude nicht durch kleinliches Klagen über Entbehrungen, die Ihr in der Heimat zu ertragen habt. Wenn Ihr wüßtet, . . . Ihr Frauen, Mütter und Bräute: Haltet Euch stark, wenn der Urlaub sich seinem Ende zuneigt, seid tapfer und standhaft beim Abschied. Der Frontsoldat kennt seine Pflicht, der geht mit starkem Herzen wieder ins Feld.

*

Eugen Gura,
geb. 5. August 1894 in Kassel,
gef. 7. August 1917 in den Vogesen.

6. Juni 1916.

Was sagst Du zu unsern Erfolgen? Herrlich! Diese Seeschlacht! Das Herz wird einem weit. Wenn man nur nicht immer an die denken müßte, die sich opfern. Nicht bloß an die Toten und Verwundeten, sondern die, hinter deren Rücken Hab und Gut zusammenbricht, an das Elend im Volk, im kleinen Mittelstand. Das soziale Gewissen fehlt so vielen, und da verlangen sie, die, welche schaffen, schwitzen, bluten, die immer zweifeln und mißtrauisch sind, weil sie ausgebeutet und gedrückt waren, weil sie sich als die ewig Dienenden fühlen, von den Leuten verlangen sie Gemeinsinn und Vaterlandsliebe. Denke an mich: Wenn sie den Soldatenrock ausgezogen haben, und man gibt ihnen nicht, was sie billigerweise verlangen können, dann holen sie sich's, dann treibt man sie wieder in die Arme der Internationale.

7. August 1916.

O Mutter, die Welt ist doch so schön, so schön — warum soll man nicht leben wollen? Dunkel sind die Pfade, wer weiß, woher? wer weiß, wohin? wer weiß, warum? — Aber die Welt ist schön und ihre Schönheit erkennen, heißt leben.

6. Oktober 1916.

An Kriegsschluß ist nicht zu denken. Ich bin überzeugt, daß die Engländer uns binnen ein bis zwei Jahren aushungern zu können meinen und uns einfach regelrecht belagern. So müssen wir durchhalten. In Vergangenheit und Zukunft und überirdischen Sphären hat sich der deutsche Michel sowieso überlang geräkelt. Nun muß er die Suppe ausessen.

24. Oktober 1916.

Es war schon bitter kalt und Schnee und rechter Winter bei uns. Jetzt Wettersturz, warm und sonnig. Wir arbeiten fest an unserm Winterholzvorrat, aber ich hoffe immer, daß man uns doch noch aus unsern Bärenhöhlen holt, um auch an dem Großen und Wunderbaren mitzutun, was gerade geschieht. Gemütlich sind sie ja, die Bärenhöhlen, ganz gewiß. Und das Leben darin ebenfalls. Aber die Gemütlichkeit, die dem Deutschen leider viel zu sehr als Ideal vorschwebt, ist nicht der Lebensinhalt des Mannes. Wenn ich an die kahlen Granatlöcher, die entsetzlichen Leiden der Somme denke und unsere Lage betrachte, muß ich unwillkürlich sagen, wir haben Glück, wir haben's schön. Aber jenes Fünkchen Ehrgeiz, was man doch immer im Leibe spürt wie eine Stecknadelspitze, ist der bessere Teil und gehört zum edleren und wertvolleren Teil unseres Seins. Man muß umlernen in dieser Zeit. Gewiß ist der Krieg ein Wahnsinn, fraglich, ob der materielle Gewinn die beispiellosen Opfer aufwiegt, fraglich, ob das Opfer, das unsere Generation bringt, in der drittfolgenden Ernte bringt. Aber haben wir's denn in der Hand, die Mächte des Weltgeschehens zu schieben? Das Leben ist nicht dazu da, uns Glück und Zufriedenheit zu bringen. Sondern wir sind in der Welt, stehen im Leben und müssen tun, wie es die Verhältnisse in ihm fordern. Schwächlich und unnütz die Klagen über Unglück, Leiden und Verluste. Schwächlich alles Heraussehnen nach einer Vergangenheit, die doch nur die schwere Gegenwart nach sich zog, schwächlich und unnütz alle Pläne in die Zukunft. Ich denke anders über vieles, worüber ich früher geschimpft. Es ist sentimental, ich muß es zugestehn, sein eigenes Ich allzusehr zu berücksichtigen, sein eigenes Bündel allzusehr zu bejammern, für sich etwas zu wollen. Ich sehe das ein. Das einzig Männliche ist es, mit dem Gegebenen zu rechnen und zu schaffen. Freilich des Unerreichten und Unerreichbaren ist viel.

*

Rudolf Stemmler,
geb. 11. Februar 1896 in Oberlahnstein.

Auerbach, den 28. Juli 1916.

Meine Mutter hat mich vor einigen Tagen besucht. Als sie mich mit Krücken herumlaufen sah, da hat sie geweint, ich habe natürlich laut gelacht. Die Pflege hier im Lazarett ist im allgemeinen gut, und die Schwestern sind sehr nett und hilfsbereit zu uns, frei herausgesagt, das Essen könnte ja etwas besser sein.

Aber das alles haben wir den Engländern zu verdanken, welche durch ihre elende Blockade den Krieg über ein Volk von über 70 Millionen verhängt haben. —
Will auch mitteilen, daß ich Zigaretten leidenschaftlich gern rauche, allerdings muß ich es der Zeit entsprechend sehr einschränken. Sonst geht es mir im Durchschnitt noch gut.

*

Karl v. Möller,
geb. 11. Oktober 1876 in Wien.

Tagebuch.

Ostgalizien, am 21. Juli 1916.
Sitze im Schnellzug Lemberg—Stanislau und warte auf seine Abfahrt. Wie lange noch Krieg ist? Jeder fragt darnach. 1914 schrieb ich irgendwo, daß mich nichts beunruhige, es sei denn, daß England zur allgemeinen Wehrpflicht schritte und ein Millionenheer aufstellte. Es geschah. Heute stürmt an der Somme mehrfache Übermacht und doch ohne Erfolg. Fast scheint es, daß die deutsche Kraft auch dieser Gefahr die Spitze abzubrechen vermöchte. Was leistete sie nicht alles, die deutsche Kraft? Uns stellte sie freilich in den Schatten.
Sicher ist, daß neben den zahlreichen volklichen Schwierigkeiten die Unzulänglichkeit unserer zivilen Bismarcke dicke Schuld an gewissen Erscheinungen des Krieges auf öst.-ung. Seite trägt. Unsere bürgerlich leitenden Männer verstehen nichts von unbändiger Tat und versinken bei bester Gesinnung und guten Anlagen im Wirrwarr der zahlreichen rechtlichen und politischen Beziehungen Österreichs gegen Ungarn und innerhalb Österreichs jedes Völkchens gegen die anderen. Mein achtmonatiger Dienst beim KM. mit seinen vielen Berührungspunkten außerhalb des eigenen Hauses zeigte mir die Schwierigkeiten, etwas ganz hinzustellen, im vollsten Licht. Ist das ein Mechanismus!

Posiecz bei Stanislau, am 22. September 1916.
Drei inhaltsreiche Wochen vorüber. 31. August war Schlacht von Delejow. Siehe Gefechtsbericht. Regiment hat sich unüber-

bietbar brav geschlagen. Wird oben voll anerkannt. — Hätte mir im Frieden nicht träumen lassen, daß eine heutige Truppe soviel aushält im dritten Kriegsjahr. Und immer wieder erfüllt mich Befriedigung, daß ich entsprechend in die Zeit hineingeboren bin, die einem derlei nahebringen kann. Der Ort Meducha von Russen öfter beschossen, nur nicht die Häuser, wo wir wohnten, am 5. freilich vergaste der Russe die Häuser mit Gasgranaten, da waren wir aber schon draußen am Gefechtsfeld.
Meine Soldaten: Ihre Gräben bei Posiecz sind ein Kotmeer, ihre Unterstände voll Wasser, sie selber Kotfiguren, Lehmklumpen. Dazu keine Ablösung, weil keine Regimentsreserve. Man muß dem Elend zuschauen und hart bleiben. Im Wald hinter den Stellungen ließ ich Trockenstellen mit Feuern einrichten, wo sich per Kompanie ein Zug abwechselnd sechs Stunden hindurch zu trocknen sucht. Beiderseits wird auch bei Tag schon ungedeckt gearbeitet. Plötzlich schieben sich bei 65 neun Maschinengewehrläufe auf einem Flügel heraus, drei- bis vierhundert Gewehre starren aus dem Dreck, und kurz darauf knallt schrill der Feuerüberfall über die Russen her. Diese purzeln und stolpern behende in die Gräben und kauern dort bis zur Brust im Wasser.

*

Hermann Knutz,
geb. 5. Januar 1889 in Baurup/Nordschleswig,
gef. 19. September 1917 bei Verdun.

Juli 1916.
... Mehrere Male bekam ich vom Bataillon schriftlichen Befehl, unter allen Umständen sofort anzugreifen. Eine unangenehme Situation: auf der einen Seite einen nicht mißzuverstehenden bestimmten Befehl, auf der anderen Seite die sichere Gewißheit, die Ausführung dieses Befehls wird jetzt, ohne Handgranaten, einen Mißerfolg bringen. Ich nahm es auf mich, abzuwarten, bis ich mir selbst genügend Handgranaten zusammengescharrt hatte. Ich schickte einige Gruppen den «Braunen Graben» zurück, wo ich nachmittags viele Handgranaten hatte herumliegen sehen, die von Toten und Verwundeten herrühr-

ten. Nach etwa 1 ½ Stunden brachten diese Gruppen auch etwa 70—80 Stück. Was noch in unserm eigenen Graben herumlag, wurde sorgsam gesammelt. Hier fanden wir auch etwa 50 französische Handgranaten. Hinter uns lag eine Kompanie 31. Ich bat den Komp.-Führer, mir Handgranaten abzugeben. Ich bekam etwa 100 Stück, sodaß ich morgens um 4 Uhr über 250 Stück zusammen hatte. Das mußte genügen, und ich setzte den Angriff für morgens um 4.36 Uhr an. Da der Komp.-Führer der 9./31. noch einige sehr gute Handgranatenwerfer in seiner Kompanie hatte, stellte er mir diese zur Verfügung. Für den Angriff bestimmte ich etwa folgendes: 2 Unteroffiziere führen die Spitze, die aus sechs Werfern besteht. Hinter der Spitze folgen Träger mit je 8—10 Handgranaten, dann kommt, dicht aufgeschlossen, der Rest der Kompanie. Es folgt auch die 9/31 dicht auf. Diese Kompanie hat die Aufgabe, das Grabenstück zu besetzen, das meine Kompanie nehmen sollte. Ich ging noch einmal den ganzen Graben ab bis zur Barrikade. Den Leuten wurde eingeschärft, schneidig und schnell zu handeln. Punkt 4 Uhr 30 gab ich, nachdem durchgesagt worden war, «Alles fertig», den Befehl zum Angriff. — «Los!» In schneller Folge dröhnten die Handgranaten, 7—8 aufs Mal. Die Spitze setzte sich in Bewegung, und räumte die Barrikade fort. Der Angriff war in gutem Fluß. Immer wieder bum — bum — bum, bum, bum. Die kurzen, scharfen Detonationen unserer vorzüglichen Stielhandgranaten. Der Franzmann ist sichtlich überrascht worden. Was nicht niedergemacht wird, entflieht. Zwei bis drei Minuten ist der Angriff schon im Gange. Da wird durchgefragt: «Sind noch Handgranaten da?» «Nein», muß ich durchgeben, so leid es mir tut. Noch eine halbe bange Minute: «Werden wir es schaffen?» Wieder wird durchgefragt: «Noch Handgranaten da?» «Nein». Aber in demselben Augenblick kommt's durch: «Der Feind ist rausgeworfen, der Anschluß mit 7/86 ist da». Gottseidank, die Aufgabe ist erledigt. Ich melde es dem Bataillon. — Einige Minuten später kommt der Führer der Siebenten von dem gesäuberten Grabenstück her. Freudestrahlend drücken wir uns die Hand. Wir sehen beide aus wie Landstreicher, schmutzig, blaß, abgespannt, der Anzug zerrissen. Ltn. K. hat noch 6—7 Leute bei sich: der Rest der Kompanie.

Der Angriff hatte gezeigt, daß bei so kolossalen Kämpfen, wie

die Sommeschlacht ist, nicht immer mit Divisionen gearbeitet wird, sondern daß sehr oft, besonders bei der Verteidigung, Kompanien oder Züge, sogar noch kleinere Abteilungen ganz auf sich angewiesen sind und selbst ihre Schlachten liefern müssen. So wenig beim Artilleriekampf das Persönliche zu seinem Recht kommt, so bedeutend, ja oft entscheidend ist es beim Infanteriekampf, wo es immer noch auf eine gute Faust, einen frischen Mut und ruhige Überlegung ankommt.

Inzwischen war heller Tag geworden, ein schöner sonnenklarer Morgen. Die Gefechtstätigkeit ruhte ein wenig. Das Ziel der Kompanie war nun erreicht, die Reaktion trat ein. Die Müdigkeit wollte einen schier übermannen. Die Augen fielen uns fast im Stehen zu. Noch konnte es aber keine Ruhe geben, denn die Kompanie sollte zurück nach Berny. An ein geschlossenes Zurückmarschieren war nicht zu denken. Ich gab darum Befehl, daß sich die Leute einzeln durch den «Braunen Graben» zurückarbeiten sollten. Diesen Rückweg vergesse ich nie. Der Anblick der armen Kameraden, die schwerverwundet unterwegs lagen, und denen wir nicht helfen konnten, wird mir stets vor Augen bleiben. Da das Gelände einzusehen war, konnten wir nur einzeln laufen. Inzwischen waren alle feindlichen Fesselballons hochgegangen, die Flieger begannen schon ihre Späharbeit, was wir daran merkten, daß der Gegner den «Braunen Graben» in kurzen Zeitabständen mit Granaten belegte, mit Schrapnells abstreute. Wie gehetztes Wild mußten wir über die eingeschossenen Teile des Grabens hinweglaufen oder kriechen. Die sterbenden Kameraden, die zum Teil schon einen Tag dalagen, schlugen wohl ihre matten Augenlider auf, wenn wir vorüberhuschten. Dieses «Ach, Herr Leutnant, hilf uns doch» liegt mir wie ein Fluch im Sinn. «Lieber, guter Kerl, ich schicke Euch Sanitätsmannschaften», suchte ich sie zu beruhigen. Es schnitt mir ins Herz, denn ich wußte, daß Hilfe ausgeschlossen war. Hier und da in kleinen Löchern lagen sie, wie wunde Tiere, die sich verkriechen, um zu sterben. Wir haben auch nicht einen Tropfen in der Feldflasche bei uns, um die Verwundeten ein wenig laben zu können. Mir geht fast der Atem aus, und ich muß trotz Schrapnells und Granaten im Schritt weitergehen. Der Weg wird etwas besser. Wir können jetzt zu zweien und dreien gehen. Bald sichten wir die Ruinen von Berny. Wir atmen auf, denn wir

sind durch die erste Sperrfeuerzone glücklich hindurch. Von nun an über freies Feld nach Fresnes, über den üblen Bahndamm bis nach Misery. Müde und abgespannt kommen wir in der Quaststellung an. Ich reibe mich kalt ab, trinke einen Schluck Kaffee und werfe mich außerhalb des Grabens auf eine Matratze hin, um zu schlafen. Eine Stunde hatte ich wohl so im Halbschlummer gelegen, als der Komp.-Feldwebel D. kam. Nun war es mit der Ruhe aus. D. brachte schon die Ablösungsbefehle, und es gab Manches anzuordnen. An demselben Abend sollten wir noch bis Croix-Molignaux marschieren. Bei einem Appell stellte ich die Verluste der Kompanie fest, was vorn gar nicht möglich gewesen war. Wir waren nun gegen Abend alle sehr erschöpft. Aber den Marsch nach Croix, etwa 16 km, nahm jeder auf sich. Als ich gerade mit den Anordnungen für den Abmarsch beschäftigt war, bemerkte ich ein leises Zittern der Erde. Ich blickte um mich und sah in Richtung auf Péronne eine Rauchwolke aufsteigen. Also eine Explosion. Bald nahm die Rauchwolke riesige Dimensionen an und hob sich wie ein gigantisches Gebilde vom Nordhimmel ab. Die Abendsonne, die schon zur Rüste gehen wollte, belegte die mehrere hundert Meter hohe Rauchererscheinung mit einem blutroten Schein. Ein kaum merklicher Nordost brachte die Riesenpinie in leise Bewegung, so daß die Krone nach einer Viertelstunde fast über die ganze Sommelandschaft ausgebreitet lag.
Als es schon leise zu dämmern begann, trat die Kompanie an, und wir wandten uns ab von der Quaststellung, die stille Hoffnung in der Brust, hier nie wieder hinzukommen. Wir marschierten durch ein Weizenfeld nach der Zuckerfabrik von Licourt hinauf. Es galt eine traurige Pflicht zu erfüllen. Wir wollten mit dem Rest der Kompanie Abschied nehmen von der Grabstätte unseres lieben alten Kompanieführers Oberleutnant H., den wir von der Sommeschlacht nicht mehr mit uns zurücknehmen durften. Östlich dieser fermeartig gebauten Fabrik liegt ein kleiner Hain. In diesem hat man liebe Kameraden des Regiments zur letzten Ruhe bestattet. In einem Halbkreise nahmen wir um die Grabstätte Aufstellung. Ich sagte nur: «Hier liegt der, den wir alle so geliebt haben, wir wollen ihn nie vergessen. Wir wollen ein stilles Gebet sprechen». Die Leute nehmen ihre schweren Stahlhelme ab, falteten ihre braunen Hände, und ich

glaube, daß wohl nie eine Gemeinde wahrere Andacht verrichtete.
Ohne ein Kommando, ohne ein Wort zu sagen, trat die Kompanie wieder in Gruppenkolonne an. Die Dämmerung war nun vollends hereingebrochen, und wir setzten unseren Marsch fort. Wohl eine halbe Stunde gingen wir so dahin, ohne ein Wort zu sagen. Es war, als wenn die Geister der Toten uns umschwebten und uns zuraunten: «Ihr lieben Kerls, wie gerne wären wir mit Euch gezogen». —
Nach etwa einstündigem Marsche kamen wir durch Pargny hindurch. An der Kirche hielten Sanitätsautos. Durch das bunte Glas der hohen gotischen Fenster fiel das Licht in den Sommerabend hinaus. Ins Tor hinein trug man gerade einen Verwundeten.
Etwa 100 m weiter links der Straße der neue Friedhof, wo viele, viele Sommekämpfer ruhen. Auch sie sind alle schwerverwundet, vor Tagen die Hoffnung im Herzen, in die Kirche hineingetragen worden. Aber man hat ihnen nicht mehr helfen können.
Nach zwei bis drei Minuten marschieren wir über die Somme. Wie oft ist der unselige Name wohl verflucht worden. Und der Fluß mit seinem Ufergelände ist doch so schön und reizvoll.
Hier zwischen P. und F. hat die Somme selbst eine Breite von etwa 40 m. Das heißt, der Hauptarm. In dieser Gegend hat sie auch verschiedene Nebenarme, die die Niederung durchfließen. Zwischen all den kleinen Flüßchen und Rinnsalen ein Sumpf- und Wiesengelände, mit Weiden- und Erlengebüsch bestanden. Dieses Niederungsgelände ist an vielen Stellen über kilometerbreit, für Bewegungskämpfe ein ernstes Hindernis. Man marschiert auf einem alleeartigen Wege, der sich auf einem Damm entlang zieht. Zu beiden Seiten hohe schattenspendende Bäume. Ab und zu ein kleiner Ausblick auf die Flußarme, auf die Tümpeln und Seen. Der schwammige Boden überwuchert von Wasserpflanzen. Das ganze Gewirr ein Dorado für Sumpfvögel. Die Wasserhühner sind so zutraulich, daß sie bis wenige Meter an die Fahrstraße heranschwärmen. Als wir an jenem Abend hier entlang zogen, lag milde, weiche Dämmerung über der Landschaft, links der Straße auf den größeren, seenartigen Teichen zarter Mondesglanz. Unsere kleine Schar zog noch still

dahin. Jeder hing seinen Gedanken nach. Man summte wohl eine Melodie von irgendeinem Soldatenlied. Einer pfeift «Ich hatt' einen Kameraden» vor sich hin. Die Nebenleute stimmen ein und pfeifen die Melodie mit. Der einzige Spielmann, der uns noch geblieben ist, nimmt seine Pfeife und unterstützt kräftig die Mundpfeifer, und die ganze Kompanie marschiert in Schritt und Tritt nach der Melodie, die sie sich selbst aufspielte. Der Bann war nun gelöst. Im mittleren Zug erklingt eine Mundharmonika. Man unterhält sich wieder, plattdeutsche Redensarten hört man, auch wohl ein Auflachen, und wir sind wieder die preußische Infanteriekompanie auf dem Marsche. Die Somme, und was sich an diesen Namen hängt, liegt hinter uns. — — —

— —

Den ersten Tag marschierten wir bis St. Quentin. Ich sollte am Ostausgang in Quartier kommen. Da ich aber die Straßen nicht wußte, mußte ich mit der Kompanie mitten in die Stadt bis zum Grand-Place hereinrücken, um mich auf der Kommandantur zu erkundigen. Als wir heranrückten, erregten wir allgemeines Aufsehen. Die Leute bestaubt und vom Marsch sehr verschwitzt und angestrengt, sahen in ihren Stahlhelmen etwas wild-kriegerisch aus. Als wir auf den Grand-Place rückten, rührte der Tambour der Wache die Trommel. Die Wache trat ins Gewehr und präsentierte vor uns. Es war so befohlen, daß sie vor allen Truppen, die aus der Sommeschlacht kamen, ins Gewehr treten sollte. — — —

*

Carl Haag, unbekannt.

Stuttgart, den 11. August 1916.

Liebe Lazarettmutter!

... Nun sind es zwanzig Monate, daß ich verwundet bin, und immer wieder muß ich Operationen durchmachen, wo man nie weiß, wie sie ausfallen. An meinem linken Arm sollte ich auch noch einmal operiert werden, habe aber die Operation verweigert. Jetzt war es die sechste Operation, die ich durchmachen mußte. Und das, glaubte ich, würde genügen. Ich habe die vielen

Schmerzen gerne ausgehalten und habe nie geklagt oder wie andere, daß ich geschimpft hätte. Aber es war mir anders beschieden und sollte anders kommen. «Der Mensch denkt und Gott lenkt». Darum, wem an seinem Vaterland gelegen ist, der stelle seinen Mann.

Was meine rechte Hand anbelangt, habe ich den fünften Finger nun auch noch verloren. Bin jetzt nur noch im Besitz von drei Fingern. Aber zum Glück sind dieselben verwendbar. Jetzt kann ich wenigstens wieder schreiben.

*

E. Grüning, unbekannt.

Rußland, den 25. August 1916.

Wieder zwingt's mich, dieses Schreiben an Sie zu richten. Da es meine große Pflicht ist und bleiben wird, für alles Gute meinen Dank auszusprechen. Mit Sehnsucht erwarten wir, die wir seit der Mobilmachung unter den Fahnen stehen, den langersehnten Frieden, aber noch ist keine Aussicht. Wiederum aber bin ich noch frohen Mutes, da ich, solange ich gesund bleibe, wenig Grund zu klagen habe.

Böse ist es natürlich für die Männer, die bei Friedenszeiten nichts erübrigt haben. Und gerade diese, die schließlich auch noch ihren Verdienst dem Verband zukommen ließen, oder gar, wenn in andern Ländern Streiks waren, ihre Groschen nach dem Ausland sandten, heute aber von ihren Genossen im Auslande eine schlechte Gegenliebe erhalten. Denn statt Groschen gibt es täglich größere Mengen von Granaten. Wo bleibt da Liebknechts Völkervereinigung?

*

Hubert Scheuren,
geb. 21. August 1893 Hohenbudberg, Kreis Moers.

Wolhynien, den 17. August 1916.

Seit Anfang August ist auch hier bei uns ein anderer Geist hereingekommen; denn über uns wacht das Auge Hindenburgs. Wenn man dessen Befehle liest, kurz, bündig, ernst, den Einsatz

der ganzen Persönlichkeit verlangend. Was er so knapp befiehlt, hat Hand und Fuß, verleiht dabei ein verantwortungsfreudiges Sicherheitsgefühl, wie eben nur ein Befehl Hindenburgs es tun kann. Die Person Hindenburgs ist in meinen Augen schon genug Bürge, daß die Ostfront fest steht. Hätte er nur auch noch den Oberbefehl über die galizische Front! —

*

Alfred Schleicher,
geb. 12. Januar 1894 in Hamburg,
gef. 30. Juli 1917 bei Langemarck.

17. September 1916.

Du hast ganz recht, und unsere Empfindungen stimmen hierin mal wieder überein: auch auf mich hat der Name «Flandern» immer einen ziemlich grauenerregenden Eindruck gemacht. Das macht wohl die Erinnerung an die verlustreichen Kämpfe vom Herbst 1914 und Winter 14/15, wo die Elite von Deutschlands Jugend auf diesen kanaldurchzogenen Feldern gefallen ist. Es war mir immer, als hätte auch die Natur dort jene Opfer nicht vergessen, als läge in den windschiefen Pappeln ein dumpfes Murmeln der Erinnerung, ein Erschauern; die Trümmerstätte, die zerschossenen Bäume, die vielen, vielen Soldatenfriedhöfe, die überschwemmten Wiesen, aus deren Oberfläche bei sinkendem Wasserspiegel die Gebeine von Pferden und Rindvieh herausragen — überall wird man an die Vergangenheit dieses Landes erinnert. Du meinst, Dixmuiden müsse eine schöne, altertümliche Stadt sein. Gewesen! Nur noch Trümmer. Ypern: gewesen!

*

Wilhelm Messerschmidt,
geb. 26. Mai 1878 in Werdorf bei Wetzlar,
gest. 20. Oktober 1933 in Hagen-Haspe/Westf.

Ohne Datum.

So mancher beherzte Mann, der frisch in den Krieg käme und Stunden erleben müßte, wie die, welche wir vom

31. August ab mitmachten, würde wohl bald mit seinen Nerven fertig sein. Aber die Steigerung des Kampfes, des Grausigen in den langen beiden Jahren, hat ein Geschlecht erzogen, das das Übermenschliche, kaum zu Fassende leistet, und nicht bloß stundenlang, nein tage- und wochenlang in solchem Grauen Widerstand leistet und den Gegner noch angeht. Man spricht so oft von der ehernen Mauer an unsern Fronten — kein Erz und kein Panzerstahl hielten hier Stand, wo Erz und Stahl in Riesengewichten mit Erdbebenkraft dagegen herangeschleudert werden und Tod und Verderben nach allen Seiten sprühen. Das Herz ist es, und der erprobte starke Wille. — Die halten besser aus als alles tote Erz. Will man einmal ein Bild gebrauchen — dann sage man in Zukunft: er hielt Stand wie ein Kämpfer von Cléry und von Bouchavesnes! Bis an mein Lebensende will ich stolz darauf sein, daß ich in dieser Hölle gewesen bin.

Und noch ein anderes: Gewiß ist es begreiflich, daß der Bericht über einen Fliegerkampf oder über die Schlacht am Skagerrak oder die Reise des U-Bootes «Deutschland» hellsten Jubel und tagelang das Interesse der Heimat erregt. Niemand wird daran nur im geringsten mäkeln. Das Unrecht besteht darin, daß das Interesse für so lange dauernde Schlachten wie die bei Verdun und vor allem an der Somme abnimmt oder doch nicht dauernd auf der gleichen Höhe bleibt. Das ist ein bitteres Unrecht gegen die Infanterie. Ein Fliegerkampf dauert Minuten, die Schlacht am Skagerrak, so furchtbar sie war, höchstens 48 Stunden. Aber an der Somme unter den schwersten Entbehrungen, ohne Deckung in dem wahnsinnigsten Feuer, das Menschen je ersonnen, nicht stunden-, nicht tage-, sondern wochenlang auszuharren in einem Feld voll verwesender Leichen — das ist ein Heldentum, dem ein ununterbrochenes Gedenken zuteil werden müßte.

Ahnen die Daheimgebliebenen auch nur in etwas die Größe unserer Opfer an Gesundheit, Blut und Leben?

*

Alfred Sauer,
geb. 4. Mai 1895 in Berlin,
gef. 12. März 1917 an der Somme.

Westen, den 1. September 1916.

Diejenigen, die die Somme-Schlachten von Anfang an mitgemacht haben, es sind deren leider nur sehr wenige noch, sagen, ein solches Artilleriefeuer, wie es gestern war, ist noch nie dagewesen. Minen auf Minen, Granaten auf Granaten, Schrapnells auf Schrapnells. Schon die Ablösung von der letzten Stellung nach vorn ist eine Qual. Der Feind hält nicht etwa nur die vorderen Gräben, nein, kilometerweise hält er das Gelände unter Feuer. Und dann die Witterung! Tagelang hat es gegossen, bis an die Knie sind die Gräben voll Wasser, der Boden ist ein Schlamm. Als ich mit meinen drei Gewehren nach vorn kam, mußten wir einige Kilometer im Laufschritt durchmessen. Den übrigen Weg bin ich auf der Nase entlanggerutscht. Seit gestern hat sich nun das Wetter gebessert, darauf schien der Feind gewartet zu haben. Ich kann den Zustand tatsächlich nicht mit Worten bezeichnen. Die Leute sitzen vorne schweigsam wie das Grab in ihrem Stollen, der vielfach auch ihr Grab im wahrsten Sinne wird. Ein Mann bei jedem Gewehr steht Posten. Er steht hinter der Schulterwehr und blickt gespannt in die Höhe. Es liegt ein ganz eigentümlicher Ausdruck im Gesicht eines Mannes, wenn sämtliche Nerven gestrafft sind. Wie gemeißelt sieht es aus.

Man kann die Minen tadellos beobachten. Wie beim Diabolo schwingt sie sich in die Höhe, kommt langsam, dann mit zunehmender Geschwindigkeit um die Schulterwehr herum, rechts, links, rechts, links. Sprung auf Sprung! Schlag auf Schlag! Wir haben, wie ja bei derartigem Feuer ganz selbstverständlich, auch böse Verluste gehabt. Ganze Bedienungen und Infanteriegruppen liegen da in ihren Stollen begraben. Ein Gewehr von mir ist glatt weg in die Luft gepufft worden, auch nicht eine Niete hat sich wieder anfinden können. Die Leute dazu sind lebendig begraben. Mein Stollen ist ausgezeichnet, und ich glaube, so leicht kann mir nichts passieren. Ein Teil unseres vorderen Grabens ist dahin, statt dessen tiefe Minentrichter. Ich will gerne glauben, hätte der Feind gestern Abend angegriffen, in den ersten Graben wäre er gekommen. Aber was hat das für Zweck? Dann geht dieselbe Sache von vorne los. Also angenommen, er hätte soviel Munition, um ein halbes Jahr lang täglich so viel zu verschießen, wie er es jetzt tut, so würde er vielleicht einige Gräben vorkommen. Aber es ist wohl ausgeschlossen, daß es so beibleibt; denn meiner Meinung nach kann es gar nicht so viel Eisen auf der Welt geben. Und zweitens hätte der Feind nicht das geringste erreicht. Er hätte schwerere Verluste als wir, was bei einem Angriff selbstverständlich ist, und das Land ist eine Wüste. Die Dörfer und Städte nichts als Schutthaufen, das Land unbrauchbar. Das arme Frankreich! Sollte der Friede mal kommen, manch Bauer wird hier stehen und statt seiner Heimstätte nichts finden als Grabhügel. Was sage ich Grabhügel? Auch das ist wohl schwer zu finden. Wo wir die Toten eingraben, da sind nach wenigen Tagen nur zerschossene Holzkreuze zu finden. Wenn man hier so mitten drin ist, dann kommt einem das gar nicht so unheimlich vor, man gewöhnt sich daran. Wir hoffen hier, bald abgelöst zu werden. Die Verpflegung ist im allgemeinen sehr gut. Nur ist das Mittagessen, das nachts um 1 Uhr kommt, vom langen Tragen eiskalt. Das einzig Warme, das ich zu mir nehme, ist Zigarettendampf.

*

Hans Geuer,
geb. 11. Januar 1893 in Köln,
gef. 11. April 1918 bei Montdidier.

25. Oktober 1916.

Wieder ein sommerheller Tag. Meldungen sagen uns, daß der Feind einen großen Schlag beabsichtigt. Fliegerschwärme kreisen über unseren Köpfen. Ein Fesselballon nach dem anderen geht hoch. Das Trommelfeuer rechts und links setzt ein und steigert sich zu ganz toller Raserei. Das Hintergelände sieht fürchterlich aus. Wir bekommen vorläufig nichts. Ist auch nicht nötig; denn wenn sie rechts durchbrechen, sind wir ganz umfaßt und abgekniffen. Gegen Mittag 2 Uhr hat das Feuer seinen Höhepunkt erreicht. Etwa 2 Uhr 15 wird es nach hinten verlegt, und der Feind geht vor. Zuerst lose Wellen, dann dichte

Massen. Führer hoch zu Roß vor ihren Kolonnen. Unser Sperrfeuer liegt gut, dreimal bricht der energisch vorgetragene Angriff in unserem Feuer zusammen. Ganze Trupps verwundeter Engländer ziehen in einer Entfernung von etwa 300 Metern sich gegenseitig stützend an uns vorbei. Sie trommeln von neuem, mit schwerstem Kaliber. Wieder ein rasender Ansturm. Sie brechen durch und kommen damit halbrechts in unseren Rücken. Ich lasse mit M.-Gs. in sie hineinfeuern. Gleichzeitig, kurz nach 3 Uhr, beginnt das Artilleriefeuer auf unseren Graben. Der Graben sieht in kurzer Zeit toll aus. Andauernd hauen die schwersten Kaliber in den Wald, und das Gewirr der splitternden Äste hindert jeden Verkehr. Wir liegen ohne Unterstände in Löchern, schutzlos dem ganzen Eisenhagel preisgegeben. Trotz alledem sind meine Leute in tadelloser Verfassung. Der brennende Wunsch «sie sollen kommen» übertönt jedes Durstgefühl. Leider fällt einer meiner besten Unteroffiziere. Eine ganze Gruppe ist eingesperrt in einer zugeschütteten Erdhöhle. Sie krabbeln verstört heraus. Das links von uns liegende Combles ist voller Gas. Nach hinten ist überhaupt nicht mehr durchzukommen. Unterdessen vollenden die Engländer rechts, die Franzosen links ihre Umfassung. Wir sind im Halbkreis umschlossen. Gewehrfeuer und M.-G.-Feuer. vom Rücken und den Flanken prasseln in unseren Graben. Sonderbarerweise hört mit einemmal das Feuern auf. Es wird ruhig. Ich übersehe mir die Lage und mache ein lustiges Gesicht, um den Leuten aufzuhelfen, die mich so sonderbar fragend anstarren. Es wird Abend. Leuchtkugeln steigen im Kreise rund um uns auf. Hinten müssen sie meinen, wir seien schon vollkommen abgetan; denn eigene Artillerie beginnt auf unseren Graben zu schießen. Die Strecke, die hinter uns noch frei ist, beträgt höchstens 1200 Meter, und da müssen drei Bataillone durch. Es wird ganz ruhig. Gegen 8 Uhr 30 kommt der Befehl für die vorne liegenden Kompanien zum Rückzug. 10 Uhr 15 rücke ich ab. In aller Stille geht es lautlos voran über die Deckung. Leute bleiben im Graben zurück, die weiter Leuchtkugeln schießen, als ob die Stellung noch besetzt wäre. —

Somme.

Die Hölle brüllte, wie sie's nie getan,
Spie alles Graun in berstendem Orkan.

Blutrote Lohe fuhr aus tausend Rohren,
Schrill klang ein Schrei: «Oh, wär ich nie geboren.»
Dann kam die Nacht. Ein letzter Nahkampf rast
Fernher im Splitterwald von Pierre-Vaast.
Und dann ward's still. Beim kalten Sternenschimmern
Nur hier und da ein qualzerrissnes Wimmern.
Da kommt der Tod! Ich hab ihn oft gesehn
Im tollen Tanz die dürren Beine drehn.
Ich sah ihn rasen, wie der Hölle Wächter,
Im Blute tanzen, ein betrunkner Schlächter.
Doch heut? Er geht so müd, so seltsam müd
Und fast zu Boden ihn die Sense zieht.
Er setzt sich nieder und mit fahlen Händen
Löst er den Gurt von seinen Knochenlenden.
Die hohlen Augen, drein das Mondlicht scheint,
Fast schien es mir, als hätten sie geweint. —

*

Walther Rottsieper,
geb. 29. April 1879 in Wuppertal-Ronsdorf,
verm. 15. September 1916 beim Sturmangriff in der Sommeschlacht.

Beaumetz b. Bapaume, den 14. September 1916.

Als ich Dir im vorigen Jahre alles Glück zu Deinem Geburtstag wünschte, da marschierten wir im fernen Osten, in Rußland, noch hinter der Front, auf dem Wege zu unserm Truppenteil. Dieses Mal sind wir nun in Frankreich, wo sich die Zeit Deines Geburtstags nähert. Ich habe gerade Zeit, und wer weiß, was die nächsten Tage bringen.

Ich wünsche Dir also von Herzen alles Gute: Mögest Du ein tüchtiges deutsches Mädchen werden, der Stolz und die Freude Deiner lieben Mutter, und eine liebevolle Spielgefährtin und Helferin Deiner Schwester.

Als wir in dieser Nacht die schnurgerade Straße marschierten, die von Cambrai nach Bapaume führt, der Mond so silberhell durch die hohen Pappeln der Allee schien, da mußte ich an Euch, Ihr Lieben, denken. Ich vertrieb mir die Langeweile einen

guten Teil des Weges im Nachdenken über das, was ich Dir schreiben wollte. Das Gepäck drückte da lang nicht mehr so, und fröhliche Stimmung kehrte im Herzen ein. Die fast eintönige, aber fruchtbare Ebene der Pikardie, durch die wir dahinschritten, erschien in einem andern Bilde. Sie war nicht nur das furchtbarste Schlachtfeld, das dieser Krieg mit seinen Kampfmitteln aufgewühlt hat, sie war auch die Ernährerin fleißiger französischer Bauern. Der von fernher tönende Donner des Trommelfeuers der Sommeschlacht verlor sein Schlimmstes. Bald werden auch wir wohl eingesetzt in diesen schrecklichen Kampf, dann heißt es, mit der Tat erweisen, daß man alles für das Wohl der Lieben in der Heimat herzugeben gewillt ist. Die zu Hause, die in diesem Kampf das Leben eines Angehörigen zu beklagen haben, dürfen nicht traurig sein ihr Lebtag, wenn sie daran denken. Der Schmerz muß sich läutern in dem Bewußtsein, in Gemeinschaft zu sein mit einer Seele, die die schönste Erfüllung erlangt hat, die es geben kann, für den andern sich dahin zu geben. Dies Bewußtsein ist sichtlich die festeste Stütze, wenn einmal der Schmutz niederer oder feiger Gesinnung im Beispiel anderer uns zum Wanken zu bringen drohen.
Ihr werdet schon tüchtige Mädchen werden, dafür bürgt mir Eure gute Mutter, deren Liebe ich die letzten schönen Jahre meines Lebens verdanke. Denkt später, wenn Ihr etwas Schönes erlebt, daß ich es mit Euch genieße, und wenn Kummer oder Sorge Euch beugen wollen, daß ich es mit Euch fühle und Euch tröste. Es gibt ein Leben nach dem Tode; wie es ist, können wir nur ahnen. Aber daß es eine Erfüllung des sehnlichsten Wunsches unseres Herzens nach Wiedervereinigung gibt, ist sicher; vielleicht nur etwas anders, als wir es uns vorstellen.
Zwei Wünsche möchte ich Dir noch mitgeben, Dir und auch Gertrud! Behaltet Eure Liebe zur Natur mit ihren Tieren und Pflanzen: befestigt Eure Kenntnisse auf diesem Gebiet, nicht nur die Namen der Dinge merkt Euch, denkt auch über ihre vielen Abhängigkeiten untereinander nach, der Mensch mitten unter ihnen. Das ist mein ernster Wunsch. Euer Mütterchen wird da schon gern mittun. Dann liebet Gott! Glaubt an ein Großes, Unerforschliches, an den Inbegriff alles Guten, glaubt trotz der Zweifel des bangen Herzens; nur dieser Glaube trotzdem ist wertvoll.

Nun seid zunächst recht frohe Kinder. Die ernsten Worte sind für später bestimmt, wenn ich vielleicht nur noch auf diese Weise zu Euch reden kann. Gott gebe uns bald Frieden und dem deutschen Volke eine sittliche Wiedergeburt und Erstarkung. Dafür werde ich kämpfen.

*

Willy Peil,
geb. 24. Juli 1893 in Bergwalde, Krs. Briesen, Westpr.,
gef. 15. Juli 1918 südl. Vermandovillers (Somme).

Frankreich 29. September 1916.

«Parademarsch in Zügen — Kompanie marrrsch!»
Die Regimentsmusik setzt ein mit dem alten Marsch der Grenadiere Fridericus Rex. — Wir im dritten Zuge zählen halblaut nach dem Abmarsch des zweiten — dreizehn, fünfzehn, siebzehn. Dann übertönt das Kommando des Zugführers die schmetternde Musik: «Frei weg!» Ich gehe am rechten Flügel des Zuges. Die Erde dröhnt von dem wuchtigen Schritt. Einen kurzen Blick werfe ich nach links. Eine Linie! Und die Beine fliegen gerade heraus. Wer hätte das von uns alten Kriegern gedacht. Wir haben einen Parademarsch geliefert, daß der Herr Oberstleutnant uns gar nicht genug loben konnte. Im schweren harten Kampf haben wir uns bewährt und den hohen Vorgesetzten Achtung abgenötigt. Aber in unsern Knochen steckt auch noch der alte Schliff. — Wenn wir jetzt so heimkämen und als Zuschauer statt der französischen Bevölkerung lauter liebe Gesichter sähen — ach wenn man sich bei so einem glänzenden Bild des Vorbeimarsches so etwas nur ausdenkt, dann durchrieselt es einen und ein Schauer der Begeisterung, wie man ihn nur selten erlebt, packt uns und hält uns gefangen «Fridericus Rex, mein König und Held, wir schlügen den Teufel für Dich aus der Welt».
Und weil wir's so fein gemacht, darum spielt uns heut' Abend die Kapelle zur Unterhaltung ihre lustigen Weisen. Zwanglos sammeln sich die Gruppen guter Kameraden im Kreise um die Musik, um andachtsvoll den Klängen zu lauschen. Und in den Pausen schwirrt es von lustigen Erzählungen über den weiten Platz.

Es wird dunkel, die Nacht senkt sich hernieder. Wir gehen zur Ruh! Da tönt aus einer Ecke der großen Baracke leise ein Lied: «Sah ein Knab ein Röslein stehn». Zuerst klingt's wie zaghaft, doch immer mehr Sänger stimmen ein. Noch ist das Lied nicht zu Ende, da hat schon der ganze Chor eingestimmt. Und weiter folgen mehrstimmige Lieder. Wehmütig getragen gesungen: «Nach der Heimat möcht ich wieder, nach dem teuren Vaterhaus». Das Lied singen sie alle so gerne, unsere Krieger hier draußen. «Sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat sei gegrüßt.» Und weitere Lieder folgen. Dieselben singen's, die heute früh das prachtvolle Schauspiel des Parademarschs boten, dieselben, die vor einigen Tagen mit Bajonett und Handgranaten wutentbrannt durch die zerschossenen Gräben vorwärts stürmten. Man kennt sie heut' nicht wieder.

*

Hermann v. Rohden,
geb. 10. November 1887 in Hagenau/Elsaß,
gef. 3. September 1918 in Bussy.

Schloß V., 31. Januar 1916.

Ihr lebt gewiß in ungemütlicher Spannung, was die gegenwärtige Gewitterschwüle uns im kommenden Monat wohl bringen mag. Ob endlich das letzte große Ringen kommt? Man sollte es meinen. Aber sicher ist's nicht. Wir haben gelernt, auch Rückschläge und Enttäuschungen geduldig zu ertragen. Wenn Ihr daheim nur nicht murrt oder jammert, wir hier draußen sind das Entbehren gewöhnt und geben nicht nach, bevor das grausame Spiel siegreich zu Ende geführt ist. — Weil wir gleich anfangs so viel, viel mehr gelitten und erlebt als Ihr, stehen wir sozusagen fast jenseits von Neid und Schmerz. Und haben das Leben doch mindestens so lieb wie Ihr. Ja, wir wissen es jetzt erst richtig zu schätzen.

C., 24. April 1916.

Wie das wilde Völkerringen nur enden mag? Das mitzuerleben, ist mein größter Wunsch. Vielleicht sind die meisten — die, denen der Krieg nicht bis ins Mark gegriffen, die er nicht im Innersten gerüttelt und geschüttelt — verdrießlich und enttäuscht. Wer sein Leben tausendfach preisgeboten und es immer wieder neu zum Geschenk erhielt, weiß erst des Lebens Güter recht zu schätzen. Nie hab' ich das stärker empfunden, als nach der Herbstschlacht in Barbière. Ein Blinder, dem das Augenlicht wiedergegeben ist, kann sich kaum so freuen wie ich damals. Nicht lange hielt das an: Zurück, die Kameraden warten auf dich! Und mit der Rückkehr mußt' ich gleich die Hoffnung wieder nach der Heimat senden: verwahrt sie wohl, bis ich sie einst — vielleicht — mir wieder holen darf. Hier kann ich sie nicht brauchen, will ich ein leidlich guter Kämpfer sein. Ich sehe es täglich: sie füttert die Feigheit und schwächt unseren Mut. — Ihr sagt dagegen: Ja, wenn Ihr die Hoffnung auf glückliche Heimkehr nicht habt, was hält denn dann Euern Mut? — Versteht mich nicht falsch: jeder einzelne von uns muß vollständig abgeschlossen haben, und nur die eine Hoffnung, der eine Glaube, die eine Überzeugung darf in ihm glühen: Du kämpfst nicht um dein Lebensglück, nein, um das der Deinen, um den Sieg deines Landes....

... War die Karwoche regnerisch, so erfreute uns gestern das sonnigste Osterwetter. Wir schwerfälligen Kellerasseln krochen blinzelnd ans Licht und hatten Lust, wie Stallpferde vor Freude zu wiehern. Wohlig warm rieselte das über Gesicht und Rücken — wir rochen den Mai! Vernünftigerweise hatte der Feind unsere Absicht, ihn an diesem Frühlingstage nicht zu belästigen, wohlwollend aufgefaßt, und so ließ er uns ebenso in Ruhe. Das war recht angenehm: so konnten wir seit langer, langer Zeit mal wieder draußen Kaffee trinken: freilich immer mit dem unangenehmen Gedanken, in der nächsten Minute «gelebt zu haben». Zwar war der Kellereingang direkt neben uns, aber eine französische Granate pflegt schneller 3 bis 4 km zurückzulegen, als ein Mensch 12 Stufen hinunterklettern kann. Wir waren aber von der Ehrlichkeit der Franzosen so fest überzeugt, daß wir uns schließlich 3 Stunden lang mit einer sehr interessanten Schachpartie beschäftigten.

C., 15. Juni 1916.

Es ist ein wunderbares Hochgefühl, mit einer fast 300 Mann starken Kompanie im Bataillonsverbande nachts ins Ungewisse

zu wandern. Ob sie nun ein lustiges oder trauriges Marschlied singen, ob die Spielleute einen kernigen Marsch zum Besten geben, um die ganz Müden noch mitzuschleifen oder ob jeder still seinen Gedanken und Träumen nachhängt — in solchen Nächten keimt und wächst in dem Herzen des Kompanieführers starker Stolz und heiße Liebe zur Kompanie. — Das könnt Ihr nicht verstehen. — Es ist meine zweite Heimat! — Meine tapfere 12te!

Q. B., 1. Juli 1916.

Ich kann mir kaum denken, daß man uns nicht auch brauchen und holen sollte. Klingt es nicht unbegreiflich? Ich brenne darauf! Ja, und wenn ich dann wieder all die frischen, jungmutigen Knabengesichter zwischen den alten abgestumpften Champagnekriegern sehe, dann quillt wieder heißes Mitleid in mir auf. Auch Ihr? Daß dieser wilde Orkan nicht nur so manch wackeren Sämann, sondern auch so viel lebendige Frucht dahinrafft und vernichtet. Wer bleibt, die Felder unserer Saat einst würdig zu bestellen? — Wenn ich die roten Mohnfelder sehe, das üppige, prunkende Unkraut, dann muß ich daran denken, wie daheim und hinter der Front Gewinnsucht und Sünde schamlos in die Halme schießt und die edelsten Werte im Keime erstickt! Wie deutlich spüre ich die ernüchternde Wirkung, die meine Urlauber aus der Heimat mitbringen. Immer weniger erscheint ihnen das Große groß, das Kleine klein. Ob ich mich täusche? Vielleicht offenbart erst die Schlacht wieder so manches, das jetzt ihr Herz nur scheu verbirgt?

B., 31. August 1916.

. . . Mit dem Urlaub sieht es natürlich jetzt recht trübe aus, — aber offen gestanden, ich hätte doch keine Ruhe und Freude zu Haus, wo wir jeden Augenblick eingesetzt werden können und meine Leute lieber mit mir als mit einem anderen ins Gefecht gehen.
Die gute Minderheit daheim, die klar ihr edles Ziel vor Augen hat, darf nicht müde werden, die laue, jammernde Mehrheit durch Tat und Rat zu stützen und zu stärken. Es tut mir sehr wohl, vor meinen Leuten etwas kurz und militärisch zwar, aber doch in leicht faßlicher Form öfters darauf hinweisen zu können,

daß Deutschlands Zukunft von unserer Willensstärke zum größten Teil abhängt. Es gibt gegenwärtig wohl wenig Berufe, die edler und lohnender sind, als Kompanieführer einer Frontkompanie zu sein. Ich danke dem Schicksal dafür.

S., 13. September 1916.

Diese Fahrt durch Galizien wird mir ewig unvergeßlich bleiben. War in Deutschland die Begeisterung zumal am Rhein, in Thüringen und in Sachsen, das Winken und Tücherschwenken für uns stumpf gewordene Maulwürfe ein Labsal sondergleichen, so löste das farbenprächtige Nomadenleben der armen Flüchtlinge und vom Heim und Hof Vertriebenen bald eine seltsame Mischung von Gefühlen in uns aus. Das Lachen und Weinen lag so nahe beieinander, wie ich es kaum für möglich gehalten. Ich mußte meine Leute mit Gewalt davon zurückhalten, daß sie nicht ihre ganze Brotration den Hunderten von Kindern aus dem Fenster zuwarfen, die mit dem Zuge barfuß auf spitzen Steinen um die Wette liefen. Und wenn dann so ein Knirps von sechs Jahren voll Leidenschaft und Inbrunst an dem eroberten Zigarettenstummel lutscht oder «Hail und Sieg, Daitschland» schreit, dann gibt es ein Lachen ohne Ende.

Br., 19. September 1916.

Ob Ihr die Grausamkeit des Krieges so ahnen könnt, wie wir sie jetzt wieder täglich erleben und erdulden müssen? Freunde, die von Anfang des Krieges an alles, Leid und Freude, mit mir teilten, nun neben sich sterben sehen zu müssen, das ist das Härteste bei unserem rauhen, furchtbaren Handwerk.

S., 20. November 1916.

Ob Dich dieser Gruß erreicht, weiß ich nicht. Ich hoffe es dennoch. Wir fristen, bis zum Leib im Lehm, die meisten ohne Stiefel, unser armseliges, stolzes Leben in Granattrichtern und zertrümmerten Unterständen. Es ist wirklich die Hölle. Am 18. früh, als es noch hart gefroren war, hatten uns die Engländer umzingelt. Durch energischen Gegenstoß jagten wir sie wieder zurück und befreiten viele von unseren Leuten, die schon gefangen waren. Ich holte mir bei dem langen Laufen wahrscheinlich einen Knacks an der Lunge. Habe starke stechende

Schmerzen auf der rechten Brustseite, nur wenig Fieber, keinen Husten. Aber bevor wir hier herausgezogen werden, gehe ich nicht zurück. Ich kann meine Leute nicht im Stich lassen: sie würden irre an mir.

B., 28. November 1916.

Die Kompanie ist heute Mittag wieder nach vier Tagen in Stellung gerückt; es kostete mich wirklich eine starke Überwindung, als ich sie nach einer kurzen Ansprache wieder ins Verderben schicken mußte, ohne selbst dabei sein zu dürfen. Ja: Dürfen! Es mag unwahrscheinlich, unnatürlich klingen, aber es ist so. Jedes Wort, das ich ihnen sagte von Ehre und Treue, von Eid und Selbstüberwindung, es klang mir so hohl und so schal und fade, als ob ich Worte plapperte, die ich selbst nicht glaubte. — Wenn Ihr nur eine leise Ahnung hättet, was die da draußen für ihr Vaterland leiden und entbehren, jede kleinste selbstsüchtige Regung, jeder eitle Gedanke müßte sich vor Scham und Reue verstecken und verkriechen bis in die tiefste, geheimste Falte Eurer Herzen. Ich meine nicht Euch persönlich, ich meine alle diejenigen, die ohne Todesgefahr, ohne tierischen Hunger, ohne brennenden Durst, ohne größte körperliche Anstrengungen ihr Leben leben können. Es gehört nicht mehr einfacher Heroismus dazu, all das Furchtbare geduldig zu ertragen, nein, ich habe das Gefühl, meine Leute wachsen da vorn über sich selbst hinaus. Wenn Ihr mit ansehen müßtet, wie sie gierig das schmutzig-blutige Lehmwasser aus den Granattrichtern schlürfen, nachdem sie vorher tote Kameraden oder Engländer erst daraus geworfen haben, wenn Ihr es nur eine Stunde durchleben solltet, wie einem zumute ist, wenn er verwundet, bis zum Hals im Schlamm und Wasser, um Hilfe schreit, ohne daß Kameraden ihm helfen können, Euch faßte wie mich das Grauen.

*

U n b e k a n n t,
gef. 13. Oktober 1916.

10. Oktober 1916.

Gestern früh 3 Uhr bin ich hier angelangt. Auf wie lange, weiß niemand. Man sitzt hier dauernd auf dem Sprunge, namentlich

in solch brenzligen Tagen. Ich war 6 Tage in Stellung bei Chaulnes, das in Grund und Boden geschossen ist. Sie haben schon viele Kriegsgreuel gesehen; aber ich glaube, noch nicht dieses hier. Täglich herrschte rasendes Feuer, größtenteils schwerster Kaliber. Ein einziges Dröhnen der Erde, ein stetes Schwanken der rauch- und gasgeschwängerten Atmosphäre. Mit einem Worte: viehisch! Gegen Abend war immer höchste Alarmbereitschaft, doch wurde der feindliche Angriff durch rechtzeitiges Einsetzen unseres Sperrfeuers im Keime erstickt. Günstig für uns war auch die regnerische, trübe Witterung, die keine Beobachtung durch Flieger und Ballons ermöglichte. Heute ist leider wieder sonniges Wetter eingetreten. Schon steigert sich auch das Feuer. Es hört sich aus der Ferne an wie das Stampfen einer Maschine, die die Erde und in ihr hausende Menschen zu einer Masse zermahlt, — dann wie das wütende Brüllen eines Stieres, der sich vergeblich den Kopf an einer Mauer einrennt. Von größerer Nähe klingt's wie Durcheinanderpoltern hölzerner Kegel.

Die armen Toten, die keine ruhige Stätte erhalten können. In mondfahler, regenschauernder Nacht haben wir sie hinter der Feuerlinie bestattet. Die Stahlhelme der Schaufelnden blinkten hastig auf und nieder, denn dauernd umheulten uns Granaten und Schrapnells. In kurzer Zeit, wenn auch das schlichte Holzkreuz weggeschossen ist, wird niemand mehr die Stätte erkennen, wo die Guten ruhen.

Man kommt hier allmählich zu der Überzeugung, daß der Mensch rein nichts ist. Man lernt das Leben buchstäblich verachten. Das gibt einem denn auch die nötige Ruhe, dem schaurigen Tode da vorn gefaßt entgegenzutreten. Tod ist ja auch nicht das Schrecklichste; das ist vielmehr schwere Verwundung, die einem nicht gestattet, sich in Sicherheit zu bringen, so daß man im Schlamm elend umkommt, wie es Anfang September hier Hunderten ergangen ist. Nur davor möchte ich bewahrt bleiben, das andere ist alles eins . . .

(Unvollendet.)

*

Camillo Hahmann,

geb. 15. Oktober 1892 in Plauen b. Dresden,
gest. 24. November 1918 im Kloster Val de grace bei Paris in französischer Gefangenschaft

Im Felde (Somme), 7. Oktober 1916.

Stumpf und müde trotten wir in der Kolonne dahin, bleich mit entstellten, verzerrten Gesichtern. — Schwere Tage liegen hinter uns. — Die große Zahl der alten Kameraden — wo sind sie? Viele haben ihr Leben lassen müssen, viele sind verwundet, leichter oder schwer. — Langsam fangen sich die Gedanken an zu sammeln, und alle die durchbangten Stunden ziehen wieder an unserm Geiste vorüber. Werden sie jemals wieder getilgt werden können, diese schrecklichen Eindrücke? Wir haben uns weiter gearbeitet, es muß gehen, denn wir sollen ja in einen Ruheort weit hinter der Front, fern dem nervenzermürbenden Trommelfeuer. —

— Musik! — Der Kopf hebt sich, und sacht versucht der Geist die Melodien zu erfassen. Welch Tröster ist die Musik für den, der sie so von Herzen zu verstehen vermag. Doch auch all den abgekämpften Kameraden, die wohl sonst nicht viel von Musik halten, entfuhr es wie eine Erlösung: «Musik!» Ein anderer Geist lebte plötzlich in uns, wenn auch noch keine Heiterkeit aufkommen konnte, so wurde doch schon hier und da geplaudert. — Ist es Täuschung, ist's Wahrheit? Mir stockt der Atem, ja, es ist's — das Schubertsche Ave Maria! Ganz versunken in die Schönheit der Weise, lausche ich den nun ganz nahen Klängen und merke kaum, daß mein Nebenmann mich anstößt, ob ich denn gar nichts höre! «Freilich» — Musik tönt, Harmonien, die ich selbst so oft mit meiner lieben Mutter daheim gespielt. Gerade bogen wir in grünes Gelände ein. Am Wege des idyllischen Platzes, der Heiland das wunde, müde Haupt uns zugewandt. Das hehre Gesicht schien mir heute so unendlich traurig, so mitleidsvoll, als wollte es sagen: Ihr armen, müden Kämpfer, wie schwer habt ihr leiden müssen, zieht nun ein zur Ruhe.

*

Viktor Prütz,

geb. 14. Oktober 1895 in Neustrelitz,
gef. 28. September 1918 bei Piennes.

Feldstellung, 9. Oktober 1916.

Mein Leben gehört jetzt dem Vaterland, meine Arbeit meinen Soldaten und meinen Lieben allen daheim, die sich mir mit ihrer Sorge, mit ihrem Leid und ihrer Freude als Freunde anbieten — und derer sind viele. Ihre Freundschaft ist mir ein köstlicher Besitz, der mir über manchen trüben Tag hinweghilft, das weißt Du alles längst. Warum erinnerst Du mich daran, daß mich hier draußen täglich Gefahr und Tod umgibt? Ist der Tod etwas so Arges, kann ein Tod für eine herrliche Sache schwer sein? Vielleicht mag es so sein, daß uns das Leben versöhnen kann. Ich will Dir Deine Anschauung nicht abstreiten. Aber ich glaube, daß es wohl Menschen gibt, die nur der Tod mit dem Leben versöhnt. Wie könnten sonst die Tausende hier mit uns im gleichen Schritt marschieren, in Reih und Glied mit uns kämpfen, wenn sie mit dem quälenden Gedanken einhergingen, daß sie die Kugel erreichen könnte, ehe sie die Versöhnung gefunden hätten? Das Leben für die Brüder geben ist doch die größte Liebe, und der Tod ist Erlösung und Sieg — und ich meine, daß wir hier draußen am besten Gelegenheit haben, darüber zu denken. — Es ist wohl so, daß man nichts Außergewöhnliches zu tun braucht, um «auf Gottes Wegen zu wandeln», daß man stille warten muß, bis einem die tiefere Erkenntnis gegeben wird. Und so soll alles hier draußen nichts Außergewöhnliches sein, sondern eine Pflicht, ein stilles Tun und Warten, und es ist nicht alles ein Opfern, wie man meint, denn ein Opfer kann man nicht «gerne» bringen, ein Opfer ist nur, was man mit Schmerzen gibt.

Feldstellung, 27. Oktober 1916.

Als es heute Tag wurde, als langsam das Licht heraufgekrochen kam, drüben hinter den Bergen auf der anderen Seite der Ebene, stand ich oben auf der Kuppe des Berges in den schmutzigen Gräben mit den stacheligen Hindernisreihen davor und schaute weit — weit dorthin, wo W. jetzt ist, und wo liebe Menschen

wohnen. Vor mir lag die Kette des Berner Oberlandes mit den vereisten Spitzen und Zacken. Einmal war drüben am Hartmannsweilerkopf ein Handgranatengefecht, sonst war alles still. — Meine Meinung ist, daß es an uns zumeist liegt, wenn andere uns nicht «verstehen». Von dem Grundsatz bin ich öfters ausgegangen. Dann aber merkte ich bald, daß es noch zwei Dinge seien, die sich uns feindlich als Dornen in den Weg stellen, wenn wir das sonnige deutsche Märchenland suchen: Das ist die Undankbarkeit. Die Unehrlichkeit gegen sich selbst: Die «Kameraden», Mitmenschen oder wie man sie sonst nennen will, die Geschöpfe, die oft nichts weiter als die Uniform mit uns gemein haben — sie wollen nicht, daß man bei allem mit Leib und Seele dabei ist. Sie wollen nicht, daß man sich «übermäßig» begeistert. Sie behaupten, man sei Pessimist, wenn man die Dinge einmal beim rechten Namen nennt, sie können es nicht verstehen, wenn an trüben Tagen auch die Seele ihren Nebelmantel anzieht, und daß man an frohen Tagen wie ein Maikäfer strahlt. Sie wollen es einfach nicht, daß man ehrlich gegen sich selbst ist. Man soll stets lachen, auch wenn es nur ein übermütiges Stammtischlachen ist, und stets an nichts denken, dabei aber ein geistreiches Gesicht machen. Zu allen sagen wir gewöhnlich «sie verstehen uns nicht». Das Trübe in unserm Leben kommt meist daher, daß man die Sonne allzu leicht vergißt, wenn sie einmal irgendwo im Weltenraum hinter Nebeln und Dunst verschwunden ist. Und dabei wissen wir doch genau, daß sie noch da ist. Ähnlich geht es mit unserm Leben: man möchte es tausendmal wegwerfen, aber nur, weil einmal die Seele matt ist und das Leben gering erscheint. Und doch hängt man meist, nicht immer im Augenblicke der Gefahr, an seinem Leben wie ein kleines Kind, das einen glänzenden Stein nicht hergeben will. Ob unsere Kräfte für die Friedensarbeit ausreichen, erscheint uns manchmal zweifelhaft. Und doch sehnen wir uns alle nach einer gesunden Heimkehr und wünschen sie. Aber es sind die Besten, die hier draußen starben.

*

Emil Kirchhausen,
geb. 2. April 1896 in Krefeld,
gef. 9. Dezember 1916 Vacheronville.

In Feindesland, 9. Dezember 1916.

Hier wird Hoffmanns Erzählungen gespielt, aber mit detonationsartigem Schlußakkord in sämtlichen Tönen. Das Böse dabei ist, daß manche Menschen bei dem Hoffmannschen Schleifwalzer gelegentlich bis zum Petrus walzen. Man sollte bald sagen, da oben müßte doch kein Platz mehr sein bei solch einem Massenandrang. Gucke schon manchmal nach oben, ob die Leiter nicht durchknickt, wo die alle dran heraufklettern. Herzlichen Gruß, Dein Freund.

*

Heino Gäfgen,
geb. 8. Dezember 1896 in Wiesbaden,

Schießschule Beverloo, den 5. November 1916.

Am Zuge auf- und abgehend hatte ich Gelegenheit, einen Leutnant zu sehen, dem auch vom Schicksal bestimmt ist, hinauszugehen ins Feld und von seiner Braut Abschied zu nehmen. Dieses harmonische Leuchten der suchenden Augen, dieses aus einem tiefen Innern quellende Sprechen, diese gegenseitige, sprachlose, stumme Verehrung. Dann ein schwaches Anziehen des Zuges, ein fester Kuß, noch einmal ein frommer Wunsch und — geschieden. Noch nie habe ich ein so liebes Scheiden gesehen. Er: unbeweglich mit stolzem Auge. Stolz auf sie. Sie: die Liebe in reinster und wahrster Ausprägung. Nie werde ich vor meinen Augen verschwinden sehen, wie dieses Mädchen noch mindestens fünfhundert Meter neben dem Zuge ging, immer noch einmal hoffend, eine Hand greifen zu können, eine Wohltat, die der rascher fahrende Zug nicht erlaubte. Und die Unmöglichkeit einsehend — eine Kußhand, daß ich dachte, sie selbst zu verspüren, und — Kehrt Marsch.

*

Albert Nerivck, unbekannt.

Karpathen, 26. November 1916.

Teihle ihnen hir durch mit das ich immer Gesund bin was ich auch von ihnen hoffe. Ich habe ihr liebes Paketchen mit Tausend Freuden erhalten, meinen innigsten Dank dafür. Wir sind vier Brüder im Felde und einer schon über ein Jahr Tod. Das ist auch sehr schwer für eine Mutter, ihre Kinder alle im Kriege zu haben. Wie wir noch alle klein waren und sich nicht helfen konnten, da mußte mein liebstes Mütterchen sich quelen und sorgen, das wir durchkamen, denn der Vater war tot. Das ist keine kleine Arbeit für eine Mutter, sechs kleine Kinder zu ernähren, und jezt da wir groß sind und die Mutter alt und schwach, da müssen wir sie allein lassen. Ich möchte wenn ich mich so bedenke, rein am Leben verzweifeln, es ist rein nichts dazu zu machen. Wenn ich erst zu Hause komme, so werde ich ihr mit doppelter liebe umgeben und ihr für alles entschädigen, was sie so lange entbehren mußte.

*

Johann Willamowski, unbekannt.

23. November 1916.

Den dritten Winter bringe ich nun im Schützengraben zu. Den russischen Winter kenne ich, und wieder zieht er heran mit Eis und Schnee, mit Regenschauern und bitterer Kälte, die das Blut in den Adern erstarren macht, die Sümpfe und Seen bis auf den Grund gefrieren und die Rinde der Bäume krachend zerspringen läßt. Doch unentwegt hält der deutsche Landsturm aus. Er weiß, es geht ums liebe Vaterland, um die Heimat, um Haus und Herd, um Weib und Kind, um alles, was lieb und teuer ist. Mit verbissenem Ingrimm halten wir die Wacht im Osten, hoffend, daß doch endlich der Tag erscheinen wird, der wieder schmückt mit blühendem Kranz die Erde, daß der Tag erscheinen wird, da wieder Frieden und Gerechtigkeit einander grüßen werden auf den Straßen. Der Glaube, die Hoffnung sind es, die uns immer wieder Kraft und Mut verleihen, bis ans Ende, ans siegreiche Ende.

Wir halten die Wache. Wachen die zu Hause auch? Wenn man die Urlauber hört, muß man zu der Ansicht kommen, daß das deutsche Volk eingeschlafen ist, eingeschlafen trotz des Kriegsgetümmels, trotz des Waffenlärms, trotz des Trommelfeuers, trotz des Schlachtendonnerwetters. Das Volk hat sich an den Kriegslärm gewöhnt, wie der Müller an das Geklapper seiner Mühle und das tosende Brausen des Mühlenbaches. Wenn in der ersten Kriegszeit ein Feldgrauer sich zeigte, dann kamen ihm auch Fremde mit Weinen und Lachen entgegen, heute aber schieben sie sich an ihm vorbei, als sei etwas Kaltes, Fremdes dazwischen getreten. Überströmt von Blut und Tränen ist die Menschenwelt wie noch nie, solange die Erde besteht. Wir liegen im Schützengraben, die aber in der Heimat sitzen da, schelten über die Könige und alle Obrigkeit, über die Feldgrauen, die nicht schnell genug siegen, über die «ganze verfluchte Wirtschaft» ringsumher. Woher sollen wir die Kraft nehmen, wenn die Verbindung fehlt zwischen Heimat und Heer? Deutsches Volk, wache auf!

*

Friedrich Franz Blanck,
geb. 11. Dezember 1892 in Hermannshagen/Meckl.-Schwerin,
gef. 27. August 1918 bei Mory.

Schützengraben, 19. November 1916.

Ich habe viel Zeit, was kann ich da Besseres tun, als an Dich und alle Lieben denken und Dir schreiben. Freilich Neuigkeiten weiß ich nicht zu erzählen. Einförmig wie das Kleid ist auch der ernste Beruf des Soldaten. Angriff — Abwehr, Abwehr — Angriff, Postenstehen und Kontrollieren. Einundzwanzig Tage hocken wir nun im finsteren Stollen; er dröhnt und zittert, wenn die Granaten und Minen rechts und links und gerade ihm aufs Haupt platzen. Mir leuchtet die flackernde Kerze, oder ich sitze aus Not im Dunkeln. Morgen geht's weiter zurück, ein paar Tage vielleicht noch weiter. Schließlich bleibt immer der einförmige Krieg — düster — arm an Geselligkeit. Werde ich nicht bald vierundzwanzig Jahre? Wäre ich nicht doch ein anderer ohne den Krieg? Examina; hätte ich sie bestanden, wäre

ich Doktor und Licentiat und reckte mich ohne Ermüdung nach immer höheren geistigen und persönlichen Vorbildern. Wie wenig kann der Mensch in dieser Zeit sein Schicksal meistern! Doch ich gebe mich nicht auf, und so bin ich noch stark und jung. Du brauchst Dich nicht um den zu sorgen, der Dich innigst grüßt.

*

Max Theuermeister,
geb. 4. Mai 1884 in Medewitzsch.

19. November 1916. Westen.

Drei Stunden sind wir marschiert, wo wir hinsollten. Um drei Uhr früh, da hatten wir den schweren Weg hinter uns, da stiegen wir ins Loch hinein. Die Stellung, wo wir jetzt sind, ist vor dem Dorfe T. Ein Trümmerhaufen, die Häuser stehen manche auf dem Kopf, ineinandergestürzt, zerperstet wie eine Eierschale, Granatloch — Loch an Loch von allen Kalibers und Stunden lang über freies Gelände kein Laufgraben, kein Stellungsgraben. Ach, so eine Stellung hab ich noch nicht mit durchgemacht, da hat man in einem Loch gekauert, kein Platz, nur ein Granatloch, waren immer drei Mann. Da haben wir vier Tage zugebracht, eine richtige Strafe, wenn man so kauert, immer in die Knie und das Gesäß, kann ich nicht schildern, schreckliche Tage, wenn man kein Bein gerad machen kann und obendrein darf man sich nicht sehen lassen wegen den verdammten Fliegern. Die sind so frech, die Englischen, die würden landen und uns aus dem Loch holen, weil der Feind uns überlegen ist. Am 5. Oktober 1916 war hier ein Großkampftag, die Stellung ist zurückgenommen worden. Ach, war das eine böse Zeit, gefroren hat man. Vorgestern früh schneite es, und aus dem Schneewetter wurde Regenwetter, dazu ein Sturm. Die Granatlöcher rutschten ein, und die Schmiere, es graut einem wieder, und heute früh wurden wir abgelöst. Wie ist's da einem zu Gemüt, ich kann es nicht schildern. Ich habe das Gefühl, daß man zermürbt wird, daß man zuletzt auch zusammenrutscht wie ein Granatloch.

*

Hans Kirchmayr,
geb. 31. Dezember 1893 in Schauersfreiling, Bez. Linz, Oberösterreich.

18. April 1916.

Heut früh heult der Sturm fort. Von den Bergen rings taucht bald der eine, bald der andere aus den Wolkenfetzen. Der Wind ist nicht sehr kalt, aber die Leute, die in den Schneekavernen schliefen, drängen sich zur Marodenvisite, die ein Fähnrich abhält. Einen bringen sie herein, von dem sie nicht wissen, was ihm fehlt. Er stiert vor sich hin, spricht nicht mehr — er wird hingelegt, und als er zur Untersuchung an die Reihe kommt, ist er tot. Ein kurzes Erstaunen in der Hütte und niemand spricht mehr davon — wortlos wird er hinausgetragen, damit Platz für einen Mann von meinem Zug wird, den sie auch herunterführen, weil er nicht mehr gehen kann. Gestern hatte er Blutspucken, aber der Fähnrich meinte, er solle hierbleiben. Heut muß er hinuntergeschafft werden — wenn der Sanitätsschlitten kommt. Gestern ging einer von meinen Leuten mit erfrorenen Zehen weg. Gestern, — ja, wenn jeder Tag so wäre! Zu Mittag liefen wir alle im Hemd Schi auf dem Gletscher — es war geradezu heiß, und alle sind schon rotbraun im Gesicht. — Die Menage bekommen wir höchst unregelmäßig, weil alles Holz natürlich heraufgetragen werden muß. Jetzt z. B. ist kein Stückchen hier. Eine Reserveportion haben die Leute bereits gegessen. Alles, alles fehlt, ist nicht zu bekommen, und doch muß es gehen. Ein Leben! Gegen Mittag kommt Franzelin und etwas später Müller mit dem zweiten Zug, ganz erschöpft. Sie mußten im Schneesturm marschieren. Zum Glück geht die Abteilung Schwabi sofort weg, so wird Platz. — Später steigt, einer hinterm andern, die zweite Halbkompanie herauf. Ein paar Leute der Bereitschaft haben etwas früher angefangen, neue Schneelöcher auszuheben. Die von der zweiten müssen sofort mithelfen. Aber viele wollen nicht einsehen, daß sie sich im Schnee verkriechen müssen vor dem schneidenden Wind — sie stehen gedrängt vor der Tür unserer Baracke und meinen, sie werden hineinkommen. Aber sie ist ohnehin schon ganz voll — nur die Maroden haben ein Recht, hier zu schlafen. — Die scheinbar einfachsten Dinge, wie das Zutragen der Menage zu

den entfernteren Stellungen, sind schwierig, wenn überhaupt nicht durchführbar. Die Mittagsmenage ist ungefähr — wenn's gut geht — neun Uhr abends, weil das Zerschmelzen des Schnees so lang dauert. Frei kann das Feuer nicht brennen, und im Zeltblattgerüst raucht's fürchterlich. Das Holz ist knapp, jedes Scheit wird gezählt. Meinen Leuten konnte ich das Essen zustellen — da schmeckt's einem selber doppelt . . . Von 12 bis 2 hatte ich Nachtdienst. Es war nicht sehr kalt und kein ständiger Wind, sondern nur einzelne Stöße. Der Gletscher halb im Mondlicht, halb übernebelt — die Silhouetten der Spitzen bald geisterhaft blaß, bald unheimlich dunkel, dabei wie durchsichtig und silberrandumflossen — eine Schönheit, von der man schauernd abgestoßen, statt angezogen wird. Das weite weiße Feld wird mit dem Feldstecher abgesucht — ein Augenblick fern draußen unsere Patrull und schon wieder verweht. — Knall und Widerhall eines italienischen Schusses vom Kamm gegenüber — besonders wird die Lobbia alta beobachtet, wo die Alpini tags über so heftig arbeiten — dahinter soll ein Schibataillon stehen, das in einer Viertelstunde da sein kann. Eine leise Freude steigt auf an dieser eigenartigen Stellung: ohne Hindernis und Schützengraben, ein ungeheures Schußfeld, die großartige Umrahmung — aber sieh zurück: im grellen Licht die aufgeworfenen Brokken im Gletscherschnee, schwarz emporstarrende Gewehre und Bergstöcke — da liegen sie drunten, in den Gruben und Schächten, Menschen — und kein einziger ist mehr zu sehen von allen, die sich zur Wärme drängten . . . Ich steige hinunter zu einer dieser Höhlen und schlage das Zeltblatt zurück: «Nun, wie geht's Euch, habt Ihr sehr kalt?» «Daß man halt grad nicht erfriert!» «Na, wenigstens kann Euch der Wind nicht an.» — Meinen Leuten geht's schon besser. In der neuen Unterkunft steht ein Ofen, wir haben ein bißchen Holz zusammengebracht, und nun ist's ganz gemütlich — nur durch die Decke, die als Tür dient, bläst's ein bißchen. Dort sitze ich, plaudere mit denen, die das Feuer unterhalten und trinke Schneewasser. — Spät bringen sie einen Verwundeten, den die eigene Patrull angeschossen hat, durch beide Oberschenkel. Der Transport dieses einen ist schon eine Schwierigkeit — wie würde das nach einem Gefecht!? Ein Gedanke, den man lieber nicht ausdenkt. . . .

25. April 1916.

Von 1 Uhr früh an hatte ich Dienst. Gletschermorgen! Eine waagrechte, dunkle Wolkenwand verhüllte die Spitzen der Brentagruppe und ließ nur die untere Hälfte sehen. In den Scharten leuchtete helles Gelb. Vereinzelte und weit auseinanderliegende Kanten, auch von Bergen in unserer Nähe, schmückte Licht von jenem Licht; alle andere Schneewelt um mich war noch bläulichblaß. Die Gipfel tauchten nur die fernsten Berge in das Gold. Und dort durchdrang das Licht eine der halbverhüllten steilen Bergbreiten, die in ihrer ganzen Wucht und Schwere rosenzart durchsichtig herüberschimmerte und glitt verklärend weiter in ein Hochtal, daß alles wunderbare, ungeahnte Tiefe bekam, was sonst Fläche scheint. Niemand, das wußte ich, sah dies aus dem Tal; in hoher schweigender Einsamkeit feiern die Berge und das Licht ihr Fest. . . . Über den morgendämmerdunklen Taltrichter der Sarca geschah das; nun hin zum Beobachtungsposten gegen den Feind. Die Felsen, die die großen Wogen des Gletschers säumen, sind übersät von tausend kleinen weißen Flächen — Schneestaub, den der Sturm in jede Ritze trieb. — Auf der schlanken Pyramide der Lobbia alta schreitet der italienische Posten über die Spitze — hin und her, in seiner Vermummung gebeugt, die mit dem großen Fernglas deutlich als weißer Pelzmantel mit Kapuze zu erkennen ist. Ich lasse einen Posten hinüberschießen, aber er verschwindet nicht wie die auf Lavarone. Er fühlt sich wegen der weiten Entfernung ebenso sicher vor Gewehrschüssen wie wir. Einen Augenblick bleibt er stehen, dann nimmt er sein melancholisches Schreiten wieder auf. — Jetzt hob wieder ein wilder Schneesturm an; glücklicherweise weht's nur den Staub vom Boden auf und schneit nicht mehr. Aber die Hoffnung auf einen schönen Tag ist wieder zuschanden geworden. — Bis zum Abend war's trüb. Ich rannte auf den Crosson di Lares hinauf zur neuen Kaverne. Was diese elende Schneehütte, nach meinem Plan gebaut, für Befriedigung gewährt! Als ich herunterkam, konnte ich wenigstens tapfer essen, was uns der Major zurichtete. Wie ein Familienvater sitzt er unter uns auf der Pritsche im «ersten Stock», vor sich zwischen den Beinen einen riesigen Schinken in einer Kiste und schneidet mit Franzelins Bowiemesser für seine acht Offiziere — diesmal haben wir einen Rittmeister zu

Gast — Schnitten herunter, während ich die rote Kugel Edamer Käse verwalte. Schlecht geht's uns in dieser Hinsicht nicht, aber es ist zuviel. Unser Mediziner — er trägt einen malerischen Polenpelz — lockt mich vom Lager herab, — draußen sei's wunderschön. Und wirklich: das ist ein Gegenstück zum Morgen heute. — Die Berge um Lafraun sind lang und niedrig von Wolken umzogen, schwer mit Gewitterblau und trübem Rot getränkt. Düster und lichtlos tauchen daraus die weißen Rücken und Häupter. Auch die Brenta ist in aller Reliefschärfe frostig kalt, und das einzige Stück Frühling, das zu uns heraufblickt, das Tal von Pinzolo, hat sein frohes Grün an die Abendschatten verloren. Dafür tröstet die Sonne den Gletscher und seine Felsen, die keine Morgenstrahlen empfangen hatten. Rotes Gold füllt die reine Luft über dem märchenweißen Polarland, auf dem ein Widerschein der Himmelsröte liegt — es lodert an den Rändern der Wolken, die feierlich über die große Stille ziehen, und seltsam zeitlos heben sich die fernen Männergestalten des Feindes davon ab, die gebeugt wie frommergriffene Pilger über den Grat gehen. Kann es Haß geben in dieser Welt? — Mit sättigendem Gefallen hängt mein Blick an den schön bewegten Formen der Ortlergruppe; jetzt schiebt sich wie Brandqualm eine Wolkenmasse darüber — wo sie wegweht von den weißen Halden ins Abendleuchten, brennt es feurig rot — Schneeberge brennen? Ich verliere mich in das Wunder dieses eisigen Feuers.... Die turmschlanken Hörner unseres Grates funkeln empor — erlöschen wieder — und es singt ein anderer Berg leise das Abendsonnenlied.... Tiefste Lebensfreude betet in mir und versinkt friedvoll ins trautsinnende Ruhen unter den Kameraden in der Hütte....

11. Dezember 1916.

Schnee und Nässe empfing mich im Süden; durch weißbelastete Wälder und baumnackte, dickwellige Halden, von ungeheuren Nebelfahnen überweht, bin ich gewandert, das halbe Bataillon hinter mir her führend. Mit fünfzig marschmüden Männern stieg ich zuletzt steilste Hänge hinan, von schweren Nebeln umbraut, vor mir nur das erstickende Weiß der hohen Wände des Wegs. Und zwei Tage drückenden Schneefalls, unaufhörlich, bedrohend; gestern das erste Unglück: ein Mann

von einer Lawine über die Felsen geworfen. Glimmende Laterne im Schnee — zwei schwarze Züge begegnen sich: von oben einer: wir, von unten her: die Pioniere; sie bergen den Mann, einer läßt sich am Seil hinunter und holt ihn.... Tröstliche Arbeit, neugieriges Spähen und Rühren im unbekannten Land wurde gehemmt und getrübt durch den graulastenden Himmel und das böse, tückisch, stille Wehen von Flocken, Flocken.... Heut nacht, gegen Morgen, wachte ich auf, wandte den Kopf — er liegt dicht neben meinem schmalen, wagrechten Fenster — es war verweht, nur ein Eckchen bot noch Ausblick in wesenloses Weiß, in dem nichts als ein paar dunklere, sinnlose Punkte und Striche schwammen. Es bewirkt nicht mehr die hohe Erregung der Nerven wie das erstemal, als ich in solches Schneien und furchtbar schweigendes Gebirg kam — in den Dolomiten — Erfahrung strafft und beruhigt; nur die Melancholie des Duldens immer erneuter Fährde läßt nicht fröhlich werden, wendet den Blick zurück auf noch so nahes und doch schon unbegreifliches Glück, von dem ich geschieden. Nicht fern scheint es mir mehr, das Glück des Urlaubs — ich überwand die Täuschung von Raum und Zeit — und doch, es ist eine Wand zwischen uns, die trennt — aber darauf lodert, von aller vergangenen, gegenwärtigen Freude durchglüht, das Bild des Wiedersehns! Und selbst darauf legt sich das kalte Grau des nebelerfüllten Abgrundes, der hinter den Schneewällen vor meinem Fenster herunterstürzt. Aber plötzlich ist es nicht mehr leeres Nichts — Berge, tannenübersäte Hänge stehen dort, von gewaltigen, schädelflachen Kuppen überwölbt.... Über eine Weile ist der letzte Schleier von ihnen verflogen: der erste klare Tag bricht an! — Ich stieg hinauf auf die Spitze — Seespitz heißt sie zu deutsch — ich wußte, daß die vor uns von hier aus das Meer und Venedig gesehen. Erst staunte ich hinunter: Da drang braungrüne Ebene ein in unsere weißüberschütteten Berge; kein Schnee lag dort unten, Talwärme und Dorfbehaglichkeit, Kirchtürme und Straßen und viele schwärzlich starrende Weingärten. Kühner steigt und sucht das Fernglas — da sinkt es von den Augen: ist das — eine Kette runder, weißer Rauchwolken — ist das ein dahineilender Zug? Ja! Ja! Ergriffen sehe ich in Feindesland Bilder der Heimat, — vergangener Gegenwart.... Weiter hinaus. Wie die Züge fahren, quer und längshin... keiner

weiß, sieht den andern, aber ich sehe alle. Wo das Morgenrot das Gewölk aufgerissen, gießt sich Sonne auf die Ebene, die die Wolken trägt. Langsam schimmert sie auf in immer hellerem Grün; dunkel, dunkler tritt am Horizont eine Reihe unfaßbar großer, unverbundener Gebäude hervor, eine Kirche darunter — seltsam schwarz wie die dunklen Stellen auf den Lichtbildplatten; heller und heller glänzt der Saum der Ebene — ist das das Meer — das Venedig? Eine feine Rauchkette zieht an der Stadt vorbei — zieht darüber hinaus — die Bahn — nein, das kann Venedig nicht sein. Ich werde es nicht sehen. Vielleicht ist es nur das Wunder begnadeter Tage. — Nun ist das Licht herübergeschlichen, und wie es hinfließt unter die goldgekrönte Wolkenbank, erleuchtet es die Stadt und das Meer! Ich sehe, sehe, so klar, so scharf, so unbegreiflich nah und natürlich die Inseln hingestreckt im Band des Meeres, die Küste, der Wasserstreifen und dann der schwimmende, bläuliche Umriß Venedigs, ein langer, halb schattenflacher, halb körperlicher Streifen, fein und anmutig ausgezackt, überragt in der Mitte von einem höchsten Turm — dem Markusturm? Bald scheinen sich die Rundungen der Kuppeln, die Abstände der Bauten auszuprägen, bald glätten sie sich zur Silhouette — und plötzlich zerrinnt die darüber schwebende Wolkenbank und flockt in goldenem Gewimmel über der Stadt und dem Meer. Das Wasser wird goldgrau, über den Wolkenflammen öffnet sich der Himmel — er ist grün, so unbemerkt und doch so tief grün, als sei dies Grün alt geworden und nun von unsagbar inniger Reife. Langsam segeln zwei kleine Wolken heran, lichtviolett, und ziehen ehrfürchtig vorüber am grünen, offenen Himmel. Und immer wieder das freie klare Glück des breiten Meeres — ich habe das Meer gesehen, das Meer! Und die Inseln und die Stadt — und das große Ziel unseres Siegerwillens, ich habe es erkannt, das erstemal sichtbar die Größe unseres Krieges! O, wie es lockt, hinunterzusteigen, eilend, hastig sich mühend, vorwärts, vorwärts! —

Nirgends stampfte mein Fuß so voll tiefster Wonne, so voll kühnsten Trotzes den knirschenden Boden als droben — droben auf der Spitze, wenige Schritte jetzt über mir — und dann umkreiste ich sie, sah vorwärts, rückwärts und zur Seite — Neuland alles, endlich nicht mehr die alten, erinnerungsgriesgramen Berge um Trient! .... «Neuer Himmel und neue Erde» — Rings um uns ein Getümmel kühnster Berge, alle im strahlenden Weiß des Neuschnees, über alle Beschreibung mannigfach gegliedert, hinreißend in ihrer herrlichen Formbewegtheit. — Auf Spitzen und Graten entdeckt das Fernglas Unterstände, schwarze Männchen in den Schneegängen: unsere Soldaten, — marschierende Kolonnen auf kühnen, gewagten Wegen, in riesigen, völlig baumlosen Mulden Schipatrullen, einzelne Schiläufer — Drahtverhaue über Berg und Tal, reizende Häusergruppen, Seen, Bäche rauschen, die Züge in der Ebene tönen herauf, Lawinen rollen, — plötzlich ein vereinzelter Kanonenschuß, dessen Widerhall in die Ebene hinausgrollt, aber sonst tiefster Friede und Anbetung der überwältigenden Schönheit.

*

Karl Feit,
geb. 28. August 1878 in Brietzig.

Riga, den 9. Dezember 1916.

Ihre Zeitschriften richtig erhalten. Auf Ihre Anfrage, wie es mir geht, will ich auch dieselbe beantworten. Damit Sie orientiert sind, muß ich von Anfang der Krankheit an berichten. Wurde Mitte September krank, wollte mich aber nicht krank melden, schließlich mußte ich doch. Dieses geschah auf wunderbare Art und Weise. Der Herr Hauptmann kam jeden Tag und frug: «Na, mein lieber Feit, wie geht's?» Sagte dem Herrn Hauptmann, daß es schlechter würde. Da, in einer Nacht rief deutlich eine Stimme: «Geh, eile, rette Deine Seele, ehe es zu spät sein mag.» Sagte mir gleich, dieses kommt von oben. Folgte dieser Stimme und ging in's Lazarett. Da wurde mir gesagt, daß es die höchste Zeit sei, denn ich hätte die Ruhr im höchsten Grade. Wurde in wenigen Tagen dann so krank und schwach wie ein Kind. Vom 21. September bis 15. November habe ich im Feldlazarett 531 gelegen, ununterbrochen im Bett. Phantasiert und im Fieber, so lag ich da. War der Kränkste daselbst. Der Stabsarzt hatte keine Hoffnung mehr. In einer Nacht, da vernahm ich deutlich, daß der Tod kam, wie ein riesig starker Mann drückte er mich herunter; das Herz setzte aus, der Atem

streikte, wie lange das gedauert, weiß ich nicht. Mit einemmal wurde es lichthelle in meinem Innern, eine überirdische Energie kam über meinen Körper, richtete mich auf und schüttelte dies Erstarrende ab. Sehe dies als ein Wunder von oben.

*

G n o tz , unbekannt.

Frankreich, den 17. Dezember 1916.

Sitze jede Nacht acht Stunden auf vorgeschobenem Unteroffizierposten im Erdloch hart an der Somme in Schlamm und Wasser. Unsere Stellung selbst ist ja einigermaßen ruhig, das heißt augenblicklich. Aber unsere Zugangswege liegen viel unter Artilleriefeuer, da wir über Stege müssen, über Somme und Sumpfgebiet. Diese Stege sind von den wackeren Pionieren hergestellt und bis 500 m lang. So mancher mußte schon ein kühles Bad in der Somme nehmen. Unsere Artillerie ist hier der feindlichen weit überlegen. Na, hoffen wir alles Gute. Alles Anrennen unserer Gegner ist ja doch vergeblich. Wohl haben wir einen schweren Stand, aber durchlassen tun wir deutsche Soldaten sie nicht.
Für mich ist dies Fest nun ein besonders trauriges wegen meiner Familienverhältnisse. Sitzt doch daheim mein liebes Kind ohne Vater und Mutter. Die Mutter tot, der Vater im Felde, ja, es ist schwer, sehr schwer für mich diese Tage. Gern wäre ich zu Weihnachten auf Urlaub gewesen, aber der böse Krieg verbietet es. Ich tue meine Pflicht wie bisher.

*

H a n s D i e f e n b a c h e r ,
geb. 11. Dezember 1891 in Furtwangen,
gest. 25. Dezember 1930 in Königsbach.

Flandern, 30. Januar 1916.

Aus Euren Briefen spricht das Vertrauen zu uns. Wir lesen zwischen den Zeilen, wie inmitten all' der Not, die über unser liebes Vaterland hereingebrochen ist, doch unsere Heimat bewahrt bleiben konnte vor dem Furchtbarsten des Krieges, vor dem Einzug der Feinde. Ich sah mal in Middelkerke, wie eine englische Granate eine Frau mit einem Kind auf dem Arm in Stücke riß. Ich hätte weinen können vor Wut, ich, den ein Berg gefallener Männer kaum rührt. Denn die hatten ja die Waffe in der Hand und konnten sich wehren, und der Tod traf sie auf dem Felde der Ehre. Sie waren ja unser Stolz, die da lagen. Und aus Euren Zeilen spricht inmitten des Krieges der Friede der beschirmten Heimat.

Flandern, 8. Oktober 1916.

Die Menschen mit der Gasmaske auf dem Schädel, hineinwachsend in die Größe des Kampfes, mit der Größe der Aufgabe. Stunden für den Führer, wo er die Achtung, den Respekt der Mannschaften ins Ungemessene steigern kann; Stunden, in denen der Starke fühlen darf, wie das Vertrauen der Leute auf ihm sich aufbaut, wie sie durch ihn in Sieg und Tod gehen. Wem sollte sich da die Brust nicht mit Stolz füllen? Wenn ich in die Augen meiner «Alten» sehe, dann weiß ich, daß ich meine Aufgabe im Krieg erfüllt habe. Was kümmert mich heute noch die Kleinheit dummer Schwätzer in der Heimat? Es sind ihrer ja wenige, und was wir tun, wir tun's weder für sie noch für uns, der Geist des Vaterlandes ist es, den wir retten und erhalten wollen, der deutsche Geist, den nichts zu Boden treten soll. Wir haben ein großes, gewaltiges Reich von den Vätern übernommen; groß und gewaltig wollen wir es den Kindern übergeben, und wenn sie unser gedenken, wenn sie auf den Schulbänken von der Väter Taten erfahren dürfen, wenn ein heiliger Schauer sie erfaßt, dann muß auch in ihnen die Begeisterung glühen, und mit dem Verständnis muß die Dankbarkeit kommen für das, was heute getan. Noch ist Krieg und Kampf allenthalben und kein Ende ist abzusehen; ärger denn je toben Schlachten an allen Fronten; aber mit unserem deutschen Geist stehen wir heute genau so ungebrochen wie vor zwei Jahren: wir wollen siegen, und wir müssen und wir werden es.

Flandern, 13. Oktober 1916.

Bleigrau, ganz dicht über uns der Himmel: ein schwerer Regenhimmel, ein eben gleichmäßiges Grau der Wolken, ermüdend,

erdrückend in der Eintönigkeit der Farbe und alles grau: die Mauer der Sandsäcke, die zum Teil verrottet, geplatzt sind und aus denen sich der Dünensand drängt. Wie gefällte Riesen strecken da und dort Baumstümpfe ihre Stummel in die Höhe. Ab und zu ein gewaltiger Schutthaufen, ein Trümmerfeld, ein Chaos von zerfetzten Steinen, armselige Zeichen, daß hier mal ein friedliches Heim war, daß ein Gehöft stand, wo heute das Trümmerfeld. Der Name ist dem Ort geblieben, wenn auch kein Haus, kein Stein mehr auf dem andern steht. Und da bauen die Gedanken eine Brücke zwischen Gegenwart und Vergangenheit und das Herz fühlt in sich ein Bedauern, daß das alles nun so darniederliegt: Menschenhände haben hier in jahrelangem Mühen gebaut, haben dem Boden seine Frucht abgerungen, nun liegt alles wieder öde, zusammengerissen in kurzen Stunden, Granatloch und Minentrichter reihen sich aneinander und reden eine eigene Sprache von roher Gewalt. Unaufhörlich strömt der Regen von oben, still und stumm stehen die Leute auf ihrem Posten, die Pfeife, die Zigarre im Mund. Verwitterte Gesichter, aufeinandergepreßte Lippen, die Augen in weiter Ferne. Es geht dem dritten Winter zu, dem dritten Winter im Graben und noch kein Ende abzusehen. Wie eine leichte Müdigkeit liegt es über allen, über diesen stillen, stummen Gestalten; was sollen sie sich auch immer sagen? Im Herzen ruht die brennende Sehnsucht, die nach Erfüllung drängt; die haben sie alle, und doch ist jeder ein Baustein zu der eisernen Mauer bei uns hier draußen; drei Tage nur, da brach sich an uns der feindliche Sturmangriff in furchtbaren Stunden, die durchlebt sein müssen, und alle wissen's, vom ersten bis zum letzten Mann: Stärker, überlegener standen wir nie. So manche Lücke, so mancher Kamerad der — war —, zusammengepreßte Lippen, die Augen in weiter Ferne.

24. Dezember 1916.

Der letzte Tag war der tollste gewesen im ganzen Monat. Ein Feuermeer der Himmel, der Horizont. Wie Garben schießt das Mündungsfeuer in der Dunkelheit hoch, fließt zusammen mit dem hundert anderer Geschütze, und der Zyklon der Blitze, das zusammengeballte Blutmeer entfesselter Flammen, schlägt hoch in den Zenith. Pfeifend und zischend kommen die kleinen Kaliber

und metallen hell ist ihr Einschlag. Ein Stampfen, ein Dröhnen, ein Pusten in der Luft, als sausten da oben D-Züge, und das mischt sich alles zusammen zu dem, was das Trommelfeuer ausmacht. Das kann kein Wort schildern, kann kein Mensch malen; das weiß ja niemand als der Soldat, der in ihm liegt. Stumm schießt der Raketenschütze die lohenden Sterne von Graben zu Graben. Da weiß jeder, um was es sich handelt. Gegen die Brustwehr gepreßt, das Gewehr in den Fäusten, den Kopf über den Sandsäcken stehen sie und harren auf den Feind, auf den Tod, auf beide. Und packt sie nicht der Tod, dann werden sie den Tod schleudern, gleichviel —. Der Gegner kommt nicht, verhallend, langsam ersterbend, immer seltener heulen die Granaten. Da geh' ich in meinen Unterstand und verschlinge hungrig meine kalten Erbsen.
«Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.» Weihnachtsglocken, Weihnachtsklingen, Weihnachtswünsche. Ein edler reiner Wunsch aller und kann doch nicht erfüllt werden.

*

August Oberer,
geb. 27. August 1893 in Vaihingerhof, O. A. Rottweil/Neckar, gef. 11. Juni 1918 an der Somme.

26. Dezember 1916, Weihnachten im Schützengraben.
Man rechnete auf einen wiederholten Angriff über Weihnachten. Doch der Gegner wollte nichts mehr. Unsere Artillerie hat ihm den Mut gewaltig gekühlt. So stand ich also am heiligen Weihnachtsabend mit Handgranaten und Signalpatronen bewaffnet vier Stunden in dem mit Wasser und Schlamm bis an die Knöchel gefüllten Graben, meine Gedanken weit weg, die Augen forschend nach der Silhouette des feindlichen Grabens gerichtet. Da trat plötzlich um 12 Uhr ein feierlicher Moment ein. Aus der Stellung unserer Reserven tönte vierstimmiger Weihnachtsgesang. Singen in Gottes freier Natur wie im Frieden, in Wirklichkeit 60 m vor einem erbitterten Feind. War das möglich? Ich weiß von keiner solch erhebenden und feierlichen Stunde wie dieser. Nun getrauten sich auch einige Engländer, ein schönes Lied zu singen. Ach es war Friede mitten im Schlacht-

feld, Friede wie man ihn seit 2½ Jahren nicht mehr kannte. Weder ein Infanterieschuß noch Artillerie störte diese Friedensnacht. In Andacht versunken, standen wir im Graben und lauschten dem Gesang.

*

1917

F r i t z B r u n z l o w,
geb. 28. Juni 1897 in M.-Gladbach,
vermißt 20. Juli 1918 bei Reims.

16. Januar 1917.

Anliegende Karte als freundlichen Gruß von mir. Bei näherer Durchsicht Deines Briefes fühlte ich mich doch verpflichtet, Dir mal gehörig meine Meinung zu sagen.
Auf jeden Fall verbitte ich mir als Soldat, der 2½ Jahre vorm Feinde seine Pflicht getan hat, mir mit so einem Schreiben zu kommen. Von einem grünen Fuchs an einen Soldaten einen solchen Wisch zu schicken, ist eine Beleidigung.
«Ob ich diese Geschichte bald satt hätte?»
Diesen Krieg, in dem Millionen deutscher Männer ihr Bestes, ihr Blut hergeben, in dem Tausende von Existenzen zugrunde gerichtet werden und ohne Klagen alles fürs Vaterland hergeben, in dem das deutsche Volk seine herrlichste Wiedergeburt erlebt, diesen Krieg bezeichnest Du als «Geschichte». Schäme Dich!
«Satt» — Nein, satt haben wir diesen Krieg nicht. Sondern wir erhoffen bald den Frieden, der uns nach diesem Heldentum zukommt. Ein großes, in seinen Grenzen gefestigtes Deutschland, das einer friedensreichen, herrlichen Kulturentwicklung entgegensieht.
Die Unterbrechung in Deinem Berufe war Dir unbequem.
Was ist Dein Beruf?: daß Du Dich als Agrarier in die pessimistischsten Ideen vergräbst und das Geld, das ein Großonkel sich sauer erworben hat, verzehrst?
Was ist dies gegen die Leute von 48 Jahren, die Weib und Kind zu Hause ohne Geld hungernd zurücklassen mußten und doch freudig dem Vaterlande alles geben? Schäme Dich.

Daß Du Dich noch nicht mal freust, Weihnachten unter den neuen Kriegsgefährten zu feiern, dagegen will ich nichts sagen, da doch Weihnachten im deutschen elterlichen Hause das Schönste ist. Denk aber nur an viele Soldaten wie auch ich, die nun das dritte Kriegsweihnachten fern der Heimat feiern, deshalb sei ganz still.
Du redest von strammem Dienst 4½ Stunden täglich. Das ist doch nichts. Was leisten unsere Truppen seit 2½ Jahren? Was leisten unsere Leute im Schützengraben, was jetzt in Rumänien? Ich will es nicht näher erörtern. Sei nur still! «Möge der Geist von 1914 uns nie verloren gehen», sagt Hindenburg. Dein Wisch zeugt nicht von diesem Geist. Hoffentlich ist dieser nur einzig in seiner Art. Wenn unser neuer Jahrgang, der dem Feldheer neue Kraft verleihen soll, genau so denkt, dann «Armes Deutschland».
Bessere Dich und gehe in Dich mit Deinem Gewissen, daß nicht wieder solche Worte über Deinen Mund kommen. Laß Dir dies von einem Kameraden gesagt sein. Durchhalten und Siegen bis zum Frieden!

*

August Köhler,
geb. 13. Dezember 1873 in Kaltennordheim/Rhön,
gest. 10 April 1927 in Jena.

Brief an Ernst Haeckel.

Pillau, den 25. März 1917.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!
Ich befinde mich jetzt auf Fliegerwacht an der Ostsee. Eingegraben in den Dünen, gegen Fliegersicht gedeckt. Immer neben unseren Geschützen. Wir dürfen nie ausgehen, haben also täglich 24 Stunden Dienst, gemischt mit langer Weile.
Da werden oft Fragen gestellt über politische und wissenschaftliche Sachen, man kann doch nicht immer bloß militärische Angelegenheiten besprechen. Nun habe ich vor kurzem auch Sie, Herr Geheimrat, aufs Tapet gebracht. Drollig waren die Fragen und Antworten. — Zuerst ein Unteroffizier. «Haeckel? wartet mal, Haeckel? ja, der ist doch aus Berlin! Freilich

hab ich von dem gehört. Hat der nicht einen Fernsprecher erfunden?»
«Nein», sage ich, «aus Berlin ist er freilich gebürtig, einen Fernsprecher hat er aber nicht erfunden, sondern er ist ein Naturforscher».
«Jetzt weiß ich's», rief der Gefreite D., «der Affenprofessor. Aber der ist doch schon lange tot! Ich hab mal in einem Buche gelesen, der hat doch mit Darwin so ein Kompaniegeschäft gehabt. Die haben so verrücktes Zeug geschrieben, der Mensch stammte von Affen ab, und einen Gott gäbe es nicht. Nicht? Das war es doch? Hat denn jemand den Schwindel gelesen? Ich bin darüber eingeschlafen.»
Ein biederer Schwabe, Landsmann und Glaubensgenosse von Zimmermann: «Es isch ä Schand, daß Leut af dera Welt rumlafe, die unsern Herrgöttle das bißsche Dank nit gönne, was mern Suntägs gebe, und a noch den Mensche mit äm Vieh vergleiche, ä Schand isch's. I, wenn ich was ze sage hätt', 's Känzle tät i ihm verschlage, dem Kerl, dem saudumme, der gescheiter sei will wie unser Herrgott. Von dem darfscht nit verzähle, da hör ich nette zu. Oder bischt auch so einer, der unserm Herrgott aufgsagt hat? dann nimm die Knoche zusamme, die könscht manchmal nit wieder zesamme finde, wenn i sie dir verrisse hab.»
Ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, Landsturmrekrut wie ich, knüpfte daran einen Vortrag über das Wesen Gottes, seine unüberwindliche Liebe zu seinen Ebenbildern. Der wurde aber durch einen niedersächsischen Bauern aus der Lüneburger Heide unterbrochen: «Kamerad, du hast wohl noch keine Leichen im Schützengraben gesehen? Wenn da die Liebe Gottes ist, dann pfeif ich drauf. Ich glaube nicht, was mir Köhler erzählt hat, aber was du da zusammenrührst, ist eine Suppe, die ich auch nicht fresse. Daß die Menschen affenähnliche Gestalt haben, ist wahr, aber stammen tun sie nicht vom Affen, dann würden sich die Narren nicht gegenseitig abmurksen. Die Menschen stammen eher von Tigern, Hyänen und Mardern ab. Affen bringen sich nicht gegenseitig um.

*

Hans Sachs,
geb. 9. September 1890 in Grüsen, Kreis Frankenberg,
gef. 10. Mai 1917 vor Reims.

16. März 1917.

Wir stehen wiederum vor sehr schweren Stunden; aber diesmal schaue ich zuversichtlicher und siegesgewisser in die Zukunft, als einst vor der Dezemberschlacht vor Verdun. Das Hindenburgprogramm ist durchgeführt, wir sind gerüstet bis auf die Zähne. Viel teures Blut wird es noch kosten; aber es wird diesmal nicht umsonst geflossen sein. — Wird man nun auch in der Heimat durchhalten? Das ist die ängstliche Frage, die besorgniserregend unter den Gemütern an der Front oft lähmend wirkt. Ihr lieber Brief hat mir nun gezeigt, daß wir in dieser Hinsicht beruhigt sein können. Wie bei uns, so finden sich also in der Heimat auch Männer, die im Wesen des Hilfsdienstes zum Siege führen und leiten werden.
Unsere Jugend, in der wir es in unserem Berufe zu etwas hätten bringen können, ist dahin. Das sind vielleicht Opfer, die wir halt zu denen, die wir im Kriege getragen haben, hinnehmen müssen. Sollten wir wieder in unseren Beruf eintreten können, dann sind wir uns bewußt und klar darüber, was nach dem Kriege von uns verlangt wird: Alle Kraft und Energie der jetzigen Schwertarbeit mit hinüberzunehmen in die Friedensarbeit. Gebe Gott, daß uns Gelegenheit dazu gegeben wird.

*

Unbekannt.

Emmerich, den 2. März 1917.

. . . Es war am Dienstag nachmittag um vier Uhr. Die Nachricht war gekommen, endlich war unser Theo da. Die Eltern, Großmutter und wir Geschwister gingen zur Bahn, um ihn zur Leichenhalle zu überführen.
Eine Bahnhofsrampe. Acht Soldaten, ein Unteroffizier stehen neben dem Waggon. Die Plombe fällt und kreischend öffnen sich die großen Schiebetüren. In der Mitte dieses fahrenden Hauses steht ein eichener Sarg. Ohne jegliche Verzierung, schlicht und einfach. Nur oben der Deckel trägt ein Kreuz aus dünnen schwarzen Leistchen gearbeitet. Unseres armen, lieben Theo letzte Stätte.
Kränze umgeben den Sarg, der für einen tapferen Soldaten gezimmert wurde, und hinten, ganz hinten in der Ecke stehen zwei Kisten und ein blaugrauer Holzkoffer. Die letzte Habe, die zur Mutter als Andenken wandert. Daneben das schlichte Feldkreuz, ebenfalls aus Eiche, mit schwarzen nüchternen Buchstaben, die den Namen, Rang und Todestag erzählen.
Leises Schluchzen und Weinen, dann heben starke Soldatenfäuste den schweren Sarg, und langsam wird er auf den Schultern von vier Soldaten zur Aufbahrungsstätte gebracht.
Mittwochnachmittags. Durch die halboffene Tür der Leichenhalle huschen flink und munter die goldenen Sonnenstrahlen. . . . Mutterliebe hatte den letzten Ruheplatz des Ältesten geschmückt. Und oft ging sie hinaus und saß am Sarg, die Hände in den Sargbügeln verschlungen. Und manchmal strichen ganz leis und sanft die treuen Hände, die den Bub' von klein an bewahrt hatten, über die kalte Deckelplatte.

*

Lothar Heinrich,
geb. 2. April 1896 in Dresden.

29. März 1917.

Am 13. verließen wir die alte Reservestellung, nachdem wir die Unterstände unter großem Hallo zerstört hatten, und bezogen die neue. Diese wurde jedoch nicht besetzt, damit der Feind nichts vom Zurückgehen merke. Die Kompanie lag in unterirdischen Gängen, die von einer Sandgrube aus miniert worden waren. Nur falls der Feind überraschend nachgekommen wäre, hätte man diesen Graben besetzt. Das tat er aber nicht, sondern ließ sich durch die Offizierspatrouille, die noch in vorderster alter Stellung war, täuschen. Ich war für diese Zeit Meldeläufer einer Postenkette nach der neuen Kanalstellung. Als solcher wohnte ich die Tage auf drei Stufen der Unterstandstreppe. Zum Glück wurde ich durch ein öfteres: «Läufer!» von meinem eckigen Bett erlöst. Auch die feindliche Artillerie

war sehr rücksichtsvoll und schoß gerade diese Nächte nicht sehr viel in die sonst stark unter Feuer liegende Gegend. Am 16. abends ging unsere Kompanie in die Kanalstellung, und am 17. nachts ging dann der große Rückzug los.
Wie überall, wurden auch hier die Unterstände eingerissen. Als wir abends ½11 Uhr aus dem unsrigen herausstiegen, setzte die feindliche Artillerie auf uns ein, als ob sie es geahnt hätte. Doch wir retteten uns alle hinter einen Hang. Inzwischen war das Sprengkommando an der Arbeit und ließ die noch vorhandenen Unterstände, Brücken etc. in die Luft fliegen. — So weit man auf deutscher Seite sehen konnte, war die Nacht durch hellrauchende Feuerbrände erleuchtet. Dazu rollten ununterbrochen die Donner der Sprengungen. Wir wanderten einem großen Feuerschein entgegen, der von dem brennenden T. war.
Das Dorf war zum großen Teil ein rauchender Trümmerhaufen; hie und da glimmte noch ein Balken, wenn der Wind durchblies, leuchtete er auf und knisterte. Anderswo standen noch verschiedene Häuser in hellen Flammen. In anderen waren offene Feuer angelegt, nahe der Wand — man überließ sie sich selbst.
Hinter dem Dorf erwartete uns die Feldküche, die uns gegen 1 Uhr nachts das Mittagessen für den vorhergehenden Tag bot. Es war eine grimmige Kälte, und während wir am offenen Feuer, das wir auf freiem Felde angelegt hatten, um uns zu wärmen, unser Essen verzehrten, fielen in T. die Brunnen und Straßenkreuzungen sowie Keller und alles, was dem Felde von Nutzen sein konnte, den Sprengungen der Pioniere zum Opfer.
Die Dörfer, durch die wir nun kamen, boten meist dasselbe Bild. Verschiedene Dörfer lagen noch vollständig in Dunkel gehüllt. Nur am Dache, unter der Traufe, hatte man das vernichtende Feuer angelegt. So glimmte es, und es sah aus, als ob unheilverkündende Eulen unter dem Dache hervorlugten. Da und dort hatte der Wind das Seinige getan und einen hellen Feuerschein angeblasen.
Die Bäume waren alle umgelegt, und während des Marsches eilten die Telefonarbeiter vor uns her, wickelten den letzten Draht ab und sägten die Stangen um. Hinter uns immer die das Verderben vollendenden Pioniere.
So zogen wir die ganze Nacht bis zum Morgengrauen durch

das nun aufgegebene Gebiet. Es waren 51 km. Mit Märschen und Bahnfahrt langten wir schließlich in M. an. Hier üben wir nun wieder «Kopfrollen» und «langsamen Schritt» wie ehemals in der Garnison. Leider ist M. ein ganz mieses Nest, wo nichts zu haben ist.
Das von mir. Mein letzter Brief scheint nicht gerade in rosiger Stimmung geschrieben gewesen zu sein. Sie tun recht daran, wenn Sie mir den Kopf wieder auf die rechte Stelle rücken. Es kommen Stunden, in denen man den Koller bekommt, doch im großen ganzen hat man gelernt, ein jedes Leben mit Fassung zu ertragen. Je dunkler die Schatten, in denen man steht, desto heller das Licht, wenn man aus dem Schatten tritt.
Ein kleiner Strahl leuchtet mir bereits entgegen: Ende April, Anfang Mai fahre ich auf Urlaub — wenn nicht bis dahin ein Ruf an die Front erfolgt.

*

Kurt Wolff,

geb. 5. Februar 1895 in Greifswald,
gef. 15. September 1917 bei Kortrijk.

23. März 1917.

... Nun muß ich wohl von meiner Tätigkeit berichten. Zu neun Maschinen griffen wir ein Geschwader von englischen Apparaten an und schossen drei ab, alles geschehen am 17. März. Ich flog ganz dicht an einen Sopwith heran und beschoß ihn heftig. Da schlägt plötzlich eine große Flamme aus dem englischen Apparat wie eine hellbrennende Fackel heraus, und ich bin in Rauch und Qualm gehüllt. Der Lord stürzt ab und zerfällt in der Luft. Die beiden Insassen fallen heraus. Die Trümmer lagen ganz dicht hinter dem Graben, und erst in einer der folgenden Nächte konnte ich hin, sie mir anzusehen. Ich hatte ihm die Benzintanks zerschossen, die gleich Feuer gefangen hatten. Der Anblick war schaurig schön.
Am nächsten Tag haben dafür die Engländer mich fast erwischt. Als ich mich über Arras auf die Lauer gelegt hatte, krepieren dort plötzlich dicht neben mir einige Schrapnells, und ich be-

komme einen mächtigen Schlag auf die Schulter. Wie sich später herausstellte, hatte mich eine Schrapnellkugel getroffen, war aber an der Schnalle von meinem Anschnallgurt abgerutscht. Die alte Geschichte vom Unkraut.

9. April 1917.

... In der letzten Nacht habe ich soviel zu tun gehabt, wie noch nie, und jede freie Minute dann zu kurzem Schlaf ausgenutzt. Den ganzen Tag über bin ich in der Luft gewesen, in der Nacht schwirrten die Flieger (Engländer) über dem Platz herum und wollten abgeschossen werden, und in der Zwischenzeit mußte ich mich um die Automobile kümmern und noch an zwei Tagen nach Roubaix fahren, alte Wagen umzutauschen.

Am 2. April schoß ich mit einem Kameraden zusammen wieder einen Engländer ab, aber als wir danach knobelten, wem er zugesprochen werden sollte, habe ich natürlich verloren.

Dann war ich an zwei Tagen fort wegen der Autos, die ich unter mir habe, und konnte erst am sechsten meinen 6. Abschuß verbrechen. Hier habe ich allein über der Front ein Geschwader von sieben Engländern angegriffen und einen heruntergeholt. Gleich von Anfang an hatte ich den Beobachter totgeschossen und die Maschine schwer beschädigt. Da mußte der Führer natürlich schnell herunter, und ich habe ihn freundlich in östlicher Richtung dirigiert.

Am 7. fällt Nr. 7. Mit den beiden Brüdern Richthofen und Schäfer zusammen greife ich ein Geschwader von 6 englischen Kampfeinsitzern vom selben Typ wie die Maschine, von der Lübbert abgeschossen wurde, an, und drei davon fallen. Meiner brennt, und Oberleutnant von Richthofen und Schäfer, der jetzt 13 hat, schießen je einen ab.

11. April 1917.

... Wie stellst Du Dir wohl hier in Frankreich um diese Zeit die Gegend vor? Alles liegt da in Schnee gehüllt, bis vor kurzem hatten wir noch einen mächtigen Schneesturm, jetzt ist wieder alles klar und deutlicher die unheimliche Kanonade von den erbitterten Kämpfen östlich Arras. Die Engländer greifen mit mächtigem Artillerieeinsatz und großen Infanteriemassen an, und es wird wohl eine erbitterte Sache wie an

der Somme geben. In der Luft werden wir die Sache schon machen.

16. April 1917.

... Was sagst Du nun dazu, daß Ludendorff es selbst übernimmt, Dir auf dem schnellsten Weg, den es gibt, Nachricht zu schicken? Ist das nicht nett und liebenswürdig? Da brauche ich ja gar nicht mein Nichtschreiben zu entschuldigen, wenn dies der Heeresbericht schon getan hat. Mit meinen Neuigkeiten komme ich nun zu spät. Die nackten Tatsachen hast Du schon am nächsten Tage gelesen, und in den Zeitungen wirst Du wohl nähere Berichte über unser Tun und Treiben finden.

Am anderen Morgen starten wir zu sechsen, sehen bald ein gleichstarkes Geschwader. Dicht beim Platze stoßen wir zusammen, und sämtliche Engländer werden abgeschossen. Ich war als erster an den Lords dran, nehme mir einen vor, und bald stürzt er lichterloh brennend ab. Dies war der Anfang, sofort brennen zwei weitere, und der Rest stürzt so ab. Nr. 13 habe ich in der Luft so zerschossen, daß die einzelnen Teile in alle Winde zerstreut wurden und als Sprühregen langsam herunterfielen. Nur der Motor mit einem Stück Rumpf und einem Insassen lag auf einer Stelle, die anderen Teile waren überall zerstreut ...

Nun aber kommt eine Neuigkeit, die der Heeresbericht nicht gebracht hat. Am 14. habe ich wieder zwei Lords abgeschossen, Nr. 14 und 15. Beide waren Kampfeinsitzer, mit denen ich jedesmal meinen Kampf alleine ausgefochten habe. Beide sind tot ... Der letzte war ein tüchtiger Bursche und hat mir auch meine Maschine geliefert. — Der Lord flog wunderbar, wie ich es noch nie gesehen habe, an fliegerischer Gewandtheit war er mir weit überlegen. Aber ich war hartnäckig und habe ruhig gezielt, daher hat er dann Feuer gefangen und ist brennend abgestürzt. Im Laufe des Kampfes waren wir auf englischer Seite schon auf 400 m herabgekommen, und der Lord hatte nicht erwartet, daß ich ihm dahin folgen würde. Aber ich setzte mich dicht hinter ihn, als er nicht aufpaßte, und schoß ihm auf den Pelz, was aus meinen Gewehren herausging. Zwanzig Meter war ich hinter ihm, als eine große Flamme aus der Maschine herausschlägt, und der Apparat abstürzt. Ich biege ab, aber wer

beschreibt meinen Schreck, als ich in meiner Maschine starken Brandgeruch merke, und vorn am Motor dicken Qualm herauskommen sehe. Zuerst dachte ich natürlich, daß ich am Engländer Feuer gefangen hätte. Dann aber überzeuge ich mich, daß mir der Lord noch im letzten Moment den Motor zerschossen hatte. Mit Mühe und Not kam ich auf dem Hafen an, dann aber war mein guter Motor restlos dahin. Die Maschine war auch vollständig zerschossen, daß sie nicht mehr geflickt werden konnte. So mußte ich sie denn weggeben. Auf der Maschine habe ich alle 15 abgeschossen und nie den kleinsten Defekt gehabt ... Da kann man wohl behaupten, daß sie sich bezahlt gemacht hat ...

21. April 1917.

... Jetzt bin ich schon ein ganz bekannter Mann und bekomme täglich von wildfremden Leuten Glückwünsche und Bitten um Autogramm oder sogar um Bild. Es ist wirklich lächerlich. Sogar aus Wien habe ich schon Glückwünsche bekommen.

2. Mai 1917.

... Übrigens bin ich sehr stolz darauf, daß ich mich jetzt mit Richthofen «Du» nenne ... Von den lebenden Jagdfliegern bin ich augenblicklich nach Richthofen der erfolgreichste. Schäfer hat zwei weniger, aber bei diesem kleinen Unterschied kann sich das Verhältnis natürlich jeden Tag ändern.

8. Mai 1917.

... Vorgestern habe ich den Pour le Mérite bekommen und bin zugleich zum Führer der Jagdstaffel 29 ernannt. Du kannst Dir denken, wie traurig ich darüber bin, erstens von den Kameraden der Staffel weg, und dann komme ich ausgerechnet unten nach der Champagne zu den Franzosen, wo kein Betrieb in der Luft ist.

8. Juli 1917.

... Nach dem Urlaub kam ich wieder zu der 1. Armee zu den Franzosen herunter, setzte aber alle Hebel in Bewegung, wieder zu den Engländern zur 3. Armee heraufzukommen, was mir auch ganz leicht gelang. Von dort unten flog ich natürlich zu meinem neuen Hafen, fahren ist nicht mehr fein genug, und war sehr erstaunt, die Richthofen-Staffel nicht mehr vorzufinden.

Nachdem ich auf dem Platz alles eingerichtet hatte, flog ich eines Tages zu Richthofen und Almenröder hinüber, flog mit ihnen, wo Almenröder seinen 30. herunterholte, und bleibe zur Nacht dort. Am nächsten Morgen, als ich etwas spät erschien, kam ein Geschwader zurück und berichtete, daß Almenröder abgeschossen sei. Gottseidank war er noch zwischen den Linien abgestürzt und konnte nach zwei Tagen von einer Patrouille geborgen werden.
Inzwischen war Richthofen Kommandeur eines Jagdgeschwaders geworden, und seine Staffel hatte keinen Führer. Zu Almenröders Überführung, die sehr feierlich war, war ich auch da und verabredete mich dabei mit Richthofen, daß er mich als Führer für seine alte Staffel anfordert. Nach zwei Tagen wurde ich auch zum Führer der Staffel 11 ernannt, und meine Freude kannst Du Dir wohl vorstellen. Wenn ich auch keinen einzigen Kameraden mehr getroffen habe, so hänge ich doch mit Leib und Seele an der alten 11 und ihren Traditionen. Jeder junge Pilot, der hinkommt, ist sich dessen bewußt, daß er diese Tradition aufrecht erhalten muß. Jeder gibt sein Äußerstes her. Jetzt macht mir das Fliegen wieder richtigen Spaß.
Bei der Staffel 11 habe ich auch wieder zwei, Nr. 32 und 33, abgeschossen. Wir hatten guten Betrieb, und an einem Tage habe ich sechs verschiedene Luftgefechte gehabt. Mein 33. war ein Dreidecker, so ein Kerl, der Almenröder abgeschossen hat. Als ich ihn endlich erledigt hatte, war sein Motor schon kaputt, und ich mußte dicht neben der Abschußstelle landen etwas östlich Ypern. Danach bin ich noch nach Hause geflogen und auf meinem Platz glatt gelandet. Darauf habe ich mich ins Auto gesetzt, bin in die Stadt ins Lazarett gefahren, in dem schon Richthofen liegt, und bewohne mit ihm zusammen ein Heim.

*

Paul Beroth, unbekannt.

26. April 1917.

Mir geht es so weit ganz gut, was ich von meiner lieben Schwester auch hoffe. Ich habe einen Gipsverband bekommen zum Laufen. Ich bin jetzt froh, daß ich aufstehen kann und

kann laufen und brauch keinen mehr zum Bedienen. Wenn ich einmal fort darf, werde ich den Hutmacher besuchen und die anderen Kameraden auch. Liebe Schwester, ich bin herzlich froh, daß ich mein Bein noch hab, ich werde dafür mein Leben lang unserm Herrgott danken. Bei uns sind es fünf Mann, die bloß nur einen Fuß haben und sechs Mann, die nur einen Arm haben. Ich bin ganz verschrocken, wo ich sie gesehn hab. Liebe Schwester, wie ich das las, daß Vergien an Blutvergiftung gestorben ist, standen mir die Tränen in den Augen. Der Kamerad, der neben mir liegt, fragte mich, warum daß ich weine. Dann sagte ich, ich weine nicht, mir laufen bloß die Augen über wegen der Sonne.
Hier sagt zu mir niemand: iß, mein Lieber, iß oder stopf, mein Schwäble, stopf! Diese gute und liebe Zeit ist vorbei. Eine solche liebe und gutmütige Schwester, wie Sie sind, bekomme ich nie wieder, außer ich komme wieder zu Ihnen. Wenn hier abends die Schwestern weggehen, da hört man kein gute Nacht sagen, was bei Ihnen nicht der Fall war, da hieß es immer: Gute Nacht, 3. Kompanie, dann kam die 2. Kompanie, und zuletzt die 1. Kompanie, und der kleine Schwob hat immer die Hand bekommen, das galt für das ganze Zimmer.

*

Eugen Gura,

geb. 5. August 1894 in Kassel,
gef. 7. August 1917 in den Vogesen.

27. Januar 1917.

Was Du in Deinem Briefe vom Innenleben, das nicht genügend bewertet würde, schreibst, so mein' ich, ist das vielleicht ganz in der Ordnung. Die Welt rechnet mit Realitäten, nicht mit Vorsätzen und Plänen, sondern mit Taten. Gewollt haben Menschen und Völker Viel und Großes, der Wille ist schon etwas, aber das Erreichen die Hauptsache. Wenn ein Volk im Rausch der Begeisterung mit fliegenden Fahnen in den Krieg zieht, ist's schon etwas, aber daß das Volk nach Jahren und Opfern und Entbehrungen noch Krieg führt, das ist die Hauptsache. Ich hoffe, daß ich es auch noch einmal zu Taten bringe, im Geistigen habe ich da eigentlich keine Angst, aber zum Manne gehört auch Faust und Arm.

5. Februar 1917.

Es ist ein ganz merkwürdiges Gefühl, wenn man so heraußen an der Front ist und z. B. auf Beobachtung sitzt. Es ist abends, ganz still. Die Nebel sinken auf die Linien nieder — da ist es einem, als läge dort drüben ein — nein — tausend Panther zum Sprung geduckt. In den nächsten Wochen, in den nächsten Tagen schon kann's losgehen. Drunten dampft duftend der Kaffee, die Karten klappen auf den Tisch — im nächsten Augenblick schon wirbelt das schrille Pfeifensignal sie vielleicht auseinander. Im engen Raum, wo die Kanoniere hantieren, ist's kochheiß, angestrengteste Arbeit. — Jetzt liegt die Stellung unserer Infanterie noch wie ausgestorben und drüben gegenüber sind die Höhen wie tot. Unwillkürlich fragst Du dich: Was tust du, wenn sie jetzt kommen? Schreist du auf eigene Faust ein Kommando in den Apparat, oder wie lautet die Meldung an den Batterieführer? Wie lange dauert es, bis der erste Schuß fällt? Was hat sich bis dahin da drüben, drunten ereignet? Aber merkwürdig, man spürt nicht die geringste Nervosität. Du freust dich der Tage, die dir bleiben, und denkst gar nicht, daß das ein Ende haben muß. Denn kommen muß etwas im Frühjahr. Nicht nur wir zeigen äußerste Energie und verzweifelte Entschlossenheit. Eine starke Konstellation von Kräften und Mächten steht uns gegenüber, nicht minder wissend, um was es geht. — Es war heute vormittag so schön und klar. Arbeitsdienst! — Ein Vögelchen sang sein «Witt — Witt» so harmlos in die blaue kalte Luft. — War es nicht eine Totenklage für das große blutige Frühjahrsopfer, das die Völker ihrem Dasein bringen? Es muß sein und wird sein. Es muß durchlitten werden. Was wird nachher sein? Ist es das letzte Frühjahr oder wird dieser Kampf bis auf's Messer noch Jahre währen? Nicht ausgeschlossen. Wehe, wenn Schwäche und Kleinmut uns das Schwert aus der Hand wänden. Es muß geblutet werden, weil gelebt werden will. Bin ich ein Krüppel, dafür sind zehn glücklich, später, viel, viel später. Einer für zehn, für Hundert, für Tausend einer. Könnte man doch beten, — inbrünstig um Stärke und Kraft beten.

4. April 1917.

Wenn man so abends vor der Hütte steht, und es ist so still, hinter den bemoosten Stämmen Sonnengold und um die leuchtenden Wipfel ein Meer von Licht, und die Vögel zwitschern ganz leis, wie vorm Schlafengehen, da hat man herzlich wenig Lust zum Heldentod, weil die Welt gar so schön ist. Es ist ein saudummer Gedanke, vor Toresschluß noch ins Gras beißen zu müssen.

*

August Stortz,
geb. 14. April 1895 in Heilbronn a. N.

In einem Granatloch in der Schlacht bei Arras,
morgens 10 Uhr, den 6. Mai 1917.

Heute ist der vierte Tag, daß ich unter freiem Himmel Tag und Nacht in einem Granatloch liege, wir sollten gestern abend abgelöst werden, jedoch es kam niemand, der uns ablösen wollte, und so sitzen wir nun heute auch noch da. Liebe Mina, ich war schon am 3. Mai in englischer Gefangenschaft, wurde aber durch unsere Infanterie wieder befreit. Ich will Dir nun kurz schildern, wie das zuging. Mein M.-G. ist in einem freien, aber von Granaten durchwühlten Feld eingegraben. Wir sollen, wenn der Gegner die erste Linie durchbrochen, ihn durch unser M.-G. niedermähen. Also am 3. Mai morgens um ½5 Uhr setzte der Engländer ein rasendes Trommelfeuer auf unsere Gräben. Ich war gerade auf Posten. Während dem Feuer sah ich in meinem Rücken etwa 50 Männer herumspringen. Ich glaubte, es wären Infanteristen von uns und rief ihnen zu: «Kameraden, was ist denn los?» Dann kamen sie auf mich zu, und ich erkannte sie als Engländer mit aufgepflanztem Bajonett. Sofort rief ich meine anderen drei Kameraden, daß die Engländer da seien. Jeder machte seine Pistole schußfertig. Die Engländer schrien «Hände hoch!» Jedoch war das noch lang Zeit zum Gefangengeben. — Wir schossen auf sie mit unserer Pistole, ich hab dann noch drei Handgranaten nach ihnen geworfen, alles war umsonst. Sie kamen immer näher, und schon waren sie auf 5—10 m bei uns. Da warfen sie auch Handgranaten in unser Loch, zum Glück

haben sie keine direkt reingebracht. Ich schlug dann vor, daß wir mit der Pistole auf und davon gingen. Mein Mauk war gleich damit einverstanden und schon war er draußen. Ich folgte ihm als zweiter, aber leider lag Mauk schon schreiend am Boden, sie hatten ihm drei Schüsse beigebracht. Was nun machen? Übergeben war jetzt unsere Rettung. Ich ging als erster hinaus mit Hände hoch, aber die Engländer kamen auf mich mit vorgestrecktem Bajonett zu. Ich glaubte, in nächster Minute tot am Boden zu liegen. Aber nein. Sie schonten mich und auch die andern drei Kameraden. Mauk stöhnte und bat mich, ihn mitzunehmen. Ich hob ihn auf und führte ihn am Arm. Hinterdrein kamen drei Engländer, die mit uns gingen. Alle Hoffnung hatte ich schon aufgegeben. Jetzt geschah ein Wunder, ich sah rechts an einer Böschung deutsche Soldaten liegen, etwa 2 Kompanien. Ich rief aus Leibeskräften um Hilfe, und in einigen Minuten war Mauk und ich befreit und unsere Begleiter gefangen. Sie gaben mir dann Zigaretten, und einer gab mir dieses Bild als Andenken. Als das Feuer etwas abgeschwächt war, brachte ich Gustav Mauk mit Hilfe der Engländer an die Verbandsstelle. Daselbst traf ich dann auch meine andern zwei Kameraden wieder. Nach kurzer Schnaufpause gingen wir im Galopp wieder an unser altes Loch und fanden auch unser M.-G. noch in gutem Zustand. Jetzt sind wir also schon vier Tage hier. Warmes haben wir seither nichts gehabt, und was das ärgste ist, nichts zu trinken noch zu rauchen. Und aus Langeweil habe ich mich entschlossen, Dir dies zu schreiben.

*

Hermann Burike,
geb. 22. März 1896 in Epe (Westfalen),
gef. 3. Mai 1917 in Longwy b. Arras.

2. Mai 1917.

Gottseidank bin ich bis jetzt noch recht gesund, nur die Munterkeit fehlt. Ihr könnt Euch nicht denken, wie einem zumute ist. Wie ich Euch in dem andern Brief geschrieben hab, bin ich ja jetzt vorne in Stellung vor Arras, gerade, wo ich auf Urlaub fahren sollte. Nun sitzt man hier so in einem kleinen Loch,

Unterstände sind hier nicht, alles ist kaputt geschossen. Man sitzt da, ganz wehrlos im Granatloch. Obdach hat man nicht, also unter freiem Himmel 6 Tage, dann 3 Tage in Reserve im Dorf, dann wieder sechs Tage im Granatloch. Ist nur gut, daß es nicht mehr so kalt ist, deswegen kann man es schon aushalten. Aber von morgens früh bis abends spät muß man ganz still liegen, wegen der vielen englischen Flieger. Wenn die uns sehen, melden die das der Artillerie, und wir bekommen Trommelfeuer. Die Flieger fliegen in Scharen herum, bis zu 30—40 Stück. Zudem schießt die Artillerie noch den ganzen Tag und die ganze Nacht mit schweren Granaten. Rechts und links schlagen die Dinger ein. Und wenn die angeheult kommen, gibt es einen Ton wie «Huuiee». Dann duckt man sich und denkt; die nächste kommt auf dich zu und zermalmt dich. Manchmal hauen sie so nahe ein, daß uns die Luft bald ausgeht, eine Erschütterung gibt das, daß man zerplatzen könnte. Die Stücke fliegen 50 bis 100 Meter hoch, und der Pulverdampf, und manchmal ein halber Zentner Dreck fliegt einem um die Ohren. Dann ist man noch froh, daß man keinen Splitter gekriegt hat, manchmal eine Handbreit, einen Fingerbreit schlagen die Stücke ein. Eisensplitter bis zu einem Pfund schwer, scharfkantig und heiß, jedes Stück imstande, einen Menschen vollkommen zu zerreißen. Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie gräßlich das ist, und wie man dann eigentümliche Gedanken bekommt. Manchmal denkt man an gar nichts, man ist ganz stumpfsinnig. Dann denkt man wieder an die Gegenwart, an Gott, an den Tod. Dann sieht man ihn in aller Häßlichkeit vor sich, wenn die Kameraden da liegen im Blute, ohne Beine, Arm, Kopf, ganz zerrissen. Man lebt nicht mehr, man denkt an die Vergangenheit, an die Kinderjahre, an die Heimat. Man sitzt mit ein paar Mann nun in seinem Granatloch. Keiner sagt ein Wort. Es ist furchtbar, diese Schlacht hier bei Arras! Und trotzdem muß man die Gedanken beisammen haben, bereit, mit Gewehren und Handgranaten bewaffnet, dem Feind entgegenzutreten, denn er will um jeden Preis durchbrechen. Es ist ihm bis jetzt noch nicht gelungen. Wenn er mal in unsere vordere Linie eindringt, wird er gleich wieder hinausgeworfen, aber es kostet Menschenleben soundso viel —. Natürlich der Engländer hat auch schwere Verluste, die Toten liegen nur so haufenweise

herum, aber immer greift er von neuem an. Die letzten zwei Nächte hat er mit Gas angegriffen. Da sind von uns auch viele krank geworden und mehrere tot. Meine Kameraden und ich haben Gottseidank nichts abgekriegt.
Macht Euch nicht allzu große Sorge. Ich habe immer Hoffnung, daß ich es überstehe und gesund zurückkomme. Sollte ich nicht zurückkommen, dann in Gottesnamen, und Ihr habt die Gewißheit, die kann ich Euch geben, Euer Sohn ist brav gestorben.

*

Paul Linke,
geb. 29. Juni 1895 in Hamburg,
verm. 10. August 1917 im Westen.

11. Juni 1917.

... Der Abschied fiel mir doch allzu schwer dieses Mal, wenn ich mir auch nichts merken ließ, so war mir recht schlecht zumute. Meinst Du, mir schmeckte der Mohnkuchen? Mit Hängen und Würgen bekam ich ihn herunter. Und dann erst auf dem Bahnhof! Aber ich dachte immer, der liebe Gott wird schon wissen, was Dir und mir gut ist, und das gab mir Festigkeit, sonst hätte ich weinen mögen. Hoffentlich, liebe Mutter, hast Du Dich auch wieder getröstet, es ist doch eben nicht anders. Mit Gott.

20. Juni 1917.

Für Deinen lieben Brief und Zeitung meinen herzlichen Dank. Gleich den ersten Abend kam ich in den vordersten Graben. Dabei holt man sich tatsächlich noch die Schwindsucht. Wenn man hier vorne ankommt, ist man total alle. Vom Schweiß vollständig durchnäßt. Hauptsächlich die Angst treibt einem den Schweiß aus dem Körper in Strömen, denk Dir einmal, man läuft 1½ Stunden durch Granatfeuer ungeschützt, nicht etwa im Graben. Es geht wie die wilde Jagd, der eine stolpert, der andere fällt ins Granatloch, man achtet nicht drauf. Immer vorwärts, möglichst schnell raus aus der Hölle. Da platzt eine Granate nicht weit von uns. Alles, was in der Nähe, springt in einen Granattrichter. Wir versinken beinahe bis zu den

Knien, aber keiner achtet darauf. Nur Schutz, Schutz vor den Granaten, und wenn es das größte Mistloch ist. Als die Granatsplitter sich verteilt haben, geht es wieder weiter in «Sprung auf» und durch andere Granattrichter, die zur Hälfte mit Wasser gefüllt sind, über umgeworfene Baumstämme. 200 m vor uns schlägt eine Salve ein. Nicht Halten, sondern durch! Wir durcheilen die Strecke, obgleich es noch ganz nach Pulver riecht. Der Franzose macht eine kleine Pause, und diese Pause muß man benutzen. Endlich kommt man vorn im Laufgraben an. Etwas erleichtert atmet man auf. Da fliegen mit pfeifendem Sausen französische Granaten über uns weg. Mein Vordermann will sich hinlegen, ich packe ihn am Sturmgepäck und rufe: Weiter, weiter! Endlich kommt man erschöpft vorne an, man sinkt fast bewußtlos auf eine Bank nieder. Das sind die Freuden des Feldgrauen.

Abschiedsbrief ohne Datum.

Wenn Du diesen Brief bekommst, weile ich vielleicht nicht mehr auf dieser Welt. Ich könnte ja in Gefangenschaft geraten sein, aber das ist ausgeschlossen.
Deshalb, meine liebe Mutter, hege ich den Wunsch, daß Du alles mir bestimmte Geld für Dich verwendest. Du hast in Deinem früheren Leben nichts gehabt, ich gönne Dir von Herzen, daß Du Deine späteren Tage genießt. Nach Deinem Ableben hege ich den Wunsch, das Vermögen an wirklich bedürftige Kriegsinvaliden zu verwenden.
Ich lasse Dir jedoch vollständig freien Willen, gräme Dich nicht, wenn Gott es so bestimmt.

*

O t t o J a h n k e ,
geb. 4. Februar 1899 in Greifswald,
gef. 16. August 1917 in Flandern.

am 7. Ernting 1917.

Das gute Wetter hält tatsächlich noch immer an, die Vormittage sind nebelig und dunstig, die Nachmittage heiß und voller Sonnenschein. Damit beginnt auch die Fliegertätigkeit als Hauptpunkt des täglichen Programms, die sich dann bis in die Nacht hinein im Eierlegen bemerkbar macht.

Etwas Schönes ist aber doch mit dem Regen weggegangen: die wunderbare Stimmung der Kolonnenstraße hinter der Front. Alle die Geräusche, die hier wohl so durcheinander schwirren wie nie wo anders: das Rauschen des Regens und das Rascheln des Windes in den Blättern und das Rasseln der Wagen, das Klirren der Ketten und das Klappern der marschierenden Infanterie. Die Flüche der Fahrer, kurze Zurufe und Begrüßungen zwischen Infanteristen, Befehle und Verständigungszeichen. Dazwischen der Höllenradau und Gestank der verschiedensten Kraftwagen vom leichten Auto des Offiziers von einem höheren Stabe bis zum 150- und mehrpferdigen Lastzugmotor mit Hinterrädern von 2,2 m Durchmesser, der fast aussieht wie eine Dampflokomobile. Und dazwischen all die andern Typen: Lastautos, Sanitätswagen, Flak- und andere Geschoßautos mit ihren schrillen Pfeifen und Hupensignalen. Aber erst die vielen Gerüche! Da ist der Gestank der Motore, die Ausdünstungen der Pferde, Wagen und ihrer Ladungen und die des aufgeweichten Schmutzes der Straße. Das ist die eine Gruppe, die schärferen, herberen. Die andere wird gebildet von den weichen, süßlichen und schwer bestimmbaren in dem allgemeinen Durcheinander. Die haben ihren Ursprung wohl in der blühenden Linde, einem Jasmin, Jelänger-Jelieber und Rosenstrauch des wüsten und verwahrlosten Gartens eines einsamen, zerschossenen Gehöftes, mit dessen scharfem Brandgeruch sie sich mischen. Stellenweise rekelt sich der süßliche, ekelhafte Geruch von einem Aas umher . . .

*

T h e o d o r G ü t h l e i n ,
geb. 22. Juli 1896 in Schweinfurt.

25. Juni 1917.

. . . Wie sieht es denn bei Euch aus? Da braucht man ja eigentlich nicht erst zu fragen, es steht überall nicht zum besten. Dir wird es auch schwer fallen, alles zu kriegen, was Ihr braucht, und damit hast Du gerade genug zu tun. Da kannst Du nicht auch noch für mich sorgen, das geht jetzt schlecht. Ich habe Dir

ja schon öfters meine Meinung geschrieben, und ich weiß auch, daß Du mir alles von Herzen gerne schickst, wofür ich Dir immer herzlich dankbar bin. Aber, liebe Mutter, denke nur zuerst an Dich und ziehe Dir ja nichts ab, denn man muß froh sein, sich heutzutage noch sattessen zu können. Dann erst kannst Du mir etwas schicken, und wenn es das geringste ist, ich freue mich über alles, was aus der lieben Heimat kommt.
In letzter Zeit werden bei uns oft Leute ohnmächtig, gerade, wenn wir angetreten sind. So neulich ein Unteroffizier. Heute morgen 7 oder 9 Mann, von denen ein paar mit der Bahre weggetragen wurden. In meiner alten 2. Inf.-Komp. haben sich Kameraden schon ein paar mal einen Hund erschlagen und aufgegessen. Ein Unteroffizier hatte einer Katze den Hals abgeschnitten und dabei gemeint: «Meine Wurst kriege ich wieder». Es war auf Posten, die Katze hatte dem Unteroffizier die Wurst aufgefressen, während er am Telephonieren war. Nun aß er die Wurst mitsamt der Katze auf.

*

Fritz Perner,
geb. 25. Dezember 1893 in Plauen i. Vogtland,
gef. 3. Mai 1918 im Westen im Luftkampf.

Flandern, 4. Juni 1917.

Heute kommt die zehnte zu durchwachende Nacht. Zum Glück wird sie mondhell. Mit einem M.-G. und 12 guten Leuten, eine Verteidigungsinsel, die den Engländern zu schaffen machen soll, trotz ihrer Artillerie und schwerer und schwerster Minen, trotz Gasgranaten. Es heult und wütet Tag und Nacht, freilich nicht ganz so wie vor drei Tagen.

«Sturmvögel des Todes, stoßen wir durch die Luft,
Unsern Aufgang umwittert Gefahr, unsern Niedergang Gruft.»

Wir sind noch alle wohlauf.

7. Juni 1917.

Wieder einmal ist das Schicksal gnädig an uns vorübergegangen. Kurz nachdem ich den Brief vom 4. Juni aus dem Dörrgrabennest geschrieben hatte, kam der Ablösungsbefehl. Am 5. Juni früh drei Uhr verschwanden wir trotz der Müdigkeit, trotz des gewaltigen Trichterfeldes leichten Fußes; das tagelange feindliche Wirkungsschießen, dem täglich eine Probe Trommelfeuer mit Gas beigegeben war, die Spannung vom Einbruch der Dämmerung bis zum Morgen, wo sie ihren Höhepunkt erreichte, und dann das Überlegen, Deuten, Spähen tagsüber: werden sie heute kommen, wo, wie, wann? Was dem entgegensetzen? All das war mit einem Male wie ein Gewicht vom Geist genommen. Dazu das Bewußtsein: Die Besatzung der ersten beiden Gräben ist bei dem großen Angriff nach Trommelfeuer erledigt, entweder tot oder gefangen, und die froh und gern erfüllte Pflicht, immer freundlich und zuversichtlich mit den Leuten zu sein.
Was wir erwarteten und wußten, ist heute geschehen. Nach riesenhaften Sprengungen und unerhörtem kurzen, aber umso heftigeren Trommelfeuer haben die Engländer dem I.-R. 18 das Gelände bis an den Westrand von M. heute morgen entrissen. Vom Stellungsbataillon werden höchstens einzelne zurückgekommen sein. Wir liegen alarmiert bei L. Ob wir noch wie geplant in Gegend Kortrijk kommen oder wieder eingesetzt werden, steht dahin.
Alarmiert. Rücken für fünf Tage vor! In frühere 3. Stellung.

Oostkerke, 13. Juni 1917.

Nach heißem Tagemarsch, schöner Fahrt, eintägigem Aufenthalt in Brügge sind wir recht müde und ruhebedürftig heute mitten im flandrischen Frieden nordöstlich Brügge verschwunden.
Wären wir doch Dornröschen! Der Prinz könnte noch eine Zeit warten.
In jedem der idyllischen friedvollen Dörfchen liegt eine oder zwei Kompanien.
Keine Kolonne rattert auf den Straßen, kein Schuß zerreißt die Stille. Kein Fabrik-, kein Lokomotivpfiff schrillt. Frieden, tiefer, tiefer Frieden! Das Land ist jetzt bezaubernd schön und das «Vlaamische Brudervolk» ist freundlich und gut — und — so viele blonde, blauäugige Mädels gibt's!
Die früchtereifende, feierliche Sommerstille, die leise gleitende

Flut der endlos laufenden, wasserrosenumsäumten Kanäle mit den ernsten, zu beiden Seiten, land- und seewärts sie begleitenden, mächtigen Baumalleen geben in ihrer machtvollen Einheit dem bewegten Innern Ruhe, Ausgleich, Frieden.
Und die Nordsee, das deutsche Meer, ist nicht weit und das verwunschene Brügge.

22. Juli 1917, 11 Uhr abends.

Ich liege mit der Kompanie in 3. Stellung und unternehme von da aus tägliche Erkundungsfahrten zu Fuß im Divisionsabschnitt. Die Abwehrschlacht steht bevor und wird auch diesmal infolge des Überschwemmungsgebietes des rechten Flügels der Division nicht durch den feindlichen Infanteriestoß getroffen. So bekommen wir doch alle noch genug Artilleriefeuer ab. Wie im Wytschaetebogen die Engländer, so pochen uns hier die Franzosen eine Batterie nach der andern klar. Sie haben Fesselballons, Flieger, schwere Artillerie und Geschosse, nicht in Massen, sondern in Unmassen. — Ich schreibe das nicht, um unseren trotzdem geleisteten Widerstand zu rühmen, sondern aus einer tiefen, ehrlichen Bewunderung heraus für unser Heer, sowohl für die Führung, die im Freifeldkrieg ein Mittel gegen die brutale Kampfweise gefunden hat, als auch für die prächtigen Leute, die eben, wo's gilt, durch dick und dünn gehen.
Früher war diese Stellung idyllisch ruhig; sie wird fast stündlich unheimlicher. Rücksichtslos wirken französische Bomben und Granaten in den z. T. noch bewohnten Orten, tasten mit todbringenden, weiten blitzschnellen Armen die Wege ab, reißen Wälder ein, schlagen den sommerlichen Frieden der Hecken und baumumfriedeten Fennen in Trümmer.
Ich möchte Dich nur eine Nacht hier erleben lassen, von nachmittags 4 Uhr bis früh 5 Uhr. Nachmittags haben die drüben beste Beobachtung. Mit Erd-, Ballon- und Fliegerbeobachtung: Streufeuer, Einschießen, Zerstörungsschießen, alles mit Brisanzgeschossen und schwerem und schwerstem Kaliber. Ein klein wenig flaut der Kampf ab gegen Ende der Dämmerung; dann, wenn das Gold der schmalen Mondsichel in Silber sich wandelt, beginnt der Nachtbetrieb. Oft ist der Himmel eine einzige Lohe von brennenden Munitionslagern, Ortschaften. Ohne Unterlaß geistert und irrlichtert das Mündungs- und Explosionsfeuer

der Artilleriemassen am Himmel. Fern im Hintergelände, hüben und drüben, zucken Scheinwerfer, und vorn schweben, steigen und fallen gleißende Leuchtkugeln.
Das alles vermag das Auge kaum zu erfassen. Aber ebenso endlos stürmen die Laute dem Ohre zu. Ich kann sie Dir nicht schildern, die Variationen der Abschüsse und Einschläge, des Heulens, Pfeifens, Singens vorn, hinter, neben, über uns, vom gräßlichsten, widerwärtigsten Zerprasseln bis zum melodischen Fliegergebrumm.

24. Juli 1917, nachmittags.

Im Überschwemmungsgebiet beiderseits «Drie Grachten» kannst Du mich suchen. Ab 29. südlich davon. Bisher ist die erste Stellung außer «Drie Grachten» noch ruhig. Umso mehr leidet das Hintergelände. Vor, rechts und hinter uns ist Sumpf und Wasser. Drum herum legt sich ein dichter feindlicher Feuergürtel, schlägt eine Brücke nach der andern klar und riegelt ab nach Süden. 12 Tage bleiben wir in jeder Stellung. Ich hoffe ungeduldig auf die Fliegerberufung. Man kann schwer, fast nicht berechnen, wann sie kommt, käme sie bald! Manche Kameraden sehen mich halb bewundernd, halb traurig an, wenn sie meine zappelnde Erwartung und Begeisterung sehen, als glaubten sie an nur zwei Möglichkeiten: Tod oder Pour le Mérite. Wie hoch ich über die wegfliege!

*

Ludwig Becker, unbekannt.

Geschrieben den 4. Juli 1917.

Seine Hochwohllebliche Hoheit Reichskanzler Behtman von Hollweg!
Hiermit möchte ich mier erlauben zu dürfen zu fragen, wie lange wier alle hier im Schützengraben noch liegen sollen bis der Ersehnte Friede komt, denn wier haben jetzt nahzu 3 Jahre mit gemacht und jeden Tag daselbe Granattenkonzert, wier möchten jetzt auch wieder mahl in die Heimaht zu unseren lieben Frauen und Kinder Vatter und Mutter und auserdem sindt noch so viele in der Heimaht, die noch gar nichs vom Schützengraben gesehen

haben, ich denke da könnte auch mal abgewekselt werden, denn ich bin Brongialkrank habe Luftbeschwerten bin zu nichts brauchbar und muß dennoch in den Schützengraben, andre sindt Gesund und sind Reklamiert. Auch war ich 5 Monate im Lazaret wegen Brongial und jetzt ists wieder so weit. Hoffendlich habe ich nach 2 Jahren auch mahl einen andern Posten verdient denn ich mache immer Ab dabei und kome nicht nach weil ich keine Luft bekome. Wenn Herr Reichskansler da mahl dabei wärn bei dem Pfeiferkonzert, würde er davon laufen, aber wier arme Luftschnaper müßen warten und stehen bis so ein Stahlvogel komt und pfeift das schöne Liedt jetzt gest du mit mier. Nun will ich schliesen und vielmahls Grüßsen von Allen aus dem Schützengraben.

Ihr untergebenster
Landsturmmann Ludwig Becker
Kgl. Bayr. Reserve Inf. Rgt. 8
I. Komp. I. Battl.

*

Fritz Hoßfeld,
geb. 5. Oktober 1898 in Dresden,
gef. 18. Juni 1918 bei Soissons.

Im Fernsprechunterstand der Feuerstellung, 13. Juli 1917.
Seit Sonntag bin ich wieder im Fernsprechunterstand und wechsele mit einem Kameraden im Dienst. Nachts hat man vier Stunden Wache, gestern hatte ich von 2—6, heute von 10—2 Uhr. Es ist ganz interessant, als Fernsprecher die vielen Gespräche mit anzuhören, über deren Inhalt uns natürlich Stillschweigen auferlegt ist. Die Vorgänge in Berlin verfolge auch ich mit größter Spannung. Das Erzbergermanöver zeigt, daß die Mehrzahl der Abgeordneten, darunter sogenannte führende Geister, immer wieder für die charakterlosen Friedensanerbietungen zu haben ist. Dieses ungestüme, durch keine vernünftige Erwägung zu hemmende Friedensverlangen erscheint mir bei gebildeten Leuten als unmännliche Willensschlappheit, eine politische Todsünde, die wir noch bitter büßen werden — und mit Recht! Propheten, die das Volk vor dem Verhängnis warnen, hat uns der Herrgott wahrlich geschenkt. Doch diese ernsten Männer werden nicht gehört. Das deutsche Volk läßt sich von den gewissenlosen Juden des Berliner Tageblatts verlästern und in den Staub ziehen. Wie der einzelne, so werden auch die Völker nur durch Schaden klug, und ich fürchte, die Geschichte wird uns durch bittere Lehren unsere Weltversöhnungsschwärmerei noch gründlich austreiben. Hoffentlich sind diese Lehren nicht so bitter, daß wir daran zugrunde gehen. Jetzt steckt das deutsche Volk noch in den Kinderschuhen eines Weltvolkes und beweist täglich seine Unfähigkeit zur Führerschaft.
Scheidemann und Erzberger als Minister? Lloyd George müßte sicher über seine neuen Kollegen bei uns lachen. Wir brauchen in Deutschland einen Bismarck, der, allen Reichstags- und Parteiquatsch ignorierend, aus sich selbst mit Notwendigkeit das Richtige nimmt und mit schöpferischer Genialität, souverän wie ein Künstler, des Reiches Größe gestaltet. Wann, o wann erscheint der Meister? Wirkliche Großtaten werden nicht durch Reichstagsmehrheiten und interfraktionelle Ausschüsse ausgeheckt, sondern sind die Schöpfungen eines Genies. Hindenburg-Ludendorff sind das militärische Genie, wo bleibt das staatsmännische?

Im Unterstand, 24. Juli 1917.
Das Unglaubliche, das ich bis zum letzten Augenblick als bei vernünftigen Menschen unmöglich erachtet hatte, ist am 19. Juli geschehen. Die Reichstagsmehrheit hat eine Entschließung angenommen, deren Durchführung uns über kurz oder lang dem wirtschaftlichen und politischen Untergang weiht, eine Entschließung, die der Reichsleitung ein für alle Mal die Hände binden soll, da «ein annexionistischer Kanzler auf der Friedenskonferenz ausgelacht werden würde!» Nie hat eine Volksvertretung in würdeloserer Weise ihr Volk um die Früchte des gigantischen Ringens betrügen wollen. «Selbst wenn wir schwach wären, gerade dann müßten wir umgekehrt verfahren», sagte Tirpitz. Wenn die berufenen Volksvertreter drinnen in der Heimat allerdings — bewußt oder unbewußt — solchen Verrat üben, dann weiß ich nicht mehr, warum ich hier an der Front stehe und mein Leben im Dienste des Vaterlandes einsetze. Der Engländer kämpft für eine geniale Idee, die jeden großzügig

veranlagten Menschen begeistern muß, für ein britisches Imperium; uns dagegen schwebt bei den blutigsten Kämpfen, bei den ruhmreichsten Siegen, bei den schmerzlichsten Opfern das Gespenst des Scheidemann-Friedens vor Augen und grinst uns hohnlachend entgegen: alles umsonst! Mich hat dieser Reichstagsbeschluß mit großer Entmutigung und Erbitterung erfüllt. Wenn ich noch hier bin und kämpfe, so komme ich mir vor wie Scheidemanns Kaspar. Vielleicht wird Scheidemann noch ein deutscher Venizelos, wenn es nicht Michaelis gelingt, ihm noch die Zügel aus der Hand zu reißen. Hoffen wir, daß der neue Kanzler der Staatslenker ist, der das schier Unmögliche möglich macht und uns vor dem Schlimmsten bewahrt.

Im Lager, 6. August 1917.

Mein heutiger Brief soll dem Andenken meines lieben Kameraden Gustav J. gewidmet sein. Schon seit Wochen hatte der Russe unsere Hauptbeobachtung unter heftiges Feuer genommen. Immer wieder schlugen die Granaten in der Nähe des Fernsprechunterstandes und des Hochstandes ein. Man hatte sich daran gewöhnt und war der ruhigen Zuversicht, daß nicht gleich etwas Schlimmes kommen würde. Am 30. Juli abends setzte die russische Artillerie wieder heftig ein. Ich war mit meinem Kameraden im Fernsprechunterstand. Gegen 8½ Uhr rief uns plötzlich der Beobachtungsoffizier dringlich mit unsern Verbandspäckchen zu sofortiger Hilfeleistung nach dem Hochstand. So schnell wie möglich eilten wir vor und hasteten die Leitern zu dem 23 m hohen Hochstand hinauf — da standen wir plötzlich vor einem entsetzlichen Anblick. Unser lieber J. war auf dem vorletzten Stockwerk unmittelbar vor der schützenden Kabine mit blutüberströmten Gesicht leblos zusammengebrochen — ein Granatsplitter hatte seinen Kopf getroffen. Es war der letzte Schuß gewesen, den der Russe an diesem Abend abgab. Obwohl wir sahen, daß es keine Rettung mehr gab, legten wir dem Leblosen mit unseren Verbandspäckchen noch einen Notverband an. Nun kam für uns die schwerste Arbeit: unsern lieben Kameraden, der sich zwischen den Leitern eingeklemmt hatte, vom Turm herunterzuschaffen. Um ihn freizubekommen, mußten wir zunächst die obere Leiter losreißen. Ein Heruntertragen des Toten ließen die engen Ausschnitte in den Podesten

nicht zu. Inzwischen kamen andere Kameraden aus der Batterie. Mit ihrer Hilfe wickelten wir ihn in eine Zeltbahn und ließen ihn mit Seilen außen am Turm herab. Es war ein bedauernswürdiger Anblick, als wir unsern vor einer Stunde noch lebensfrohen Kameraden zur Erde herabließen. Hier legten wir ihn auf die Tragbahre, ich schloß ihm die Augen und entleerte seine Taschen, der letzte traurige Liebesdienst, den wir ihm zu erweisen hatten. Ich zog ihm den Ring vom schon erkalteten Finger. In seiner Brieftasche fanden wir einen Brief an seine Braut, der am nächsten Morgen abgehen sollte. Schon lange hatte er sich auf seinen bevorstehenden Urlaub gefreut und eine Stunde vor seinem jähen Ende hatte er uns freudestrahlend verkündet, daß er in der Urlaubsliste gleich obenan stünde. In der ganzen Batterie hatte er sich durch seine vornehm-ruhige Art, durch seine Gutmütigkeit und Freundlichkeit, Achtung und Zuneigung erworben.

Im Lazarett, den 9. September 1917.

Wenn ich die Zeitung lese, drängt sich mir ganz von selbst das Urteil auf, von dem man vielleicht sagen kann, daß es meiner Jugend noch nicht zukommt. Daß mich die Beschäftigung mit der Politik von meinen Zielen fernhält, braucht Ihr nicht zu fürchten. Ich gedenke später mit meinen Ansichten durchaus nicht hinter dem Berge zu halten. Es wird für mich Lebensnotwendigkeit sein, was ich für richtig erkannt habe, auch in der Öffentlichkeit zu vertreten. Dem politischen Leben, das nach dem Kriege erst recht bewegt werden und unser ganzes Jahrhundert noch mit großen Kämpfen erfüllen wird, gehört auf irgend eine Weise meine Lebensarbeit. — Mein Urteil erscheint Euch zu hart. Ich muß mich jedoch auf Treitschke berufen, der politische Unfähigkeit als Verbrechen bezeichnet. Ich kämpfe auch mit Bethmann nicht als Menschen, sondern als Kanzler. Wenn mein Freund W. an verantwortlicher Stelle das Staatsganze gefährdete, würde ich ihn ebenso befehden. Die Rücksicht auf den Staat gestattet keine Rücksicht auf das Individuum. Am guten Glauben, am guten Willen eines Staatsmannes hat noch niemand gezweifelt. Doch der gute Glaube ist kein Verdienst, denn ohne ihn wäre der Staatsmann ja ein Verräter. Wenn sich mit ihm nicht die politische Begabung bindet, kann

ein Staatsmann optima fide den Staat zugrunde richten. Wieviel Blut hat uns Bethmanns Politik gekostet, die bis zum 4. August 1914 an England glaubte, die gegen Rußland 24 Stunden zu spät mobilisierte. Daß Bethmann die Notwendigkeit des ungehemmten U-Bootkrieges zu spät einsah, hat den Krieg um ein Jahr verlängert. Wenn die Reichstagsmehrheit das ihrige tut zu unserer inneren Lähmung, so will ich bei vielen den guten Glauben nicht bezweifeln. Scheidemann dagegen befolgt rücksichtslos und gewissenlos sein Parteiinteresse auf Kosten des Ganzen. Er will die Macht in die Hände bekommen und Kaiser und Regierung zu Sklaven der Sozialdemokratie machen. Erzberger ist ein politischer Gernegroß, er spielt unter seinen Parteigenossen die erste Rolle und brüstet sich in seinem Größenwahn, er könnte in einer mehrstündigen Unterredung mit Lloyd George die Grundlagen für den Frieden schaffen. Ich möchte wissen, wie? Unter Preisgabe aller deutschen Interessen?

Im Feldlazarett, 31. Oktober 1917.

. . . Eure Zeitungen habe ich, wenn auch unregelmäßig, erhalten. Unsere großen Erfolge auf Ösel und Dagö zeigen wieder die unverwüstliche Kraft der deutschen Wehrmacht und wirken nach den Reichstagsskandalen erquickend und befreiend. Dennoch kann man sich nicht so freuen, wie man möchte, weil uns für den Friedensschluß die nötige innere Kraft und nationale Einigkeit fehlt. Wir gewinnen die Schlachten, die Engländer gewinnen den Krieg. Nicht allein die Siege entscheiden, sondern vor allem die politische Reife der Völker.

*

Hans Sölla,
geb. 24. September 1898 in Lenggries (Obb.),
gef. 17. August 1917 in Flandern.

Waldstellung bei A., 2. Juli 1917.

Heute kann ich ausnahmsweise nicht schlafen, drum hab ich ein Stümplein Kerze hervorgeholt und schreib noch an Dich. Dumpf hört man im Unterstand den Abschuß und Einschlag der Granaten. Freund und Feind wechseln «Eisengrüße». Es ist schon 12 Uhr vorbei, bei Euch wird alles in tiefem, friedlichem Schlaf liegen, und wir wachen, im Herzen die Sehnsucht nach Frieden, endlichem Frieden. Doch nun genug davon. Paketchen Nr. 14 bekam ich heute, ich sage Dir tausend Dank dafür und für die feinen Eier. Habe mir mal Rühreier und mal Ochsenaugen gemacht. Bin nun ein großer Koch geworden. Hat gut geschmeckt, hatte überhaupt jetzt ein paar Festtage, von Euch drei Paketchen nacheinander.

Gibt's bei Euch keine Neuigkeit? Wie steht's denn eigentlich mit der Ernte in unserer Gegend? Hoffentlich gut! Gibt's Obst, was macht der Garten, die Bienen? Herrgott, was hab' ich schon heraußen Lindenalleen gesehen, die wenn daheim wären! Schorschl schreibt auch schon lange nimmer. — Habe sehr schönen Dienst, bin Inf.-Hilfsbeobachter mit Scherenfernrohr und Marineglas. Manchmal pfeifen die Kugeln recht nett rüber, doch alle treffen nicht.

Leider hat's vor ein paar Tagen einen guten Kameraden meiner Kompanie getroffen, Granatsplitter ins Herz, die Brust arg aufgerissen. Der arme Kerl.

Die Kerze ist herabgebrannt, jetzt geht's ins Flohnest, in fünf Stunden gibt's heißen schwarzen, ungezuckerten Mokka — br.

Flandern, 7. August 1917.

Heute früh sind wir zu kurzer Ruhe zurückgekommen. Also bin ich noch am Leben und wunderbarerweise bis zur Stunde unversehrt geblieben. Dies waren schwere 7 Tage, wir sind furchtbar herabgekommen, körperlich und geistig, ich zittere jetzt noch von dem fürchterlichen Trommelfeuer und dem geschauten Grauen. Lies nur die Tagesberichte seit 31. Juli, Langemarck, Bixschoote.

Denke viel an Euch, an unsere friedliche Heimat und wünsche, daß Ihr nie und nimmer hier die Verwüstungen und das schreckliche Elend sehen müßt.

Schreibt mir bitte recht fleißig, ein Brief von zu Hause ist ja die große Freude für uns. Zeichnet eine runde Summe Kriegsanleihe, das andere hebt Ihr auf. Wir liegen hier überall auf ungedroschenem Getreide, es muß auf den Feldern verfaulen, und daheim die Not.

Im Felde geschrieben, den 10. August 1917.
Heute erhielt ich Pepis Karte vom 5. August. Sage ihm vielen Dank. Also ist Amann Peter verwundet. Der kann lachen, daß er heraußen ist, aus dieser ganz gemeinen Sauerei. Jetzt ist es wohl etwas ruhiger als vor 10 Tagen, aber immerhin noch nichts Angenehmes. Alle Nächte beschießen sie unsere Quartiere, wenn ich im schönsten Schlaf bin, auf einmal schlagen die schweren Bengels ein, und es gibt keinen Unterstand und keinen richtigen Schützengraben, sobald man einen halben Meter tief gräbt, kommt Wasser. Und überall typhusverdächtiges Trinkwasser. Und doch haben wir es vorne aus den Granattrichtern gesoffen. Tage- und Nächtelang gab es nichts zu essen, wenigstens nichts Warmes. Nun in Ruhe gibt es Essen in Hülle und Fülle. Will mal aufzählen: Grog, Kaffee, Tee, Schnaps, Wein als Getränke. Dazu Fleisch, Wurst, Konserven, Marmelade, Käse, Schokolade, Honig, Dörrobst, Butter, Weißbrot, dann täglich 750 g Brot der Mann. Kartoffeln braucht man nur auf den Feldern holen, ebenso Obst. Wir können nicht alles zwingen. Es sind dies Gefechtszulagen, richtige Henkersmahlzeiten. Ich könnte noch vieles erzählen, wie es zugeht, aber ich mag den Schrecken nicht ausmalen. Die Flieger sind wie die Wespen, wahrhaftig unheimlich.
Wenn ich das Glück hab und bekomm einen richtigen Heimatschuß, wenn's nicht immer kracht, daß die Ohren weh tun, dann will ich Euch vorplaudern, wie's uns ergangen. Durchkommen die Engländer nie, höchstens über unsere Leichen hinweg. Ihr werdet sicher in großer Sorge sein, nehmt es nur nicht so schlimm.

*

Hinrich Dücker,
geb. 2. Februar 1890 in Volkmarst.

25. Juli 1917.
Unerquicklich war für mich als Feldurlauber der innerpolitische Kampf um die Friedensentschließung im Reichstage. Man sah, daß vielen die Nerven durchgegangen waren. Sie hielten es für notwendig, dem neutralen und feindlichen Ausland in aller Form und Öffentlichkeit noch einmal sagen zu müssen: «Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an, wir wollen Frieden machen und Euch alles wiedergeben, was wir Euch genommen haben.» O, diese Unbelehrbaren! Diese kleinmütigen Seelen! Die richtige Antwort auf den Saltomortale des Reichstages gab unser Feldmarschall von Hindenburg mit seinem Telegramm: «Frontdurchbruch im Osten». Gewiß wir alle, die wir vorne sind und vorne waren, sind ebenso des Krieges satt wie die daheim. Wir alle möchten gern zu Hause an den Pflug, in die Werkstatt, in die Fabrik, in unser Amt. Aber erst wollen wir die Unversehrtheit und die Sicherung des deutschen Vaterlandes durch einen ehrenvollen Frieden erkämpfen. Das ist unsere Aufgabe und unser Ziel.

*

Karl v. Möller,
geb. 11. Oktober 1876 in Wien.

Tagebuch.

Jamnicastellung bei Stanislau, am 4. Juli 1917.
Man rechnet mit einer Schlacht, die nördlich des Dnjestrs schon rollt. Machte glückliche Unternehmung, brachte Gefangene ein, die aber nicht viel wissen. Sicher ist, daß wir, die 15. J.-D., allein drei bis vier russische Divisionen gegenüber haben, die zu den besten zählen. Kornilow führt. Kerensky soll auch da sein. Die russische Revolution hat nichts geändert. War sie denn von uns nicht auszuwerten gewesen? Wir hausen in Drecklöchern auf der Jutrena. Warum sollen wir's aber auch besser haben als der Mann? Das Regiment ist brav und kampflustig, und wir haben es bei jeder Gelegenheit tüchtig im Abwehrkampf geschult. Doch lieber nicht, in dieser Stellung sehe ich Tote in Massen.

Im Tölgyesgebiet, am 3. August 1917.
Wieder angreifen! Und wir griffen an, nahmen die Arsa, fingen Russen — jetzt Bolschewiken —, erbeuteten Maschinengewehre. Mir krampfte sich das Herz zusammen, als man mir Dutzende

Sterbende zutrug. Stumpft man also nie ganz ab, auch nicht, nachdem man drei Jahre im Blut gewatet ist? Tausende und aber Tausende habe ich abgeschieden liegen gesehen, «wie das Gesetz es befahl». Was für eine Welt wird nach uns kommen? Denn daß das Werkel so weiter gehen soll, nicht gut auszudenken; dieser großartige Aufstand des Menschengeschlechtes — gegen wen? für wen? — muß eine neue Welt einleiten. Herrgott, haben wir gepflügt!

*

Hubert Scheuren,
geb. 21. August 1893 in Hohenbudberg, Krs. Moers.

Im Felde, den 9. August 1917.

Welche Freude, als am Hochberg die Kunde von Ablösung durchkam. Dort hatten wir vom 18.—21. Juni und am 6. Juli gefährliche französische Stürme abzuwehren. Der Kampf Mann gegen Mann ist dabei das Erfreulichste; darin sind unsere Kerls den Franzmännern weit überlegen. Das Schlimmste ist das wahnsinnige Trommelfeuer aus allen möglichen Kalibern. Na, wir wurden also abgelöst. Wie schwellte sich schon die Brust, als wir erst das Trichterfeld hinter uns hatten; aber noch war das Tempo eilig, denn Granaten schlugen noch immer in verderbenbringender Nähe ein. Erst am Kugelgraben, eine starke Stunde vom Kampfgraben entfernt, atmete man völlig auf. Die Kerls, die bis dahin lautlos nur immer vorwärts gerast waren, hier fanden sie endlich ihre Stimme wieder, hier wurden die ersten Zigarren und Zigaretten angesteckt. Und als wir dann nach einer weiteren Marschstunde in geschlossener Kompanie am dämmernden Morgen von der Küche mit einer köstlichen Erbsensuppe versorgt wurden, da waren die Schrecken des Hochbergs schon fast vergessen. — Dieses herrliche, freie Glücksgefühl, so außerhalb des Granatenreiches an der Spitze der Kompanie wieder grüne Felder vor Augen, in Frieden arbeitende Leute, dann in den weiter hinten liegenden wieder Zivilisten, Frauen. Das Auge, gewöhnt an eine Trichterwüste, konnte sich gar nicht satt sehen. So recht kam einem zum Bewußtsein, wie schön doch das Leben ist. Nie habe ich vorher, selbst nach schlimmen Stürmen, ein solches Glücksgefühl so dankbar, so erhebend verspürt.

*

Peter Henning,
geb. 1. Februar 1891 in Neu-Ekels, Kreis Aurich.

27. August 1917.

Es ist schon lange her, als mein Leutnant durch Handgranate schwer verwundet wurde. Dieser Leutnant schien für verloren, als auf einmal gefragt wurde, wer sich freiwillig Blut für Lt. Knälmann abzapfen lassen wollte, natürlich kerngesund, durfte noch nie krank gewesen sein. Ich meldete mich. Der Leutnant lebt noch, ist sogar gut zufrieden. Ich habe mein halbes Blut weggegeben. Ich bin jetzt wieder besser. Wissen Sie, es ist gerade kein Spaß, wenn die Herren einem da im Arm herumschneiden. Ich mit mein junges Blut, mir geht keine See zu hoch. Es ist mir alles egal, ob ich in Stellung ziehe oder bin in Reserve. Man hat fast gar keine Gedanken mehr. Und zu guter Letzt kriegt man hier noch Schraube los, es wird Zeit, daß man mal wieder unter freundliche Menschen kommt.

*

A., ungenannt.

Philippeville, 8. August 1917.

Muß ihnen wieder nach langen Schweigen eine traurige Nachricht von mir übersenden. Aber vürs aller erste muß ich doch mit tiefgeneigten Haubte und betrüben Herzen um vergebung bitten waß ich an den Herrn Pfarer mit meine wutsreden betrübt und beleidigt habe, also Werther Herr Pfarer, da sie mich doch nie verstoßen haben, bitte ich auch höflichs vür dieses mahl um vergebung. Denn ich fühle und sehe, das ich ein Schlechter Mensch bin und an mir nichts gutes ist. Denn ich bin nicht mehr wert, das ich noch in dieser Welt Lebe, ich habe alle gebotte und den Schwur, denn ich geschworen habe, übertreten und mus mit meine Sünden ins Grab sinken, denn der Teufel hat mir das

Evangelio aus meinen Herzen geraubt. Ich habe an mir keine macht mehr und fange wieder alle schandtaten an Rauchen und das übriege noch, denn ich hatte mich verschworen, nicht mehr zu rauchen, aber ich wurde madt und muste mich ergeben, und nun die ängste! Denn mein gewissen lest mir keine ruhe, fals ich an die front komme und der Herr mir den Todt zugesagt hat, denn muß ich meine sünden absterben und die ewige quall leiden, das ist mir immer in den gedanken. Nun möcht ich den Herrn Pfarer doch um guten rat bitten, ob es auch vür mich noch vergebung giebt, denn ich glaube nicht, dieses ist schon das zweite mahl, das ich es tuhe. Fals ich in Urlaub kommen kann, mus ich mich Schämen, meiner Mutter in Auge zu gehen. Vielleicht ist der Herr Pfarer so freundlich und schreibt mir einen guten raht, denn hir kann man ja nich viel an Gott denken. Tag und nacht Dienst und das Essen ist müssrabel schlecht. vorgetern hatten wir wieder Brennesseln die Stanken wie die Pest, daß man gar nicht nach die Küche hinkonte. Nun will ich Schließen, denn es ist zeit, die Matten glieder ihre ruhe zu gönnen. Mitt den Inigsten Grüße aus der ferne sendet ihnen ihr Konfürmande Robert und bittet höflich um recht Baldiege un Deutliche Antwordt.

*

E r i c h G a u s e, unbekannt.

Im Felde, den 24. August 1917.

Habe gestern einen Brief von Hause erhalten, der mich sehr gekränkt hat. Nämlich, daß meinen Eltern die Wohnung gekündigt worden ist. Ich kann mich darüber nicht beruhigen und schreibe deshalb diesen Brief an Sie. Wenn man sich hier draußen schon jahrelang umhertreibt und für sein liebes Vaterland kämpft und seine Knochen zum Markte feilbietet, dann werden den Eltern in dieser ernsten Zeit solch schweren Sorgen bereitet. Das kann mich durchaus nicht erfreuen. Da möchte ich am liebsten die Flinte in's Korn werfen und der Sache persönlich beiwohnen. Wir Soldaten müssen uns in den engen Unterständen zusammendrücken, wo es durchregnet und der Wind in alle Ecken pfeift, aber man sagt sich, es ist Krieg, trotzdem man

früher auch andere Wohnungen gehabt hat. Und dann wird man jetzt in dieser so ernsten Zeit nicht Räumlichkeit genug haben. Da steht mir förmlich der Verstand stille. Wir sind daran nicht schuld, daß der Krieg solange dauert, aber es müssen alle aus der Heimat den Pulverdampf genießen und alle ein Jahr die Nase in den Schützengraben stecken, dann würde es in der Heimat weit besser stehen. Denn ein Mensch ist ja jetzt dem andern sein Teufel. Wirklich wahr. Nehmen Sie mir bitte nichts für übel, denn ich bin sehr aufgeregt. Würde mich aber freuen, wenn meine Eltern da wohnen blieben, daß ich auf den nächsten Urlaub auch die Zeit da verbringen könnte . . .

*

W i l h e l m B ö c h e r,
geb. 29. Januar 1898 in Ruppertsburg/Oberhessen.

11. August 1917.

Hoffentlich habt Ihr den Hafer alle gebunden? Wir haben hier auch meistens Regen, das ist ja ganz günstiges Wetter für die Schlacht in Flandern; da können die Engländer bei ihren Angriffen nicht viel erreichen. Wir haben nun drei Jahre Krieg und stehen gegen die ganze Welt, aber trotzdem ist unsere Kraft ungebrochen. Hier im Westen haben unsere Feinde selbst mit dem unerhörtesten Menscheneinsatz bei ihren Angriffen nichts erreicht, und im Osten hat Hindenburg zu neuen, gewaltigen Schlägen ausgeholt. Ich meine, da brauchte die Heimat doch nicht kleinmütig zu sein und immer daran zu denken, auf jegliche Art sobald als möglich Frieden zu bekommen. Was hat der Reichstag mit seiner letzten Friedenskundgebung erreicht? Nur Hohn und Spott hat er bei den Feinden geerntet. Ich freue mich nur, daß einige Parteien anderer Meinung waren. — Jetzt schon an die vielgepriesene, sogenannte Neuorientierung im Innern heranzugehen, ist verfehlt. Erst müssen wir unsere Grenzen nach außen sichern, und dann kann auch der innere Aufbau in Angriff genommen werden. Die Herrn im Reichstag scheinen ganz zu vergessen, daß es doch in erster Linie unsere Feldgrauen sind, die da auch ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Es wird noch zuviel unnützes Zeug im Reichstag gere-

det. Unsere Zeit braucht keine Reden, sondern Taten! Schwer ist der Krieg allerdings, und gewaltige Opfer werden von jedem einzelnen sowie von dem ganzen Volk gefordert, aber dafür erleben wir ja auch die größte Zeit, die unser Vaterland jemals durchgemacht hat. — Wenn wir vorzeitig den Kampf, der sich doch zweifellos zu unseren Gunsten neigt, aufgeben, dann sind wir nicht wert, eine Nation zu heißen; denn dann haben wir in der Welt verspielt, und Deutschland kommt wieder in eine ähnliche Lage wie nach dem Dreißigjährigen Krieg.

*

Günther Ulrich Totzke,
geb. 13. Juli 1899 in Berlin,
gef. 12. Oktober 1917 St. Souplet/Champagne.

Nur im Falle meines Todes zu öffnen.

Im Felde, August 1917.

Der Krieg macht eisern, seid Ihr auch eisern dem Schmerz gegenüber; lebt fröhlich auf der Erde und seid stolz auch ein bißchen auf mich. So will ich Euch wissen, in diesem Gedanken sterbe ich und will nicht enttäuscht sein.
Schluß mit der Selbstverständlichkeit. Sagt nicht, er weiß nicht, was scheiden heißt. Er weiß es wohl; aber verzweifelt nicht, da es nur ein körperliches Scheiden ist. Viel Glück!

Donnerstag, den 11. Oktober 1917.

Heute nacht geht es mit den Stoßtrupps in die vorderen Sappenköpfe, um in der Frühe des 12. unter unserer Feuerglocke hervorzubrechen: ich mit meinem Stoßtrupp als erster, den feindlichen Sappenposten gefangen zu nehmen und in die vordersten Linien einzudringen, um die Besatzung zu überwältigen und einen M.-G.-Stollen zu sprengen. Außerdem den Graben abzuriegeln. Neun Mann, vier Pioniere, Flammenwerfer, vier Krankenträger ist mein Trupp stark. Mir folgen weitere Trupps, um bis in die dritte feindliche Linie vorzubrechen und hauptsächlich einen Tunnel mit Mann und Maus in die Luft zu sprengen. Es kommt daher alles auf mein Vorgehen an, um

im Granatfeuer die anderen Trupps mitzureißen. Es sollen Gefangene gemacht werden. Hindenburg fordert es, um zu wissen, wer vor uns liegt. Überraschende Schnelligkeit ist die Hauptsache. Der alte Haudegen Chevalrie soll die wohlberühmte 41er Bravour nicht vermissen; er soll, wenn es nicht anders ist, die Gewißheit haben, sie wußten deutsch zu sterben. — Die heimliche Ungewißheit, bekomme ich die Leute vor, unterdrücke ich, es wird gelingen und als ein Held zu sterben, ist auch ein Gelingen.

*

Fritz Thies,
geb. 27. Oktober 1883 in Lachendorf/Celle,
gef. 16. August 1917 bei Hooglede.

Tagebuch.

Ohne Datum.

Gegen 10 Uhr abends stand die Batterie gefechtsbereit auf der Chaussee und fuhr eine halbe Stunde später im Trabe einer vor uns liegenden, steil aufsteigenden Höhe entgegen.
Der Mond war um diese Zeit aus den Wolken hervorgetreten. Verzerrt, karikaturenhaft schienen Reiter, Geschütze und Kanoniere als riesige Schlagschatten die Landstraße entlang über Gräben und Felder dahinzufliegen. Matt leuchteten die grauen Stahlrohre der Geschütze. Lehmgraue Automobile, dann und wann ein Meldereiter im gestreckten Galopp, zurückkehrende Kolonnenwagen aller Gattungen tauchten vor uns auf und verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen, im aufwirbelnden Staub der Straße. . . .
Immer näher rückten die sich palisadenartig vor uns auftürmenden waldbedeckten Höhen, blauschwarz und massig hoben sie sich gegen den nächtlichen Himmel ab. Unablässig fernem Wetterleuchten gleich, zuckten bald hier bald dort die Lichtscheine der Signal- und Raketenfeuer am Horizont empor. Gespenstisch tauchten aus grauen Erdschollen in schneller Reihenfolge rechts und links zerschossene Mauern, Häuser, Ruinen, Gräben und Holzkreuze auf. Dann und wann flogen aufgescheuchte Raben hoch, um sich bald nachher kreischend auf dem nächsten Trümmerhaufen am Rande des Weges niederzulassen. So hockte eine

Anzahl oben auf der schneeweißen Riesenfigur eines Christus am Kreuze. Das aus der Brandstätte hervorragende Kreuz war fast unversehrt geblieben, nur hatte ein Geschoß die Füße der Erlöserfigur zertrümmert. — Friede auf Erden. —
Feucht und kalt legt sich die Nachtluft auf Menschen, Tiere und Geschütze. Zusammengesunken, vornübergeneigt saßen die Reiter auf müden Pferden. Fröstelnd, mit übernächtigen Gesichtern, hockten die Kanoniere auf den Geschützen und Munitionswagen. Der Mond verkroch sich hinter grauen Wolkenmassen, als die Batterie am Fuße der Höhe anlangte. Die kärglichen Trümmer des kleinen Dorfes, durch das die steil und gewunden aufsteigende Gebirgsstraße führte, war in Lazarette und Unterkunftsräume für Verwundete umgewandelt worden. Im Fackel- und Laternenschein am Ausgang des langgestreckten Dorfes sah man die Reserven der Infanterie neben den Geschützen einherschreiten. Der Lärm der einschlagenden schweren Geschosse wurde ohrenbetäubend und rief in den Schluchten und Wäldern ein hundertfaches Echo hervor.
In dichtgedrängter Reihenfolge kamen uns mit Stroh belegte lange Leiterwagen, Automobile und Droschken voll schwerverwundeter deutscher und französischer Soldaten entgegen, untermischt mit humpelnden Leichtverwundeten, die sich mit den Händen an die Wagen klammerten. Trat eine Stockung ein, so vernahm man aus dem Innern der Wagen wohl hier und dort ein halbunterdrücktes Wimmern, und beim Schimmern der Laternen sah man blasse Gesichter aus blutigen Verbänden teilnahmslos ins Leere starren.
Die Franzosen beschossen jetzt unsere steil aufsteigende Heerstraße mit Brennzündern, die links und rechts des Weges, wie rote Blitze sprühend, hoch oben in den Bäumen explodierten. In den Kronen der Tannen ein Zischen und Knistern. Einige Trupps französischer Gefangener duckten sich scheu vor dem Feuer ihrer Landsleute in die breiten Chausseegräben. Vor uns hatte eben eine Granate zwei Pferde getötet; man schaffte sie, so gut es in der Eile ging, auf die Wegseite. Im Morgengrauen konnte man noch deutlich die Stelle an drei großen Blutlachen auf der weißstaubigen Chaussee erkennen.
Mit Tagesanbruch war die Batterie an die Hauptheerstraße gelangt und stand dort, vorn die Geschütze, hinten die Staffel, peinlich genau in Abständen des vorgeschriebenen Marschreglements, weiterer Befehle harrend.

7. August 1917.

Erst heute finde ich Zeit, Dir zu Deinem Geburtstage zu gratulieren. Seit vierzehn Tagen liegen wir wieder gegen die Engländer. Du wirst von der großen Schlacht in Flandern gelesen haben. Das hier Erlebte übersteigt alles das, was wir bisher durchmachen mußten. Es ist grauenhaft. Man wünscht oft, tot zu sein. Es gibt keine Unterkunft mehr. Wir liegen im Wasser. Hier ist alles eben. Das Feuer nimmt Tag und Nacht kein Ende. Wir haben dieses Mal keine Toten in der Batterie, sondern nur Schwerverwundete. Unser Zeug wird gar nicht mehr trocken. Seit zehn Tagen haben die meisten keine Stiefel mehr angehabt. Das Schlimmste bei der Geschichte ist das sich vielfach einstellende Erbrechen und Diarrhöe. Darunter habe ich auch verflucht zu leiden, aber es wird ja wohl alles bald wieder vorübergehen und ich nochmals mit heilen Knochen herauskommen. Post haben wir lange nicht mehr erhalten, aber es wird wohl später alles auf einmal kommen.

*

Ewald Marwitz, unbekannt.

Constances, 1. Juli 1917.

Endlich nach neunmonatiger Gefangenschaft komme ich auch mal dazu, Ihnen einen kleinen Brief zu schreiben. Denke ich an die erste Zeit meiner Verwundung, so könnte man wohl am Leben verzweifeln, aber jetzt kann ich bald auf eine vollkommene Gesundheit zurückblicken. Die Zeit vergeht mir sehr schnell, denke ja oft nach Hause, überhaupt bei dieser schweren Arbeitszeit, wo einem die Gedanken nicht aus dem Kopf kommen. Aber man darf nicht den Mut verlieren. Nur Geduld, die Stunde kommt, wo auch für uns mal wieder ein anderes Leben anfängt. So teile ich das Los mit vielen meiner Kameraden. Jetzt lernt man erst seine Heimat schätzen ... Wenn die Zeit wohl kommen wird, wenn Du Deiner Mutter kannst zurufen: «Grüß Gott, liebe Mutter», und sie umarmen? — Nun

möchte Gott geben, daß wir uns mal gesund wiedersehen. Wenigstens habe ich Ihnen einen Brief geschrieben, den ich nach meinem Verstand nach nicht besser aufsetzen kann.

*

Heinrich Zellner,
geb. 21. Februar 1886 in Dt. Wilmersdorf, Krs. Teltow.

Ostfront vor Jakobstadt, 22. April 1917.

Also heute am Sonntag den 22. April 1917, russische Ostern, im Schützengraben als Artilleriebeobachter. Als ich heute in den Graben kam, flogen gerade ungefähr 18 wilde Gänse über die Stellung, worauf sich im russischen Graben ein ungeheures Schnellfeuer erhob. Unter ängstlichem Geschrei stoben die Gänse auseinander, zwei fielen getroffen und wurden sofort von den Panjes geholt.

Eure Nachrichten, die Verpflegung betreffend, haben mich sehr interessiert. An Brot sind wir erheblich gekürzt, für drei Tage nur 1500 g, Butter, Schmalz oder Marmelade verhältnismäßig genug. Mehl, das an die Mittagsportion kommt, ist von 700 g auf 200 g zurückgesetzt. In der Woche sind 2—3 Tage fleischlos. An den Tagen, an denen es Fleisch gibt, sind es vielleicht 60 g. Wir kochen in der Feuerstellung aus einem Topf, aus dem auch die Offiziere essen. Aber trotz des besten Willens ist es nicht möglich, ein vernünftiges Essen zu kochen. Z. B. Mittagbrot für 50 Mann: dafür stehen zur Verfügung 2 Pfund Nudeln und etwa 400 Backpflaumen. Bei einer Arbeitszeit von 9½ Stunden und jeden zweiten Tag Nachtwache von 6 Stunden, und zwar wird schwere Arbeit geleistet, bombensichere Unterstände für die Batterie gebaut. Wenn man dann die Geduld sieht, mit der die Leute trotz der geringen Verpflegung ihre Pflichten erfüllen!

Sonnenhofwald vor Jakobstadt, 11. August 1917.

Gestern früh um 9 Uhr langte ich nach ganz gemütlicher Fahrt auf Bahnhof Sikin an, wo ich nach langem Suchen schließlich meinen Burschen entdeckte, der sich in die äußerste Ecke mit meinem Fuchs verkrochen hatte. Während der langen Fahrt wurde ich ein Gefühl des Abschiednehmens nicht los. Als ich die ersten Panjebuden in Mist und Dreck liegen sah, dachte ich

voll Wehmut an die reinen deutschen Häuser, Straßen, an den Abschied von Bett und Bad. — — —

Als ich in Sikin meinem Fuchs in's treue Auge sah und ihm seine weichen Nüstern streichelte, da mutete es mich an wie ein stiller Heimatgruß, wie ein Vorwurf, wo ich so lange gesteckt hätte. Dann kam mein Gepäckwagen. In den rauhen Gesichtern der Fahrer sah ich die Freude über meine Rückkehr leuchten. Ich schwang mich in den Sattel und ritt langsam durch die prachtvolle kurländische Morgenlandschaft. Zwischen den Bäumen leuchtete überall das Heidekraut, das sich wundervoll von den dunklen Moosen abhebt. Dazwischen vereinzelt, wie Blutstropfen anzuschauen, Preißelbeeren. Und über dem allen eine herrliche lachende Augustsonne. Ich hatte meinem Fuchs die Zügel auf den Hals gelegt und ließ ihm volle Freiheit. Da ging es wie ein Aufatmen durch meine Brust nach dem langen Aufenthalt in der drückenden Stadtluft. — Es folgte eine freudige Begrüßung in der Batterie. Alles war froh, daß ich wieder da bin.

Gleich am nächsten Morgen war Fahrübung; so ging ich nicht zur Beobachtung, sondern führte die Batterie als nachführender Offizier. In aller Herrgottsfrühe ging die Geschichte los. Ich führte die Batterie dem Batterieführer in die von ihm ausgesuchte Stellung nach. — Hinter mir ratterte die Batterie. In das Schnauben und Stampfen der Pferde mischte sich das Klirren der Ketten und das Knirschen des Lederzeuges. Da überkam mich auf einmal ein Heimatgefühl. Es wurde mir klar, daß ich mich nicht in Deutschland zu Haus fühlen könnte, sondern daß ich zu meiner Batterie gehöre, so lange Krieg ist. Hier ist meine Heimat.

*

Unbekannt.

September 1917.

Von einem Erlebnis, das ich dieser Tage hatte, möchte ich Ihnen Mitteilung machen. Kürzlich tritt eine ältere Frau in mein Zimmer. Blick, Gebärden, Haltung — alles an ihr ist Sorge. Sie käme, um sich Rat zu holen, aber ich sah und fühlte es, sie wollte mehr, wollte Hilfe. Erst stockend, dann freier, erzählte sie. Ihr Ältester war im Jahre 1914 vor Verdun ge-

fallen, der zweite ist seit Februar 1915 vor Grodno verschollen, der dritte ist vor kurzem schwer verwundet worden und vielleicht Krüppel sein Leben lang. Und nun sollte auch der vierte hinaus als Pionier. Ob es nicht möglich sei, den zu schonen, ihn zu rückwärtigen Formationen zu versetzen. Sie fragte, obwohl sie wußte, es ginge nicht, denn in ihren Händen hielt sie die Antwort auf einen Antrag, den sie an die zuständige Behörde gerichtet hatte, und die lautete, unter Betonung, daß die von ihr gebrachten Opfer voll gewürdigt würden, verneinend. Aber wer schöpft wohl die Hoffnung eines Mutterherzens aus? Ob denn nicht wenigstens die Versetzung irgendwo andershin möglich wäre? Irgendwohin, wohin der Tod nicht so sehr käme, er wäre ein so geschickter Arbeiter, könnte als solcher viel leisten. Doch auch dazu konnte und durfte ich ihr keine Aussichten machen. Und nun suchte ich nach Worten, hätte ihr so gern was Besonderes gesagt und konnte doch nur die üblichen Redensarten vorbringen, daß sie trotz aller Schicksalsschläge Vertrauen haben möchte, daß der Krieg ja bestimmt nun bald zu Ende sein würde, daß der Jüngste nicht mehr lange Gefahr zu laufen brauche. Aber noch im Satz unterbrach sie mich, ihre Haltung straffte sich, und mit verändertem Ton, in dem kein Leid mehr zitterte, kam es kurz heraus: Jetzt können wir keinen Frieden schließen, und — als sie wohl in meinem Blicke etwas von einer stummen Frage nach einer Erklärung sah — mit flammenden Augen und erhobener Stimme: sollen meine Söhne umsonst gefallen sein? — Ich drückte der Frau stumm die Hand; höchsten Gefühlen gegenüber versagt das Wort. Sie verstand mich auch so. Doch als sie zur Tür hinaustrat, sagte ich ihr: «Möchten alle Frauen, ja auch alle Männer Ihnen gleichen.»

*

Hermann v. Rohden,
geb. 10. November 1887 in Hagenau/Elsaß,
gef. 3. September 1918 in Bussy.

29. August 1917.

Man sollte meinen, daß man allmählich vollständig abgestumpft und unempfindlich gegen die Todesgedanken geworden ist, aber

es ist wohl mehr tapferer Selbstbetrug, wenn man das Vorhandensein einer gewissen Wehmut ableugnen will. Wenn wir erst wieder einmal mitten drin stecken und ich den Kopf mit Befehlen und Überlegungen vollgepfropft habe, dann bin ich Soldat und habe keine Zeit, an das Leben des einzelnen zu denken, weil ich jeden Augenblick für alle sorgen und handeln muß.

Lazarett, 16. September 1917.

Ich mußte hier staunen über den Heroismus eines jungen Artillerieleutnants, dem vor 2 Tagen der linke Arm amputiert worden war. Er war so heiter und frohgemut, als wenn nichts geschehen wäre. «Ach, es hätte doch viel schlimmer kommen können, denken Sie doch an die Blinden.» «Mein erster Gedanke, als ich den zerschmetterten Arm sah, war: ja, da mußt du wohl sterben — nachher war ich ganz froh, daß nur der Arm weg ist.» — Mit Tränen in den Augen überreichte ihm sein General das E. K. I. Danach sagte er zu mir: «Das ist nun dumm, jetzt hab' ich's aus Mitleid bekommen!» Man erlebt hier seltsame Szenen; ich finde, nirgends kann sich neben der Grausamkeit des Krieges so herrlich menschliche Herzensgüte entfalten wie im Feldlazarett. Da jetzt nur Leichtverwundete hier in unserm Zimmer liegen und verschiedene interessante, künstlerisch angehauchte «Charakterköpfe» darunter sind, so wird mir die Zeit nicht lang. Einer spielt sehr gut Gitarre, da singen wir dann allerlei Studentenlieder und alte Volksweisen zusammen mit der lustigen Schwester «Hannah», die ihrem schweren Beruf in der glücklichsten Weise nachzukommen weiß. Und während wir ganz andächtig zum Schluß «Ade, zur guten Nacht» singen, trommelt es 10 km weiter westwärts unbarmherzig auf meine arme Kompanie.

*

Clemens Busch,
geb. 14. November 1891 in Pünderich.

La Maisonnette, den 28. Januar 1917.

In den nächsten Tagen werdet Ihr keine Post von mir bekommen, werden wohl weiter wandern, also keine Angst. Ich bin

fleißig mit meiner Gruppe am Minieren, hauen feste Kalkfelsen. Vor wenigen Monaten hieß es ständig im Heeresbericht: die heißumstrittene Höhe La Maisonnette. Oft wechselte sie ihren Besitzer, war ständiger Zankapfel, bis sie deutsche Hände dem Franzmann wieder entrissen, um sie fest und dauernd im Besitz zu halten. Jetzt liegt die Höhe hinter uns, heute unsere erste Linie, der Schauplatz früherer Kämpfe. Die Maisonnette-Ferme liegt tot und verlassen, übersät mit Granattrichtern. Mauerreste und Baumstumpen kennzeichnen noch den Platz der Ferme, des Schloßwaldes. Zerschossene Unterstände, zertrümmertes Gerät, Waffen aller Art, Trichter mit Toten, Franzosen und Deutschen, kennzeichnen noch die einzelnen Stellen erbitterten Ringens. Nicht jedem ist ein anständiger Platz vergönnt zum ewigen Schlaf. Von Artillerie-Volltreffern verschüttet, vergraben, allein, zu zweien, gruppenweise, so liegen sie, werden zertreten. Von ihren Angehörigen vermißt, betrauert, beweint. Schlimmer steht's noch mit denen im Zwischengelände; wie mancher liegt noch da, Gewehr, Handgranate in der Hand, dem Wind und Wetter preisgegeben, bis eine mitleidige Patrouille ihn mit zwei Schaufeln Erde zudeckt, ihm die Erkennungsmarke abnimmt, damit wenigstens die Angehörigen Nachricht bekommen.

4. September 1917.

Heute Nacht hatten wir wieder eine schöne Tour nach vorn, dauernd im Artilleriefeuer. Einem meiner Leute wurde der Marmeladeeimer durch Granatsplitter aus der Hand gerissen. Die Marmelade war zum Teufel, Gott sei Dank blieben die Kerls heil. Lege heute ein paar Feldlilien in den Brief, gepflückt im Sumpf vom Chemin des Dames an der Royère-Ferme. Heute gab's wieder Drahtverhau. Einen ziemlich tollen Magen muß man haben, wenn man das Zeug verdauen will. Mein silberner Löffel ist viel zu schade dazu. In Hindenburg seiner Rede bei der Parade betonte er besonders: heute stehe ich wieder vor meinem Regiment als Generalfeldmarschall an der Grenze meiner Laufbahn, wo ich vor 62 Jahren als blutjunger Fähnrich eingetreten bin, mit dem Regiment die Feldzüge 64/66 und 70/71 mitmachte und dort verwundet wurde.

Heldenkeller von Chevregny, 16. September 1917.

Komme jetzt eben mit meinem Zuge vom Chemin des Dames zurück, hatten Essen, Brot, Kaffee dorthin gebracht und dann noch Minierrahmen und Schnellhindernisse geschleppt, schön war's nicht. Ständig hält der Franzmann die Annäherungswege unter Feuer, macht Feuerüberfälle. Es hilft alles nichts, durch müssen wir trotzdem, die Kerls vorn müssen etwas zu essen haben. Heute gab's Apfelreis, das ist ein Reissüppchen mit viel Wasser, bißchen Reis, das wird dann gekocht im Verein mit Äpfeln, deren es boku gibt, zuletzt wird das Zeug nun trüb, rötlich, gelblich, bläulich, dreckig, und das heißt Apfelreis, dazu gab's ein halbes Brot, 2½ Fingerhut voll Käse auf den Mann. So leben wir! Gestern gab's Kälberzähne, nun das wißt Ihr nun auch wieder nicht, was das ist. Also so'ne Art Gemengsel von Stärkemehl, Tapetenleim, Kleister und Gerstenkern, dazu Marmelade. Morgen gibt's nun unser liebes altes Nationalgericht: «Dörrgemüse-Drahtverhau». Da krampft sich der Magen schon zusammen, wenn er das hört. Nicht zu vergessen der Tee oder Kaffee, den es abwechselnd gibt. Es wird immer vorher angesagt, was es ist, ob's Tee oder Kaffee ist. Ich bin nun drei Wochen hier, ich glaub', meine Backen sind schon wieder eingegangen und mein vom Urlaub mitgebrachter Kartoffelbauch ist wieder flöten. Verhungern tun wir deshalb doch nicht, wir halten immer noch aus.

*

Erwin Trzebiatowsky,
geb. 14. Juli 1895 in Dedeleben,
gest. 24. Februar 1927 in Wellingsbüttel.

Westen, 23. September 1917.

Du machst ein Gleiches durch wie ich, der ich oftmals nach einer Versetzung mich nicht wohl fühlte. Der mich umgebende Kreis sagte mir nicht zu. Ich habe, als ich zu dieser meiner Abteilung kam, großes Glück gehabt, schon durch die Art der Menschen, die ich vorfand. Meine allergrößte Freude war aber die Feststellung einer durchweg gleichen Ansicht, daß wir keinen Frieden machen wollen und die gleich große Empörung über Erzberger. Schade, unter 60 Millionen Deutschen gibt es keinen, der diesen

Ententeschieber zum ewigen Schweigen bringt! Er muß weg auf jeden Fall. Nicht wieder gutzumachende Nachteile haben uns seine, nur aus spukhafter Eitelkeit und Sucht, sich genannt zu sehen, gehaltenen Reden eingebracht. Mag die Zeit kommen, wo ihm Dreck ins Maul fällt, wenn er es auftut. . . .

*

Karl Hinrichs,
geb. 20. Februar 1896 in Altenkamp, Post Bad Zwischenahn.

Sonntagabend, den 23. September 1917.

Zur Abwechselung verleben wir wieder einige Tage gemütlichen Krieg. Seit gestern bin ich mit einigen Leuten auf Wache gezogen. Es ist heute ein besonderer Tag. Heute beginnt mein drittes Jahr beim Militär. Wer hätte das gedacht! Sollen wir deswegen den Mut sinken lassen? Oder gar das Vertrauen verlieren?
Zwar hat man leicht sagen: «Durchhalten! Aushalten! Maul halten!» Aber hat man denn nicht recht mit diesen Worten? Was wollen wir? Die Antwort ist nicht schwer: «Den Frieden.»
Nun, würdest Du Dich nicht verteidigen müssen, wenn Du Deinem Feind einen Vorschlag zur Versöhnung machst und der Gegner Dich unerbittlich weiter verhaut? Zu einer Verständigung gehören bekanntlich zwei Mann! Was redet man aber von Verzichtfrieden? Worauf wollen wir denn verzichten? Auf unsere Freiheit? Oder will man gar einen Frieden um jeden Preis? Ist so etwas denkbar?
So wollen wir denn hoffen mit Gott, daß alles ein gutes Ende nehmen möge, und daß es, wenn es gar nicht anders geht, zu einer rechten Verständigung kommen möge.

*

Hermann Kanitzsch,
geb. 4. Mai 1898 in Azul/Argentinien,
gest. 25. November 1918 im franz. Lazarett Laval bei Le Mans, in Gefangenschaft.

23. September 1917.

Nun, meine Mutter, sitze ich hier im Houthoulster Walde. Wie ich hierherkam, werde ich Dir erzählen. Gestern abend 7.15 Uhr,

stand die Kompanie mit Sturmgepäck marschbereit unweit von Staden. «In Kolonne zu einem» schlichen wir um die Chausseen und Straßen herum durch den zerschossenen Gespensterwald. Die Mondsichel schien seltsam durch das Geäst und gesellte sich zu den vielen Leuchtbomben am Himmel. Die Granaten sausten durch die Luft «Krach bum!» Uns entgegen schlichen sich die Trägertrupps, die Bagagewagen mit leeren Munitionskörben, abgelöste Artillerie und sonst noch alles mögliche. Wie kläglich nahmen sich die bleichen Wände zerschossener Waldhäuser aus! Hier und da ein Beobachterstand von der Artillerie. Immer trostloser der Wald —, da eine Lichtung. Wir schlichen uns wortlos durch das leere Trichterfeld. Da stolpert man über Drahtverhau — aha, die zweite Stellung. Ein Stück weiter vor, und wir waren am Ziel. Ein leicht gedeckter Unterschlupf ist unser Quartier für sechs Tage, dann geht es in die vordere Stellung, die sechshundert Meter weiter vor liegt. Ein Treffer an einer Ecke des Baumes mag einst wohl Menschenleben gekostet haben. Der erste Zug, zu dem ich gehöre, liegt in diesem Bunker, während das übrige auf Betonstände verteilt ist. «Du bist Fatalist» denke ich, nachdem ich noch kräftig in mein Brot gebissen habe, wie die kümmerlichen Reste ergaben. Nachts 2 Uhr ziehe ich auf Doppelposten mit einem andern Gefreiten zusammen. Die Patronentaschen hängen schwer am Gurt, das Gewehr ist mir so lieb und vertraut, es hängt vergnüglich an meiner Schulter. Der Gefreite ist in Rußland gewesen, aus seinen bitteren Worten höre ich sein Unbehagen in Frankreichs Trichterfeld. Das muß ich sagen, die Biester heulen einem ganz gemein um die Ohren. Patrouillen innerhalb der Postenkette erkundigen sich, wer hier liegt. «I. Zug, 2/86» raunt man zurück. 4 Uhr, das Sternfunkeln ist noch so schön, der Große Bär bleibt ewig mein Vertrauter, mit dem ich Erlebnisse aus der Vergangenheit auszutauschen glaube. Ich verbinde die beiden Sterne am weitesten rechts, die Linie trifft nach oben verlängert den Polarstern. Norden. «Da ist Hamburg, dort liegt Dixmuiden». Die Richtungen stimmen, aber die Entfernungen sind doch so sehr verschieden. Nun, also in den Bunker. «He! Ablösung!» Ich krabble in meine Zeltbahn, höre noch das Räuspern der Ablösung, dann schlafe ich, nach einem Tranke aus der Schnapsflasche. — Ein Sonnenstreifen quer durch die Höhle. Ich recke und strecke mich.

«Also das ist Sonntag». Ein wenig Brot mit Wurst, ein Schluck Alkohol bilden mein Frühstück. Ich muß mich für diesen Tag damit begnügen; der Essenträgertrupp kommt nur nachts heran. Ich gehe ins Freie unter möglichster Fliegerdeckung und wähle einen recht großen Trichter. Strauch und Baum, ein jedes Fleckchen Erde ist zerwühlt von Granaten. Himmel, wie sieht das aus! Es fehlen nur die Totenkrähen. Vor mir liegt ein Kreuz. Ich trage es auf einen Krumenhaufen. Wieviele liegen wohl hier in diesem Granatenacker? Links am Bunkerausgang blickt ein frisches Kreuz durch die Baumstümpfe. «Musketier Wilhelm Ruß, 6. Komp. Inf.-Regt. 119, gefallen 11. September 1917», steht darauf. Wie bald ist diese Inschrift verblichen oder hinweggeweht von Granaten.

8. September 1917.

Donnerstag unterstützte unser Bataillon die 85er nach einem langen Marsch, Freitag ging es nach Langemarck, wo die Bayern dem Entsetzen nicht mehr standhalten konnten, und Sonntag rückte man nach Poelkappelle, wo ich bis heute mittag lag. Du kennst die Ecke, die selbst alte Krieger nervös macht. Ich bin gegen das Feuer gleichgültig. Es ist schon soviel gnädig an mir vorbeigegangen, es wird auch ferner respektvollen Abstand von mir nehmen. Haut nur immer zu, ihr Menschen, ihr seid verrückt, ich bin verrückt! — Beschreiben darf ich Dir nichts mehr, es wäre unwürdig. Ich erfülle meine Pflicht. Oft muß man im dicksten Feuer hellauf lachen. Wie die grauen Menschenleiber sich von Regenloch zu Regenloch durch den Lehm wälzen, wie sie laufen und umhergejagt werden! Und wenn man sie nahe sieht, dann sind es stierblickende, durchnäßte Geschöpfe, die, immer wieder gerettet, auf die nächste Granate, den nächsten Gewehrschuß warten, ob sie wohl durchkommen. Und dann mauern sie dich ein in ein Sperrfeuer, sie spannen dich auf die Folter. Wenn man wieder heraus ist, lacht man sich eins ins Fäustchen und besonders, wenn man dann nachher einige Stunden in Ruhe sitzt und die Winkel verlassener Häuser durchstöbert.

Du meinst, ich verdiente, einst wieder von Dir verzogen zu werden. Wozu denn? Wenn ich wieder bei Euch vorspreche, die Tür öffne, dann wird Euch das alte fröhliche Gesicht entgegenlachen, unverändert, das kannst Du sicher sein. Dann bin ich schon überglücklich, wenn ich mich an Euer Tischlein setzen darf und wie einst mein Marmeladenbrot und mein Süppchen zu mir nehmen kann. Und dann ein Bett ohne Läuse, hei, welche Pracht! Ein ganz verrückter Kerl bin ich doch eigentlich, daß ich mich jetzt nach dem sehne, was mir einst eine «Last» war.

Langemarck, 10. Oktober 1917.

... Ich habe überhaupt keine Ruhe mehr gehabt. Allnächtlich bin ich hinausgezogen, um mit einzugreifen in die schweren Kämpfe vor Langemarck. Gestern habe ich das denkbar Schwerste erlebt. Ach, Ihr habt ja alle keine Ahnung von dem, was menschenmöglich ist. Erlasse mir irgend eine Beschreibung. Wir, die 86er, ein Bataillon, standen allein gegen die Engländer. Wir warteten auf andere Divisionen. Mit einem M.-G. und zwei Mann saß ich im Granatloch. — Gegen Abend kamen die erlösenden Divisionen in dichten Linien, der Feind wich, hurra! Ihm immer nach, die Luft war vom Schwirren eines Menschenschwarmes erfüllt. Hier gibt es keinen Schützengraben, keinen Drahtverhau, nur sumpfige Granatlöcher. Ich blickte auf gen Himmel, was hatte ich erlebt! Die Kompanie war versprengt. Wo seid Ihr, meine Kameraden? Ich bin der einzige meiner Gruppe. Unsere schwere Aufgabe, den Feind vor Langemarck zurückzuhalten, war erfüllt. Ich schlief dann fest. Heute morgen sah ich in einen Spiegel. Man konnte lachen, ein glühendes pulverschwarzes Gesicht mit einem nervösen Zucken der ganzen rechten Backe präsentierte sich mir. Das kommt davon!

*

Peter Wenner,
geb. 29. Mai 1884 in Großauheim, Krs. Hanau,
gest. 12. November 1918 in Frankfurt a. M.

Riga, den 3. September 1917.

Heute nachmittag um 3 Uhr zog unser Regiment als erste deutsche Truppe hier in Riga ein. Unser stolzes Siegesgefühl kannst Du Dir denken, wir liefen hinter den Russen her, ohne einen Schuß zu tun.

Die Bevölkerung hier ist meist deutsch, den Jubel kann sich in der Heimat niemand vorstellen, als wir ankamen. Mit Blumen und Zigaretten wurden wir direkt bestreut. Das Volk, meist Frauen, Mädchen und Kinder, versperrte den Weg, drückten unsere Hände, schrien «Hurra», viele weinten vor Freude, segneten uns und sagten: «Gott sei mit Euch» und: «Endlich sind die geliebten Deutschen da».
Dieser Einzug war erhebend und ist mir unvergeßlich.
Die Russen haben vor ihrem Abzug aber auch schrecklich gehaust; alle Läden und Privathäuser zerstört und ausgeraubt, auf der Straße umhergestreut, die Deutschen mißhandelt. — Wären wir einen Tag später gekommen, wären sie in der Nacht massakriert worden. Die herrliche Stadt brennt an vielen Ecken, aber unsere deutsche Ordnung wird das bald alles wieder gutmachen.

*

August Oberer,
geb. 27. August 1893 in Vaihingerhof, O. A. Rottweil/Neckar,
gef. 11. Juni 1918 an der Somme.

15. Oktober 1917.

Gott, wie ist das so plötzlich gekommen! Früher hat mich auch gar nichts interessiert als mein Beruf und der Rhein, und heute hängt mein ganzes Wesen an diesem Mädel in der Heide. Geärgert habe ich mich, wenn ich in einem Roman von einem Manne las, der verliebt war, so geärgert, daß ich das Buch beiseite warf. In einem Buch konnte ein Mann nicht mehr leben, weil er ein Mädel, das er geliebt hatte, nicht bekommen konnte. Ich weiß heute noch, wie mir dieser «Schwächling» wie ich ihn nannte, eklig war. Und heute, Herrgott, heute hat's mich gepackt. Heute muß ich gestehen, daß ich verliebt bin, verliebt bis über die Ohren. Und ich sage Ihnen offen, daß ich darüber schon recht ärgerlich wurde, wenn ich mich gerade bei einer süßen Träumerei ertappte. Es ist etwas Schreckliches um einen verliebten Menschen. Man kann tatsächlich keinen richtigen Gedanken mehr seinem Beruf widmen, und dann kommt manchmal die Angst ums Leben, was ich früher nie kannte. Wenn ich den Krieg von Anfang an nochmals durchmachen müßte, so

würde ich mich nie mehr verlieben. Wie sorglos kann man da in den Tag hineinleben. Das Sterben ist einem ganz gleichgültig. Allerdings muß ich gestehen, daß mich der Gedanke an mein Lieb auch schon ganz gewaltig gestärkt und ermuntert hat.

*

Viktor Prüß,
geb. 14. Oktober 1895 in Neustrelitz,
gef. 28. September 1918 bei Piennes.

Tagebuch.

Im Felde, Herbst 1917.

Eben noch hagelten weiße Körner vom Himmel herab, daß sie lustig von den Steinen wieder empor sprangen. Und nun scheint die Herbstsonne auf den bunten Wald drüben an den Hängen. Wir suchen ihre Wärme. Denn nun der Sommer ging, da ist uns so recht die Sonne des Sommers lieb geworden. Da suchen wir sie und freuen uns, wenn sie noch einmal Wärme für uns hat. Die Blätter der Bäume wirbeln langsam, eins ums andere herab zur Erde. Ein geheimnisvolles Rascheln und Rauschen geht durch den Herbstwald. Es ist ein wundersamer Gedanke, daß der Wald sich einen Farbenteppich aufs Grab streut, ehe es ans Sterben geht. Er stirbt in tausend Farben.
Sonderbar, daß man Todesgedanken so oft hat, wenn man mitten in der Herrlichkeit des Lebens steht. Vielleicht ist es der Wunsch, der einem die Gedanken aufdrängt, daß man einmal aus der Fülle des Lichts heraus sterben möchte, daß man die dunkle Stunde des Lebens nicht als letzte haben möchte. Was über den Tod hinausgeht, ist uns ewig verborgen. Aber wir fühlen, daß der Tod nur ein Weg sein kann zum Licht. So ist das wohl das Wunderbarste, daß uns das Letzte aller Dinge verhüllt bleibt. Wenn ich dächte, daß sie auch daran mit ihren schmutzigen Händen herumfingerten, daß sie auch daran herumkritisierten, herumdeuteten. Muß man jetzt im Herbst auch denken an das Sterben der Völker, wenn ein Blatt ums andere von ihrem Lebensbaum abfällt, muß man das jetzt? Völker können nicht immer sterben in Licht und Farben. Sie lassen

wohl einen Schein ihrer einstigen Herrlichkeit zurück, aber ihr Tod ist meist dunkel, ihr Sterben kein letztes Schimmern ihrer Farben, sondern ein Verlöschen in Dunkelheit. Nur der Kampf bis zum letzten Atemzug, nur ein Heldentod kann ein rühmliches Ende sein, kann uns aussöhnen, kein Strohtod, wie ihn so viele Völker sterben.

Es ist Herbstzeit für uns, in der die Farben auszulöschen drohen. Mit ihrer allzu starken Betonung des Materiellen macht sich unsere Zeit so arm, so bettelarm, und sie spürt es nicht einmal. Sie idealisiert das Materielle, und wenn sie nachher ihre hastende, ruhelose Irre erkennt, dann ist es zu spät. Wir brauchen mehr Liebe, mehr Glauben. Die Seele der Zeit verkümmert, und ein kalter Abgott wird auf den Schild erhoben. Wo bleibt die Gewißheit: es muß uns doch gelingen? Ich aber glaube, daß Deutschland uns nicht verloren geht.

Da sehe ich, wie eine neue deutsche Jugend mit mir aufwächst. Sie hat sich hohe Ziele gesteckt und läßt ihre Fahnen lustig im Wind flattern. Kampflustig und siegesgewiß. Sie ist mir zu laut mit der Rede, sie ist mir zu wenig innerlich, zu wenig besinnlich. Helle Augen sind ein kostbares Gut, aber es muß ein tiefes, liebewarmes Herz dahinter sein. Mit der Begeisterung allein ist's nicht getan. Das helle Feuer der Begeisterung will genährt sein von der ruhigen, stillen, ernsten Flamme des Herzens. Sie brechen alle Brücken zur Vergangenheit ab, lächeln über das, was ihrer Väter Gut war, wollen eine neue Heimat errichten und wissen nicht, was sie tun. «Wer seine Zeit versteht, der sieht seine Zeit in dem Vergangenen und rät auf das Zukünftige.»

Unser Streben sei geradeaus gerichtet zu einem Lichte vor uns, aber aus der Vergangenheit schöpfen wir weisen Rat. Nimmt die Pflanze doch auch ihre Nahrung aus dem Boden, in dem sie gewachsen ist. Auf fremdem Boden verdorrt sie oft. Wurzeln wir also auch fest in unserem Boden. Er ist der rechte.

Und dennoch, geht mir mit dem Märchen von der guten alten Zeit! Wenn wir erst einmal zurückblicken können von einem Punkte, wo wir alles als Ganzes vor uns sehen, dann werden wir auch unsere gute alte Zeit haben. Denn die Jahre verdecken die Kanten und Ecken. Und wie man bei einem Gebirge das Nahe steil und hoch sieht und das Ferne nur mehr wellig und

ineinander übergehend, so verschwindet bei dem weiter Zurückliegenden auch alles Steile und übermäßig Wilde und Schroffe. Da sehen wir alles nur wie ein liebliches Hochland, wie eine weite Hügellandschaft.

Und nun die Ehrfurcht vor dem Alter, das uns von dieser guten alten Zeit spricht! Wir sind ihm Ehrfurcht schuldig, auch wenn Alter kein Verdienst ist. Aber ein Alter, das alle seine Jahre durchlebt, durchbebt und durchkämpft hat, hat Anspruch, hat ein Recht auf Ehrfurcht von seiten der Jugend. Das Alter vermag uns zudem viel zu geben, viel zu lehren, weil es in seiner ruhigen Beschaulichkeit über der Hitze der Jugend steht, vielleicht ruhiger, gerechter urteilt. Auch wenn die «erfahrenen» Leute uns oft nicht durch ihren wohlgemeinten Rat weiterbringen. Denn alle Lebenserfahrung des anderen nutzt uns nicht sehr viel, hilft uns wohl, aber gibt uns nicht alles. Es ist nun einmal so, daß jeder selber sein Leben leben muß, jeder selber durch alles hindurch muß, durch Hohes und Tiefes, ehe er seinen Weg weiß.

September 1917.

Es ist wohl richtig, was Münchhausen sagt: «Den goldenen Ball gibt jeder lächelnd weiter, und keiner gab den goldenen Ball zurück.» Und niemand weiß, warum es so ist, so sein muß. Und dennoch — wissen sollt Ihr wenigstens: daß ich an Euch und Eure Liebe denke, gerade jetzt. Ich habe nie davor gebangt — aber vielleicht muß ich heute schon den Ball an die überlassen, die nach mir kommen, die ohne Wort an meine Stelle treten. Vielleicht — und wenn? «Gottes Will' kennt kein Warum?» Sterben ist schwer, wenn man sein Lebensschicksal just selbst in die Hand nehmen will. Sterben ist schwer, wenn man von seinem angefangenen Werk gehen muß und könnte doch noch so unendlich viel schaffen.

Doch ist sterben so schön, sterben im Sonnenschein, unter den Sternen im freien Feld, wenn man damit eine höchste Liebe beweisen kann, eine Liebe zum Vaterland, zum Leben, zu allem Guten. Ich will von Euch gehen, froh und dankbar. Trauern hat hier keinen Platz, wo wir der Unendlichkeit so nahe sind. Gottes Wille geht schweigend über den Erdenstreit. Ihm sind wir untertan. Und wir wissen, daß uns alle Dinge zum Besten

sind. Ihr sollt nun nicht trauern. Dächte ich das, so würden diese meine letzten Stunden nicht mehr so voller Sonne sein.
Seht: mein Leben gehörte mir, es war nur kurz, aber es gab mir mit vollen Händen, was ich von ihm forderte, und nun gab ich dem Leben, was ich ihm schuldig bin.
Was ist unser Leben gegen das Leben des Vaterlandes? Und Ihr habt mir soviel treue Liebe gebracht.
So habe ich einsam gekämpft, bis dann der Sonnenschein ganz hell wieder hereingebrochen ist. Da fand ich meine fröhliche Lebensanschauung, die ich heute mitnehme, der ich treu bin. Ich wünsche mir nur noch, daß Ihr denkt, daß ich allzeit versucht habe, meine Pflicht zu tun, wie ich daheim lernte. Denn ein Versuch ist ja alles hier auf Erden, ein Versuch zur Vollkommenheit. Wenn einer meiner liebsten Freunde, die ich fand, nach mir fragt, setzt Euch mit ihm still zusammen und tut, als sei ich bei Euch. Seid ihnen allen Freund, allen Meinen.
Deutschland muß leben, darum mußte ich sterben.

*

Johann Egberts,
geb. 16. Dezember 1883 zu Hamburg,
gef. 26. Oktober 1917 bei Gheluvelt.

15. Oktober 1917.

Heute morgen hatten wir zum ersten Male ein Winterbild; auf der ganzen weiten Flur lag dicker Reif. So muß man sich ja schon frühzeitig auf den Winter einrichten und das dicke Unterzeug aus dem Tornister hervorholen. Und Du wirst wohl Deine ganze Sorge darauf einstellen, das Wenige, was das Land noch an Kraut oder Gemüse trägt, so zu schützen, daß es dem Magen nicht verloren geht.
In der Erdhöhle auf Feldwache ist es verdammt fußkalt, und man sehnt sich stets auf die Dämmerstunde, wenn der Ofen in Funktion treten kann. Dann ist es so riesig mollig und behaglich in der Hütte, und man streckt sich mit einer Wollust auf der Lehmbank aus, als läge man zu Hause auf dem Sofa. Immerhin besser, als im Flandrischen in den Granatlöchern liegen, ohne fast jegliche Bewegungsmöglichkeit. Nun, wenn Du diese Zeilen

in Händen hast, kannst Du annehmen, daß wir nicht mehr weit davon entfernt sind. Hoffentlich kommt man heil aus dem Wurstkessel heraus.
Die Reichstagssitzungen waren ja diesmal äußerst kritisch. Es ist ein Jammer und großer Verlust für uns, daß uns immer noch die alles überragende Persönlichkeit fehlt, die den Widerstreit der Parteien und verschiedenen Richtungen auf ein einziges Ziel zu bannen versteht, damit das traurige Bild innerer Zerfahrenheit verschwindet und eine Einheitsfront im Landesinnern entsteht als würdiges Gegenstück für die Front nach außen. Die Regierung könnte ja den Parteien nachgeben; mich wundert's eigentlich, daß sie's noch nicht getan und gesagt hat — hier habt ihr die Kutsche, seht zu, ob ihr sie weiterzieht. Aber glaubst Du vielleicht, daß wir dadurch mit einemmal aus Feinden zu Freunden unserer Gegner geworden wären, die uns dann kosend um den Hals fielen? Nee, mien Jung! Sie würden uns während der Umarmung langsam erdrosseln. Und ob die Front bei einer Demokratisierung des Parlaments fester stehen würde wie zuvor, bezweifle ich auch. Du siehst ja an Rußland, wie solche Sachen auslaufen. So sehr ich den Krieg verdamme und so sehnlichst ich den Frieden herbeiwünsche, so sehr muß man auch Disziplin reden, bis «das Ganze halt» geblasen wird.
Für Deine Zeilen vom 9. ds. Mts. besten Dank. Wie ist es mit der Uhr geworden, hast Du eine bekommen? Meine hat heute mal wieder ihre Mucken, will absolut nicht weitergehen. Vielleicht ahnt sie schon Unheil . . .

*

Eugen Carle,
geb. 25. November 1895 in Herrenberg/Württbg.,
gef. 27. Mai 1918 am Chemin des Dames.

Im Lazarett, Villach, Sonntag, den 7. Oktober 1917.

Jetzt muß ich's bald so machen, wie Goethe auf einer Studienreise in Paris, als er als junger Student die Werke der Bibliotheken durcharbeitete und abschrieb. Er schob nämlich abwechselnd die Hand in die Tasche, mit der er nicht schrieb, so rechts oder links, bis die eine Hand wieder steif war. — Es friert mich sonst

gar nicht, nur die Hände sind mir so furchtbar kalt. Es hat nämlich heute nacht wieder geregnet, und die Berge werden immer weißer.
Heute nacht hat's mir wieder viel von daheim geträumt, und das klingt nun den ganzen Tag durch meine Seele, denn wenn ich an daheim denke, ist's mir immer so sonntäglich zumute.
Dieses «Daheim», da sehe ich mich bei so vielem, was sich mir so eingeprägt hat. Vor allem eines. Das kann ich mir am lebhaftesten vorstellen. Es ist schon lange her, ich glaube, es war im ersten Jahr, das wir in Schöntal waren, 1912 in den Sommerferien. Es war ein wunderschöner Sonntagmorgen, und die Sonnenstrahlen kamen so voll und warm durch die Fenster im Gang herein. Draußen dies herrliche Grün unserer Kastanienbäume und dahinter der Kreuzberg und darüber dieser warme frohe Sommersonnenschein. Und nun das Schönste. Wir waren aufgestanden, d. h. ich und Emma, der Kaffee dampfte auf dem weißgedeckten Tisch, da gab's die üblichen Sonntagsbrezeln und gute Butter, und über allem lag so mollig warm die Sonne, daß wir zwei im Hemd zum Frühstück kamen, und so froh war unser junger Lebensmut, daß wir uns durch den ganzen Gang herumtollten, uns an den Ringen streckten und dehnten und die warmen Sonnenkringel am Frühstückstisch über die baumelnden nackten Beine huschen ließen und unbekümmert in die knusprigen Brezeln hineinbissen. — So war's vor 5 Jahren! — Dann sind's Erlebnisse von später, lauter frohe und schöne habe ich in meinen Erinnerungen an Schöntal. Einmal als ich mit L. K., sie mit ihrer Laute und ich mit meiner Zupf droben im Sonnenland saßen, hinter dem Studentenwäldle. Oder drunten bei Frau Speisemeister in der Sofaecke und Gustel war da oder die anderen alle. — Oder ich sehe die Kirche und die alten moosigen Klostermauern, und alle die drinnen wohnen bei Sonnenschein und Regen in Freud und Leid oder höre die Glocken von den Türmen. — Heimatglocken! O, wie haben sie geklungen an jenem Abend im August 1914. Für Euch werden sie einen traurigen Klang gehabt haben, wie bittre Totenklage. Aber für mein junges Blut war's ein Jauchzen, so hoch und heilig, daß ich unermüdlich das Seil umspannte und ganz allein die größere Glocke aufrüttelte zu dumpfen grollenden Tönen. Schicksalsschwer und dumpf und gemessen,

neben dem hinrauschenden Klang der hellen Akkorde. So wurde mein Leben. Schicksalsschwer dumpf gemessen neben den rauschenden hellen Lebensakkorden. Wie bewahrt oft eine Kinderseele ein Stückchen unscheinbaren bunten Glases, weil es ihm die Welt in so ganz anderen Farben zeigt, wie achtlos gehen da die Menschen vorbei. Wie freut sich doch unsere Seele, wenn sie die Welt in einem anderen Licht wieder einmal anschauen darf um dabei geschwind das Nackte, Scharfe, Kantige der Wirklichkeit mit den sonnigen weichen Bildern der Erinnerung zu vertauschen.

*

Franz Leske,
geb. 29. Oktober 1896 in Charlottenburg,
gef. 31. Mai 1918 vor Dormans an der Marne.

Im Felde, den 15. Oktober 1917.

Nun kann ich Ihnen doch die Kunde übermitteln, daß ich aus dem Morast erlöst bin, denn ich liege wieder in Reserve. Meine Unterbringung ist allerdings nicht schußsicher, aber trotzdem mit einem warmen Ofen und allerhand schönen Kulturerrungenschaften wie Bettersatz, Waschen, Essen vom Tisch, Lampe, trockenen Kleidern. Auch der Läuse bin ich schon einigermaßen wieder Herr geworden. Na, und dann geht es ja voraussichtlich Ende der Woche ganz nach hinten wieder in Ruhe für eine Woche.
Zum Glück ist mein Bursche eine wahre Perle. Sehr gewandt und anstellig hat er immer gleich heraus, wie ich es haben will. Wundern Sie sich nicht, wenn ich zeitweise etwas prosaisch schreibe; aber Gott sei es geklagt, sind solche Dinge meine kleinen Lebensfreuden. Ich habe jetzt etwas sehr Schönes, nämlich jeden Morgen und Abend lasse ich mir warmen, süßen Tee machen. Das ist fein, wenn man zwei Monate nur schwärzliches Wasser mit der Bezeichnung Kaffee getrunken hat. Und Schnaps habe ich schon lange nicht mehr gehabt, obwohl er vorn in der Nässe Arznei gewesen wäre.
An Frieden glaube ich nicht vor Herbst 1918. Und es darf wohl auch nicht eher sein, um unseres Blutes willen, das geflossen

ist. Man darf nicht verzagen, sondern muß immer als erster den Kopf hoch halten und immer und immer wieder gut zureden. Glauben Sie, daß ich meine Soldaten liebe, diese prächtigen Leute, die tagaus, tagein ihre Arbeit leisten, unter der ich zusammenbrechen würde, und wenn ich nur einen Bruchteil davon schaffen müßte. Auf Händen tragen müßte man diese Menschen, und es ist eine Schande, wie blutwenig daran in der Heimat gedacht wird. Man kann ja halb tobsüchtig werden, wenn man die Zeitungsberichte über den elenden Reichstag liest. Gott strafe diese Jammerbehörde. Gibt es denn in Deutschland keinen einzigen Mann, der mit der Faust auf den Tisch schlagen und diesen Hohlköpfen die Wahrheit sagen und ihnen klarmachen kann, was die Stunde geschlagen hat? Redensarten jagen einander, und alles bleibt ein Wortschwall. Tirpitz muß an die Stange halten — aber leider handelt er als Soldat und nicht als Diplomat. — Gewiß muß all Ding seine Zeit haben, aber allmählich kann man an der Menschheit verzweifeln. Gäbe es nicht höhere Ideale, könnte man aufhören, darauf stolz zu sein, daß man ein Mensch und das höchste irdische Wesen ist. Wenn aber eine andere Zeit gekommen ist, dann werden wir leben wie in einem neuen Land. Glückselig die Leute, die als Pioniere die neuen Straßen der Menschheit bauen dürfen. Hoffentlich fehlt es unserem Vaterland dann nicht an klugen Köpfen. Wie sie führen, wird das neue Volk gehen.

Im Felde, den 17./18. Oktober 1917.

Nun hat der große Kampf begonnen, auf den sich unsere Nerven seit Wochen spannten. Seit heute morgen um 1/2 8 Uhr trommelten die Franzosen bis abends um 7 Uhr mit dreistündiger Unterbrechung — und haben nicht angegriffen. Ein Zeichen, daß es morgen wahrscheinlich weitergehen wird. Gott weiß, was kommen mag. Eine ganze Kompanie ist fast restlos in einer Höhle verschüttet — es war die zweite, aus der ich wie durch Schicksalsfügung versetzt war. — Nun müssen wir abwarten, was kommt. Ob sie angreifen oder nicht, ob morgen oder erst später, nachdem sie uns noch mehr zertrommelt haben, abwarten und den Kopf hoch halten, vielleicht auch ohne Essen und Trinken und ohne — Post und Gruß von Ihnen. Ich habe aber die bestimmte Hoffnung, gut durchzukommen, was

bis jetzt nicht immer der Fall war. Warum soll man nicht auch über solche Dinge sprechen: ich wäre ja noch viel zu unreif zum Sterben und muß ja noch soviel leisten, ehe ich etwas bin. So kann ich noch nicht gehen. — Ja, ich bin sogar lange sehr guter Laune gewesen — und wußte und weiß nicht warum. Ich fühlte mich innerlich so geklärt, so mehr als Zuschauer über diesem Menschenwahnsinn stehend, über den man ja lachen könnte, wenn es nicht so blutig ernst wäre. — Bitte nicht sorgen, es wird schon gehen.

Im Felde, den 28. Oktober 1917.

Sie glauben nicht, wie unendlich wohl ich mich hier bei den Elisabethern fühle. Im Andenken an meinen Bruder, der mir fast fremd in seiner unantastbaren Reinheit und Charakterfestigkeit war, tragen sie mich auf Händen. Und vor allem diese Soldaten. Es ist eine erquickende Herzensfreude, mit solch ausgesuchten, geraden, echt deutschen kernigen Leuten umzugehen. Ein vorzüglicher Geist herrscht auch nach den schweren Tagen in dieser Truppe, so daß mir mit meiner schwachen Konstitution beinahe komisch wird. Sie merken es natürlich nicht, aber ich richte mich an meinen Leuten auf und sie sich wieder an mir. —

*

Willy Rosemann,
geb. 12. Januar 1884 in Breslau,
gef. 24. November 1917 auf U 48 im Kanal.

Ohne Datum.

Mit dem Kommando «Leinen los» begann unsere erste Fernfahrt. Unter Eskorte von 3 Torpedobooten und 2 Fischdampfern ging es an der holländischen Küste entlang bis Terschelling Bank-Feuerschiff. Dann verließen uns unsere Begleiter, und wir steuerten mit Nordkurs unserem Wirkungsbereich entgegen.
Am 8. abends sahen wir unsere ersehnte Insel «Fair Island». Nördlich von ihr wollten wir in den atlantischen Ozean ein-

treten. Die Nacht war dunkel, die See ruhig. Vor der Durchfahrt hatte ein feindlicher Zerstörer die Wache. Da wir ungesehen von ihm hindurchkommen mußten, fuhren wir unter Wasser an dem Zerstörer vorbei und tauchten in der nötigen Entfernung wieder auf. So kamen wir über Wasser, ohne weitere Zwischenfälle, durch die Passage hindurch. Rechts die Shetland-Inseln, links das Felseneiland. Wir freuten uns über den Erfolg, glücklich der Bewachung der Straße entgangen zu sein.

Die weitere Fahrt führte uns, längs der Hebriden, in einem Abstand von 150 Sm. von Land, also weit in See, mit südlichem Kurs. — So ging es bis zum 12. Mai, als vormittags 7 Uhr, bei Annäherung bis auf 50 Sm. an die irische Küste, der Ruf erschallte «Dampfer in Sicht». Befehl «auf Tauchstation». Dann «Alarm» und auf 12 m gegangen, langsam herangepirscht. Bei dem Dampfer befindet sich ein Zerstörer zur Sicherung. Leider ist er hinter dem Dampfer, also für uns etwas gefährlich. Ein stattlicher Tankdampfer, schwer beladen, mit Kurs nach England. Endlich ist der entscheidende Moment gekommen. Die Rohre klar zum Schuß. Der Zerstörer tut uns den Gefallen und setzt sich vor den Dampfer. «Erstes Rohr, Fertig». — «Erstes Rohr, Achtung» — «Erstes Rohr, los». 5—10—15 Sekunden . . . zwei heftige Detonationen besagen uns, daß der Torpedo sein Ziel nicht verfehlte. Hart Steuerbord das Ruder, «auf 45 m gehen». Der Zerstörer hatte uns entdeckt. Eine dritte Detonation! Die galt uns! Eine Wasserbombe. Doch dort, wo er sie hinwarf, waren wir vorhin . . . durch seine Schraubengeräusche konnten wir die Richtung feststellen, wo er sich befand. Er fuhr wie verrückt, um uns noch mit einem «Bömbchen» zu beglücken. Doch er hatte kein Schwein damit. Eine mächtige Rauchwolke zeigte uns den Ort unseres ersten Erfolges. — In 3 Booten die Überlebenden und in ihrer Nähe der Zerstörer zu ihrer Bergung. An diesem Tage sahen wir keinen Dampfer mehr. Die Schiffahrt um England scheint lahm zu liegen. Versuchen wir es weiter südlicher.

Am 17., 18., 19. Mai nichts in Sicht. «Entfernen wir uns von diesem ungastlichen Gestade», sagt der Kommandant. Wir beabsichtigen, auf unseren ersten Platz zurückzukehren. Der Mensch denkt — der Flottillenchef lenkt! Befehl durch F.T. «Vor Fastnet

reger Dampferverkehr». Ei, du Deifel. Ganz dicht unter Land. Sonntag den 20. Marschfahrt nach der irischen Südküste, die Berge, der Leuchtturm, die Signalstation, einige Häuser sind gut zu erkennen. Prächtiger Anblick. Und Dampfer, richtiggehende Dampfer, leider sehr klein. Mehr als einen Schuß werden wir wohl in diesem Wespennest nicht los werden . . .

21. Mai 1 Uhr. «Zwei Segler in Sicht». Beide haben alle Segel gesetzt, herrliche Schiffe. Der eine ist die englische Viermast-Bark «Lynton», eines der größten Segelschiffe der Welt, der andere die Dreimast-Bark «Madura» aus Norwegen. Beide mit Artillerie beschossen. Die Leute verlassen die Schiffe. Treffer in den Schiffskörper «Lynton». Er sackt langsam. Weizen ist auf dem Wasser zu sehen. Er hatte mindestens 6000 Tonnen davon an Bord. Er legt sich auf die Seite und verschwindet. Wir müssen uns beeilen, Madura wartet. «Los»! Ein Krach — turmhohe Wassersäule, und er verschwindet. Zerstörer, Zerstörer, «Alarm!» Er kommt mit äußerster Kraft auf uns zu. 3000 m in 2 Minuten. Die Mannschaften auf Deck müssen erst einer hinter dem andern durchs Turmluk. Sie fallen mehr herunter als gehen. Das Boot sackt. Der letzte Mann kommt gerade noch durchs Luk. Gott sei gedankt, das Boot schneidet schnell unter, auf 30 m. Wir sind in Sicherheit, können uns aber doch nicht verkneifen nachzusehen, wo der Kerl steckt. Er nimmt die Überlebenden auf. Vor Fastnet wird sicher alles in Aufregung sein, deshalb halten wir es für ratsam, nicht mehr dorthin zu gehen.

Dienstag, den 22. Mai. — Sehr dickes Wetter. 4 Uhr werde ich von dem Oberleutnant der neuen Wache abgelöst und befinde mich in der Zentrale. «Alarm!» Grell schreien die Alarmglocken durchs Boot. Zerstörer, keine 1000 m ab! Mannschaften reißen die Tanks auf. Sie wissen, es kam kein Befehl «auf Tauchstation», also handelt es sich um Sekunden. Ich stürze in den Kommandoturm zum Kommandanten. Wir müssen in Richtung der See runtergehen. In dieser Stellung zur See taucht unser Boot schlecht, aber uns bleibt kein anderer Ausweg. Das Boot ist tauchklar, schneidet aber nicht unter. Alle Blicke sind aufs Manometer gerichtet. Noch bewegt sich der Zeiger nicht — noch immer nicht. 2 Minuten sind schon vergangen . . . Jeden Augenblick kann der Turm zertrümmert werden! 3 Minuten — er kommt! 7 — 8 — 10 — 20 — 30 — «auf 50 m gehen». Wir

sind gerettet, alles atmet auf! Trotzdem jeder sich der großen Gefahr bewußt war, haben alle ruhig und sicher gearbeitet. Meldung «Keine Schraubengeräusche». «Auftauchen», Kurs Nord. Hurra, jetzt geht's zur Heimat!

28. Mai 1917 abends.

Die Ems ist erreicht. 3 Hurras erschallen dem heimkehrenden U 48 von der Besatzung des Führerbootes. Hurra, erscholl es von uns zurück! Die Sonne ging unter, im Westen über England.

*

Werner Nowak,
geb. 6. Dezember 1898 in Kattowitz,
gest. 23. April 1918 nach Verwundung im Feldlazarett Douai.

Refrontolo, 26. November 1917.

Wir freuen uns immer, wenn die in der Heimat in ihren Briefen an uns denken. Oft aber verfehlen solche Briefe ihren Zweck vollständig. Sehen Sie, ich will Ihnen mal eine kleine Geschichte erzählen, wie sie täglich vorkommt, und wie ich sie am Tagliamento selbst erlebt habe. Unsere Kompanie liegt in einem Hohlweg dicht hinter der vordersten Linie in Reserve und wartet jeden Augenblick auf den Befehl zum Sturm. Schwerstes Artilleriefeuer liegt auf den Linien. Die Nerven sind bis zum äußersten gespannt. Tagelang ist man vorher marschiert, vom Regen völlig durchnäßt, die Nächte durchwacht. So hockt man eng aneinandergeschmiegt im Lehm, Offizier wie Mann. Plötzlich kommt's, was man jede Minute erwartet. Eine Granate schlägt mitten in die Kompanie rein. Steine und Splitter fliegen einem um den Kopf, die Verwundeten stöhnen, die Sterbenden röcheln. Man betastet sich, ob's einen nicht auch erwischt hat: der Rock mit Blut besudelt. Ist's eigenes oder das der Kameraden? Was kümmert's mich, eben kommt der Befehl zum Sturm. Man kann den Kameraden nicht verbinden. Man läuft gegen den Feind, schießt, haut und sticht um sich — — die Stellung ist genommen — Sieg — aber schwer erkämpft. — — Da kommt einer von hinten angekeucht mit einem Sack auf dem

Rücken. Post! Briefe aus der Heimat. Schnell wird verteilt, ehe es weiter geht. — Ach, auch was für mich! Hastig werden die Zeilen verschlungen, und was liest man? — Gestern war ich bei meiner Freundin zur Geburtstagsfeier, es war sehr nett, es gab Kuchen und Schlagsahne, usw. — Nicht wahr, Sie können sich vorstellen, was das für Gedanken wachruft?

*

Johann Eilers,
geb. 12. Mai 1886 in Schaar bei Wilhelmshaven.

29. November 1917.

Ich hoffe, daß Du meinen letzten Brief erhalten. Von dem Ort, wo er abgeschickt war, zogen wir weiter über zerschossene Ortschaften bis zur Brücke der Piave, welche natürlich gesprengt war. Dreimal haben die Pioniere sie hergestellt, und dreimal ist sie wieder zerschossen. Dann wurde das Vergebliche des Bemühens eingesehen und weiter ins Gebirge hinein eine Notbrücke geschlagen. Die zerschossene Brücke liegt am Ausgang des Engpasses, steil ragen die Höhen an jeder Seite des Flusses auf. Nachts mußten wir diesen Paß passieren. In großen Abständen zogen wir mit unserm Tragtiertroß diese gefährliche Straße, die direkt in die Felsen gesprengt ist, an der einen Seite die Felsenmauer hat und an der andern steil abstürzt, unten der rauschende Strom. Es war unheimlich, wie wir so Mann für Mann dahin zogen, der Pfad vom Monde beschienen. Auf den gegenüber liegenden Höhen lagen die Italiener, hoch über uns pfiffen die Kugeln, Maschinengewehre knatterten, Granaten sausten, Leuchtkugeln und Leuchtraketen stiegen auf, dazu das hundertfache Echo von den Felsen. Endlich erweiterte sich aber das enge Tal, und schöne Dörfer zeigten sich, die alle menschenleer waren. Immer weiter zogen wir bis auf die Notbrücke, wo Biwak aufgeschlagen wurde. Von dort machten wir unsere Patrouillen. — Durch verschiedene Orte ging es, wo kein Stein mehr auf dem andern lag, und dann kam der Aufstieg. Steil hinauf über Stock und Stein, ein leichter Regen kam unausgesetzt von oben und machte den Weg glatt wie Eis. Als wir oben waren, lief uns der Schweiß stromweise vom Körper,

Verwundete lagen in langen Reihen an der geschützten Felswand unter freiem Himmel und zitterten vor Kälte. Wir luden den ersten auf und zogen wieder bergab. Was das für eine Arbeit ist, kann nur der begreifen, der es mitgemacht hat. Die armen Verwundeten! Was die aushalten müssen auf dem Transport!
Heute ist es auffällig ruhig, in den nächsten Tagen wird wohl wieder ein Sturmangriff gemacht werden. Ich habe Post erhalten, darunter ein Paket von Dir, habe mich zu dem Tabak riesig gefreut. — Jetzt ist bald wieder Weihnachten, der vierte im Felde.

*

Gustav Breithaupt,
geb. 16. August 1877 in Goslar.

Ohne Datum.

. . . Wir waren also an die Isonzofront versetzt. . . . Es folgten zwei Wochen heißer Arbeit für Stäbe und Truppen. Erst herrschte noch das prachtvollste Sommerwetter, aber nach wenigen Tagen kam ein Wetterumschlag. Der Herbst hatte begonnen, und die hohen Berge erstrahlten im Glanze des Neuschnees. Es war ein schöner Fleck Erde. Die Dörfer im Grün der Obstgärten versteckt, dahinter die mit Edelkastanien, Eichen, Buchen in buntem Herbstlaub prangenden Hänge und als Hintergrund die herrlichen Alpen. Die Quartiere waren nicht sehr angenehm. Die Einwohner konnten oder wollten kein Deutsch verstehen, aber wir freuten uns trotzdem der wundervollen Landschaft. . . .
Als Marschziel für meine Abteilung war St. Lucia befohlen. Von hier aus ritt ich mit meinem Stabe vor bis zum Fuß der Höhe 588 bei St. Lucia. Hier sollte die Abteilung in offene Feuerstellung gehen. Das Dorf St. Lucia liegt zwischen den beiden schluchtartig sehr tief eingeschnittenen Flußbetten der Judrio und des Isonzo. Auf hoch darüber gespannten Brücken überschritten wir beide Flüsse, namentlich der Blick auf den wildschäumenden Isonzo war wundervoll. Der Ort St. Lucia muß einstmals stattlich gewesen sein, jetzt bewunderte man nur noch seine schöne Lage, alles andere lag in Trümmern. Der

furchtbare Regen der letzten Tage war endlich gutem Wetter gewichen, und am 22. Oktober lagen die gewaltigen Alpengipfel in herrlichstem Sonnenschein vor uns.
Der Angriff konnte beginnen. Er war für den 24. Oktober 1917 befohlen. Großer Kampftag. Meine Abteilung mit der österreichischen Batterie 201, die auch unter meinem Kommando steht, hat in offener Feuerstellung die Geschütze nur durch Zweige verdeckt, die in Kavernen eingebauten italienischen Batterien und Maschinengewehre auf 1100 m eingerichtet. Um zwei Uhr vormittags begann das Gassprühen — Blaukreuz — der gesamten Artillerie bis vier Uhr vormittags. Dann 6.30 vorm. Beginn des Artilleriekampfes. Schlagartig 8 Uhr vorm. treten die herrlichen Jägerregimenter zum Sturm an, das Artilleriefeuer wird nach rückwärts verlegt. Das Wetter hatte sich über Nacht geändert. Bei Tagesanbruch lag Nebel im Tal, und Wolken verhüllten die Berggipfel bis herunter auf 600 m. Dieser Umstand war für mich sehr günstig, sonst wäre es meiner Batterie bei der Nähe der feindlichen Batterien, die vollkommen eingedeckt standen, sehr schlecht ergangen. Bis nachmittags 4 Uhr dauerte der Artilleriekampf. Das feindliche Artilleriefeuer war zum Schweigen gebracht. Unsere Jäger gewannen unaufhörlich Gelände. Ich erbat den Befehl zum Stellungswechsel vorwärts. Aber ich mußte noch bis zum nächsten Tage in der Stellung bleiben, bis die glänzenden Erfolge unserer Jäger ganz gesichert waren.
Am 25. Oktober kam Befehl zum Stellungswechsel und Vormarsch auf Cividale. — Herrlichster Sonnenschein begünstigte den Marsch und zeigte im Süden das ersehnte Ziel, die italienische Tiefebene. Die in allen Tälern aufflammenden Magazine kündeten die Flucht des Feindes. Jeder war sich bewußt, daß nur durch rücksichtsloses Verfolgen der Durchbruch zum entscheidenden Siege ausgestaltet werden konnte. — Cividale war sehr zerstört, von den Einwohnern verlassen. In Eilmärschen ging es weiter nach Udine. In der von den Einwohnern fast völlig verlassenen Stadt entstand bald wieder reges Leben. Unsere ungeheure Beute ließ sich nun erst übersehen. Sie überschritt die kühnsten Erwartungen.
Die Sonne schien wieder vom blauen Himmel Italiens. Die Stimmung der Truppe war einzigartig, begeistert. — Neun

Uhr abends erreichten wir den Tagliamento. Die Vorhut überzeugte sich leider bald, daß der Fluß ohne Hilfsmittel nicht passierbar war. Wie alle Flüsse Venetiens hat der Tagliamento ein unverhältnismäßig breites Bett. Fast einen Kilometer an dieser Stelle. Er ist im allgemeinen flach und einen großen Teil des Jahres über leer oder nur von einer dünnen Wasserader durchzogen. Jetzt aber war der Fluß infolge der letzten Gewitterregen stark angeschwollen, ein Teil des Flußbettes bildete einen reißenden Strom von etwa 200 m Breite und mehreren Metern Tiefe, außerdem floß dieser Strom auf der feindlichen Seite des Bettes. Ein Hinüberkommen ohne Boote oder Brükken war vollständig ausgeschlossen. Kähne oder Ähnliches war nicht vorhanden, zudem war das Westufer vom Feind besetzt. Etwa 4 km oberhalb Odorico befand sich eine feste Holzbrücke. Bonzicco war besetzt. Daher erging an die Jägerbataillone 6 und 5 Befehl, das Dorf anzugreifen und über die Brücke vorzustoßen. Meine Abteilung sollte den Angriff mit Artilleriefeuer unterstützen. Nach kurzem Feuergefecht mit voraufgegangener Artillerievorbereitung wurde Bonzicco genommen. Die Brücke konnten wir nicht überschreiten, da die letzten 50 m am Westrande gesprengt waren. Ein Übergang an dieser Stelle war ohne Brückenmaterial zunächst ebenfalls unmöglich. Auf jeden Fall mußte der Fluß überschritten werden. So wurde der Übergang dicht westlich Codroipo vom Jägerbataillon 11 versucht. Durch den hervorragenden Angriffsgeist dieser Jäger gelang der Übergang. Mit meiner Abteilung ging ich bei Codroipo in Stellung. Die Rückmarschstraße Campoformio—Codroipo sah furchtbar aus. Alles hatten die Italiener liegen lassen. Geschütze bis zu den schwersten Kalibern, Wagen und tote Pferde. Es war kaum zum Durchkommen. Ich kam mit meinem Stabe nach Codroipo in's Quartier. Die Batterien biwakierten. Unsere Nachtruhe aber wurde durch schwere Fliegerangriffe gestört. Am nächsten Tage marschierte unsere Division nach Norden. Wir kamen einige Tage in Gegend Marazzo in Ruhe. Nach Schluß des Feldgottesdienstes am 5. November hielt der Divisionskommandeur eine Ansprache, in der er meiner Abteilung für die Unterstützung dankte.

*

U n g e n a n n t.

St. Nikolaustag 1917.
Blinkerstation der Art.-Beobachtung
Monte Tomba.

Vier Tage sind es heute, daß wir hier oben auf dem luftigen Monte Tomba in engem Unterstand und Wache beim Blinkapparat uns aufhalten. Wie muß ich stets an Euch in der lieben Heimat denken, und heute am Nikolaustag doch besonders; denn war es nicht dieser Tag immer, wo wir in Kindheitsjahren schon früh des Morgens aus den Betten stiegen und behutsam vor die Tür schlüpften, ob nicht der heilige Niklas die ausgestellten Pantoffeln mit Pfefferkuchen und wohlschmeckendem Backwerk und Nüssen versorgt hatte?
Es ist der ehemalige italienische Graben, worin sich unser Unterstand befindet; er muß sehr schnell vom Feinde verlassen worden sein, noch liegen Tote unbestattet darin, und den engen Graben machen die Haufen von zurückgelassenem Material oft schwer passierbar. Außer den verschiedenen Artilleriebeobachtungen, worunter auch die unsrige, hält ein Jäger-Regiment diesen Grabenabschnitt besetzt — wohlverstanden; es ist der 2., der Reservegraben; die eigentliche erste Stellung liegt weiter vorn, zumeist aus Trichtern bestehend und den italienischen Gräben, die sich am Fuße des jenseitigen Abhangs hinziehen, gegenüber.
Zwei Kameraden sind es, mit denen ich hier auf dem Monte als Blinkerposten abkommandiert bin; wir sind der Division unterstellt, haben mit unserem Apparat die Verbindung zwischen Brigade und dem Tomba und verschiedenen anderen deutschen und österreichischen Batterien und Beobachtungen zu unterhalten, treten natürlich nur da in Tätigkeit, wo entweder wegen Geländeschwierigkeiten eine telefonische Vermittlung nicht möglich war oder eine solche unterbrochen worden ist. — Unsere Verpflegung erhalten wir seit gestern von der nächstliegenden Kompanie, in diesem Fall von der 3. der bayer. Jäger I. Um 8 Uhr treffen wir uns also mit Eßgeschirren bewaffnet bei jenen Kameraden und krazeln etwa eine Stunde den steilen Berg hinab bis zu der Stelle, wo Tragtiere mit Verpflegung uns entgegengekommen sind. Kalt ist das Essen natürlich in-

zwischen geworden, aber heute morgen haben wir uns ein kleines Feuer gemacht und die Bohnensuppe und Kaffee wieder aufgewärmt. Heute abend soll es nun endlich auch das ersehnte Brot geben.
Wie lange wir hier in kalter Bergeshöh' aushalten sollen, wissen wir noch nicht; ich hoffe aber, daß bald Ablösung kommt und wir wieder unter die Fittiche unserer Batterien zurückkehren können. In wenigen Tagen (am 10.) soll nämlich der große Angriff von unserer Seite einsetzen, mit dem wir endgültig die Italiener aus den Bergen zu vertreiben hoffen. Welche Aussichten! In die Ebene zu kommen, die man von hier oben bereits in gar nicht großer Ferne sich erstrecken sieht. Und dann geht's womöglich weiter und dem Frieden entgegen.

*

Wilhelm Marx,
geb. 8. Juni 1898 in Mainz.

Im Lazarett, 7. November 1917.

Habt Ihr meinen letzten Brief aus Stellung erhalten? Am selben Tag bin ich noch durch eine französische Granate verwundet, und am Sonntag bin ich schon operiert worden. Meine Verwundung ist nach der heutigen Ärztekunst nicht so schlimm. Ich habe ein paar Splitter ins Gesicht und in die Hand bekommen, und die beiden Beine bis an die Knie abgenommen worden. Sie sagen alle, ich hätte aber gut überstanden. In ein paar Wochen komme ich schon nach Hause und bekomme meine neuen Beine, dann ist alles wieder gut und kann wieder arbeiten. Es sind ja so viele verwundet worden und sind trotz ihrer Ersatzteile wieder fröhlich.

*

Willy Kappler,
geb. 1. Mai 1896 in Dinglingen,
gest. 23. Juni 1930 in New York.

Ch., den 26. November 1917.

Gleichzeitig danke ich Euch allen für Eure herzliche Teilnahme an meinem Unfall! Doch ist die Sache ja zum Glück nicht so

schlimm, die Hauptsache ist, daß meine Knochen trotz Wunden soweit noch ganz sind mit Ausnahme des linken Knies, in welchem im Kniegelenk noch ein Splitter sitzt. Doch schieben die Ärzte die Operation immer weiter hinaus, da ihnen die Sache kompliziert erscheint. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Knie durch die Operation steif bleibt. Also vielleicht bleibt der Splitter auch darin. Der linke Arm, der zerschossen und gebrochen ist, heilt so langsam wieder. Das rechte Auge scheint futsch zu sein, vielleicht gelingt es später mal einem geschickten Augen-Spezialisten den Splitter, der hinter dem Lid ins Auge drang, herauszuholen. Ob dabei das Augenlicht wieder gewonnen wird, ist jedoch fraglich. Sonst werde ich voraussichtlich keine weiteren Folgen haben, abgesehen von einer Anzahl Narben und Brandflecken im Gesicht. Am 22. sollte ich nach Deutschland kommen, doch wurde ich an dem Tag nochmals zum zweitenmal operiert und zwar am rechten Fuß, wo der Arzt gleich 3 Splitter auf einmal herausholte. Eisenhaltiges Blut soll ja sehr gesund sein, aber allzuviel ist ungesund. So liege ich also einstweilen mal da, in Eisen wie ein Verbrecher, denn linkes Bein und Arm sind in Eisenschienen, die übrigen Glieder ebenfalls fest verwickelt. Du mußt daher die Schrift entschuldigen, aber mit einer Hand und einem Auge geht's nicht besser.

*

Heino Gäfgen,
geb. 8. Dezember 1896 in Wiesbaden.

Westen, den 4. November 1917.

... O, Ihr furchtbaren Leute des Mißtrauens. Gewiß, Ihr sagt und führt Beispiele an, die da predigen: Seht, wie berechtigt ist unser Mißtrauen! Aber weit gefehlt: Ausnahmen sind dies. Der Mensch hat anständige Menschen genug in seiner Gesellschaft. Ja! Sehr viele! Und die Schufte sind in der Minderzahl. Darum ist eine ruheatmende Gesinnung ohne Hasten und Mißtrauen schön. Frohe Mienen, offene Aussprache sind die Früchte: die Verbindung von Herzen zu Herzen ist geschaffen. Ich sehe in Deinem Fabrikbetrieb ähnliche Gesichtspunkte zu Grunde gelegt. So freue ich mich, nicht allein mit meinen Ge-

danken in der Welt zu stehen, mit diesen Gedanken, die so manchen Menschen fremd und überflüssig sind, mir aber als Kernpunkte jedes ersprießlichen Betriebes erscheinen. Gewiß, arbeiten ist schön, aber gern arbeiten ist sehr schön. Und von wem hängt letzteres ab? Der durchschnittliche Mensch sagt sicher: vom Arbeiter. Ich sage: vom Arbeitgeber.

*

Hans v. Ruckteschell,
geb. 24. August 1892 in Hamburg,
gef. 29. April 1918 am Kemmel.

21. Oktober 1917.

Zu merkwürdig ist diese Zeit, wo man todsicher weiß, daß es um die Wurst gehen wird wie noch nie! Leider habe ich jetzt erst einen großen Schub neuer Leute bekommen, sonst kenne ich jeden ziemlich genau und habe eine unendliche Freude an ihnen. Ich möchte nirgend wo anders sein als bei diesen Leuten; mit ihren Schwächen und Stärken haben sie bis auf wenige Ausnahmen soviel Kindliches, daß man sie lieb haben muß. Das Zusammensein mit der Kompanie ist mir ein fortgesetztes reiches Erlebnis, das ich mit nichts vertauschen möchte. Die ständige hochgespannte Aufgabe der militärischen Erziehung zu vereinen mit der Erfüllung ihrer menschlichen Ansprüche — ihrer Bedürfnisse des Herzens — das bleibt ein unsagbar reizvolles, unsäglich schweres Problem! Ich habe das Gefühl, als wenn hier ein gewaltiges reiches Feld der Tätigkeit für den Frieden liegt. Das Militär, die Dienstzeit muß so ausgestaltet werden, daß sie unbedingt auf Charakter, Herz und Gemüt wirkt. Die nicht einseitige militärische Erziehung ist doch sehr geeignet dafür: der Soldat versteht am ehesten diese höhere Liebe, die ihr Ziel in der Aufopferungsfähigkeit sieht. Das halte ich aber nur für möglich, wenn der junge Mensch es erlebt, daß an ihn die härtesten Forderungen gestellt, sie bei ihm mit den härtesten Mitteln durchgesetzt werden durch eine Persönlichkeit, die es tut aus selbstloser Liebe — einer Liebe, die alles fordern darf. Die militärische Schulung kann dazu erziehen, weil sie die Mittel hat, die Selbstzucht und Überwindung im Hinblick aufs Ganze,

Disziplin zu üben — doch muß das Persönliche, Freiwillige hineinkommen — die Erkenntnis und das Erlebnis dessen, wovon all dieses nur ein Symbol ist. Viel hat darin unser Militär schon erreicht. — Ungeahntes könnte es erreichen, wenn die Offiziere ihre Aufgabe tief genug und bewußter erfassen würden. Wenn Schule und Militär diesen Geist, diese Liebe in ihren Lehrern zu wecken verstehen, wird Ähnliches, vielleicht mehr von dem erreicht, was das Christentum durch die Kirche gewollt hat. Ich wollte, ich hätte Zeit, einen Plan zu entwerfen für die Organisation einer solchen Volkserziehung. Das «Wort Gottes» brauchte, dürfte dabei nicht fehlen, würde aber praktischer und deshalb eindringlicher, volkstümlicher werden.
Jetzt ist's wieder Abend geworden und Nacht. Draußen donnern die Kanonen hin und wieder und erinnern mich, daß die letzte Nacht, wo eine Bettstatt da ist, ausgenutzt sein will. Ich bin herzlich vergnügt und freue mich der Dinge, die da kommen.

*

Carl Stascheit, unbekannt.

Bromberg, den 29. November 1917.

Erlaube mir, an Ihnen, mein lieber Herr Pfarrer, ein paar Zeilen zu richten. Und teile mit, daß ich Carl Stascheit seit dem 15. September eingezogen bin, unzwar bei die Fliegers, was immer meine größte Freude war.
Es war mir immer eine Kränkung, wenn ich einen Flieger sah und ich nicht drin konnte sein. Es ist mir eine freude gewesen, wie ich konnte so die Lüfte durchkreisen, und über alles so hinweg zu fliegen, eine risig große freude, und am 3. Oktober mißglückte mir ein Flug und ich Stürzte mit mein Flugzeug runter, aber der liebe Gott hat doch Hand vorgehalten, so daß mir und meinen Leutinant wenig passierte, ich hatte mir ein bißchen die Glieder verengt und mußte ins Lazaret und bin vom 4. bis jetzt den 29. November im Lazaret und mir ist es jetzt schon wieder lässtig denn ich möchte am liebsten wieder Fliegen.

*

Paul Ahrend, unbekannt.
geb. 1892.

2. September 1917, 2 Uhr früh.

Bis jetzt hat mich der Dienst festgehalten. Meldungen hin — Meldungen her, Fernsprecher, Zeichnungen, Berechnungen, so ging es den lieben langen Tag von 4 Uhr früh. Und geschlafen habe ich die drei letzten Nächte, da wir in Ruhe — d. h. in Regiments-Reserve sind — nicht. Denn vor Beschuß durch feindliche Artillerie können wir uns nicht bergen. So manchen hat's schon weggerissen. Daß man uns Infanterie auch in eine Ecke stecken mußte, da hinter jedem Busch ein Geschütz steht, und an der scharf die große Heerstraße sich entlang zieht. Unsere Leute, die gewiß aus gutem Holz sind, sind in diesen paar «Erholungstagen» vollständig eingeschüchtert.
Wenn ich vom Tische fort durchs Fenster sah, fielen meine Blicke auf ein eigenartig reizendes Dorf unten im Wiesengrund. Das heißt, es ist nicht mehr alles so, wie es früher war. Anstelle der Uhr des Kirchturms eine gähnende Lücke. Eine Granate ist hier eingeschlagen. Auch die Mehrzahl der übrigen Häuser sind nur noch Ruinen. Auch heute suchten Granaten ständig das idyllische Nest ab, Fontänen von Rauch und Geröll emporwerfend, Hausecken und Wandteile mit fortreißend. Und trotzdem lag eine so rührende Schönheit über dem Ganzen, daß ich immer wieder hinschauen mußte. Meine Gedanken aber waren in weiter Ferne und waren doch so einfach, so ganz unkompliziert. Ich dachte an Ihr Daheim, auch ein Stück Erde voller Heimatzauber. Ich kenne es ja nicht vom Sehen. Und doch habe ich diesen herben und wieder so feinen, sinnigen Hauch immer über solchen Erdenwinkeln gespürt, und eine stille warme Freude nahm mich gefangen, denn noch ist ja alles ganz dort und noch leben die Menschen frei und unbedroht auf ihrer Scholle. Das wird hoffentlich — nein, es muß so bleiben, mögen auch vom Toten Mann und aus den Forts noch so wütend die Geschütze in allen Kalibern eine Hölle herabspeien. Das ist ja die große Stärke des deutschen Soldaten: wenn man in unseren eingeebneten Gräben alles Lebende zerstampft, zermalmt, zerhackt wähnt in wahnsinnigem Trommelfeuer — dann noch, wenn die entscheidende Minute gekommen ist, wie ein Totenheer von den

Gräbern aufzustehen und allen Sturmwellen standzuhalten. Und zu glauben: es war weiter nichts als die Pflicht.

21. Oktober 1917.

Über die Maashöhen zieht der junge Sonntag in herber, befreiender Frische. Die weißen Nebel im Tal und die blasse Dämmerung verhüllen vorläufig noch den Fernblick. Als ich eben vor dem Stolleneingang ein wenig Luft schöpfte und die vom Carbidlicht schmerzenden müden Augen erfrischte, trug man einen Toten vorbei. Vorne auf Feldwache gefallen. Ein ganz junges Blut war's noch. Gefallen zu einer Stunde, da viele, viele daheim sich anschickten, den Sonntag zu feiern. Ja man feiert ihn noch mit Spiel und Tanz, wie ich unlängst selber gesehen habe. Und an dem starken bewegten Wall, der Ungerechte neben Gerechten, Kriegswucherer und Wegelagerer neben warmen Herzen schützt, fällt unter harten Streichen manch blühender Stamm, in dem gewiß nicht weniger die Lebensfreude gärte und nach Raum drängte.
Ein Toter wird vorbeigetragen. Das ist ein kurzes Schattenbild — sogar ein alltägliches. Aber irgend etwas schreit doch immer wieder auf, wenn sich Vergleiche herandrängen. Man muß einen starken Glauben mitbringen, soll nicht Stück für Stück bei solchen Bildern in einem zusammenbrechen.
Möge Ihnen des Sonntags Gesicht weniger grau und trübe sich geben. Wir sind im Unwetter widerstandsfähiger und härter geworden und tragen alles gern für die Wenigen, die mit treuem Herzen auch in der Ferne um uns sind. Denn diese Wenigen haben auch an uns so oft das Herz warm und groß werden lassen. Und derer gedenken wir stets voller Dankbarkeit.

8. November 1917.

Als ich gestern Ihren Brief vom 31. Oktober empfing, für den ich bestens danke, standen wir wieder einmal vor der Abfahrt, bezw. dem Abmarsch. Viermal haben wir in dieser kurzen Zeit die Quartiere gewechselt und sind von Ort zu Ort gezogen innerhalb des Abschnittes Laon. Wir liegen noch immer als Eingreiftruppen bereit und sehnen uns voraus in die Tage, da wir wieder unsern Platz an der Front haben werden, denn dieses Zigeunerleben ist wenig nach unserem Geschmack.

Es ist doch sonderbar, wie hartnäckig sich der Menschensinn sogar an die traurigen Überreste der Kultur klammert. Wir bewohnen ein von der Zivilbevölkerung geräumtes, teils zerschossenes Dorf, auf dem feindliches Feuer liegt. Trotzdem wir menschlicher Voraussicht nach in einer Höhle oder einem Waldlager sicherer wären, hält sich noch alles an den Überresten menschlicher Wohnstätten, mag auch durch Fenster und Gebälk der Wind sein Lied singen und der Regen uns heimsuchen. Ich nenne diesen Trieb — «Menschlichkeitssinn» — als ein fröhliches Zeichen dafür, daß wir zukünftig der majestätischen Mutter Kultur doch nicht ganz verloren sind.

Von unserer jetzigen «Garnison» aus können wir einen märchenhaften Überblick auf die Stadt Laon genießen. Wie ein Baukasten breitet es sich auf einem Bergkegel aus. Die Hänge füllt der große Soldatenfriedhof. Und über allem ragen die Türme der Kathedrale empor. Im Glanze des nebelfreien Mittags spielt sich — durchs Glas gesehen, das Treiben in den Straßen wie auf einer Filmleinwand ab — und das in einer Stadt, die von Feinden nicht nur völlig übersehen, sondern auch — allerdings mit Schonung — täglich beschossen wird. Auch heute hat der Krieg noch zuweilen ein buntes Gesicht.

Ja, eine Auffassung muß ich ganz besonders unterschreiben, ich habe auch oft darüber nachgedacht. Das ist die Meinung über die Aufnahme der Trauerkunden. Es ist ja möglich, daß meine Meinung etwas kraß ist, weil wir das Schmerzvolle so vielfach und unmittelbar erleben. Ich habe mich immer so entschieden dagegen gewandt, wenn man sagte: dem ist wohl! — Aber die armen Eltern! — — Denn hier wurde ein junges, lebensfreudiges Herz zerbrochen und tausendfach betrogen um alles, was ihm Leben hieß. So ist das oft genannte fröhliche Sterben mit dem Siegerlächeln auf jungen Lippen eine poetische Phrase. Übrigens möchte ich für dieses — wie für vieles andere nicht einmal ablehnen, daß man den Daheimgebliebenen einen Märchenzauber vorspiegelt. Denn würde man mit hartem unerbittlichem Stift all das Naturalistische der Ereignisse zeichnen, dann müßte die Welt ihr letztes Lächeln verlieren und auch in der gesicherten Heimat das starre Gesicht zeigen, das der Kampfplatz trägt.

Heute abend in der Dämmerstunde saßen wir, ein Kunstmaler

aus Köln und ich, am flackernden Kaminfeuer. Diesmal ist es ein richtiger französischer Kamin, echter altwelscher Hausrat, der uns in diesem Bauernhaus, von dem zwar die Granaten das Dach wegfegten, umgibt. Wir unterhielten uns lange von der zauberhaften Eigenschaft flackernder Scheite, die den Menschensinn sobald ins Land der Träume entführt. Wir plauderten von daheim, und plötzlich war uns alten Kriegern so eigen weh ums Herz, daß wir am liebsten schnurstracks heimgezogen wären ins deutsche Vaterland. Aus dieser grauen Dämmerstunde wanderten meine Gedanken zu Ihnen. Und plötzlich zeigte die Welt mir wieder ein freundliches Lächeln. Wir sind in Kampf und Weltenbrand ein heimatloses Zigeunervolk geworden. — In stillen Stunden schieben in andachtsvolle Stimmung hinein sich freundliche, trauliche Heimatbilder. Aber sonst haben wir alles hinter uns gelassen. Und doch müssen wir in heißem Gefühl wieder eine lichte Welt um uns sehen.

Ein eigenartiges Bild habe ich neulich gesehen. Es war an einem Sonntag. In der Kirche fehlen aus naheliegenden Gründen die Glocken. Um nun die Schar seiner Gläubigen in das Gotteshaus zu rufen, eilte der Dorfpater barhäuptig und in fliegendem Gewande durch die Straßen, auf einer Querpfeife eine krause Melodie blasend. Heute abend klang mir durch die «Träumereien am Kamin» von ungefähr Wolfram von Eschenbachs frohgemute Weise:

> Das Laub fällt von den Bäumen,
> Die Heimkehr steht bevor . . .

Wir aber werden wohl noch einmal einen Herbst und einen Winter uns hindurch hoffen müssen.

*

Hans Kissel
geb. 19. Februar 1897 in Mannheim.

Westfront, 26. November 1917.

Heute bekomme ich einen Brief von Herbert vom 13. November mit «vermißt» zurück. Was Herbert zugestoßen ist, weiß ich nicht, auch nicht, wo er eingesetzt war. Liebste Mutter und liebster Vater, seid nicht trostlos, verzweifelt nicht, gebt niemals die

Hoffnung auf. Seid hart und stark. Für mich wäre Eure Untröstlichkeit das Härteste. — Gerade heute kam ich aus schwerem Kampfe zurück; gestern wäre auch ich fast vermißt gewesen. Von allen Seiten hatten uns die Franzosen schon umzingelt. Wir schlugen uns durch. Wieviel Schreckliches und wieviel Großes habe ich gerade gestern erlebt.
Wir hatten einen Kompanieführer, einen Grafen Haller. Er hatte den rechten Arm, das linke Auge und vom linken Arm 3 ½ Finger schon verloren. Trotzdem zog er nochmals hinaus ins Feld für sein Vaterland und zeichnete sich aus. — Gestern starb er durch Brustschuß. Mein Regimentskommandeur hat nur noch einen Arm. Ein Kamerad nur noch ein Bein. Und alle kämpfen sie noch freiwillig für ihre Heimat. Auch gestern wieder haben sich unsere »Kerls« alle als Helden geschlagen. Meine Lieben, verzagt niemals, gebt nie die Hoffnung auf. Alles kommt und geht, wie es kommen muß, wie Gott es bestimmt.

*

A. Jakobeit, unbekannt.

Rumänien, 26. November 1917.

. . . Mir geht's noch immer gut, das Wetter ist hier noch herrlich, der Feind hat sich augenblicklich auch etwas beruhigt, nur nach all der langen Zeit der Schrecken und des Elends, das schon jeden getroffen, wird alles von Tag zu Tag stumpfsinniger. Wie Herr Pfarrer mir schreibt, weiß er schon, daß ich aus dem Verein austrete. Ich bin von jeher kein Freund von irgendwelchen Vereinen gewesen, und jetzt von all dem Jammer, den man vor Augen gehabt, ist mir am liebsten, wenn ich nichts sehe noch höre. Am wohlsten fühle ich mich, wenn ich allein bin, und wozu denn noch einem Verein angehören, wo man doch nur ein totes Glied ist. Und sollte es noch einst auf dieser Welt Frieden geben und mich der liebe Gott am Leben erhalten, so will ich weiter nichts als für die Meinen schaffen und den lieben Gott finde ich auch in meiner kleinen Hütte.
Möge mir Herr Pfarrer wohl oder übel nehmen, ich kann nicht anders als mit meiner Meinung frei heraus, es wäre ja auch

ein Vergehen, etwa schöne Zeilen schreiben und weit anders denken.

*

Normann Körber,
geb. 11. November 1891 in Berlin.

Feuerstellung, 1. Dezember 1917.

Recht herzlichen Dank für Ihren Brief vom 29. Oktober und die freundlichen, wenn auch verspäteten Geburtstagsglückwünsche! Für das Paket wird Mutter Ihnen schon gedankt haben, es kam gerade wieder zur rechten Zeit; denn, als ich in Lichterfelde war, hat meine gute Mama mir aufgetischt, was Küche und Keller hergaben und mich dermaßen verwöhnt, daß ich mich geradezu nudeldick gefuttert habe und für die anderen gar nichts mehr übrigblieb. Nun sitze ich wieder hier in meiner Batterie im Flandernschlick und nähre mich von dem angefutterten Fett und den schönen Erinnerungen. Es war eine ganz köstliche Zeit, denn ich habe jetzt erst so eigentlich schätzen gelernt, was Heimat heißt, und wie schön es überhaupt ist, unter lauter Landsleuten in schmucken behaglichen Räumen zu hausen und auf freundlichen, baumbestandenen Straßen wandeln zu können, ohne gewärtigen zu brauchen, daß da irgendeine Bombe oder Granate oder Schrapnell oder sonst so ein Lauseding aus der Luft auf einen herunterfällt. Und reizende deutsche Mädels zu sehen, sich ordentlich waschen zu können, in den sauberen Eisenbahnen zu fahren — und seinen Geist wieder etwas anölen zu können! Ja, mein Lieber, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie wohl das alles tat, und wie man hernach noch mal so froh wieder in all den Scheißdreck hinauszog! — —
In Berlin hörte ich im Auswärtigen Amt, in der Reichsbank und im Admiralstab viel Interessantes und mancherlei Erfreuliches. Man ist dort, was das Ende des Krieges anbelangt, sehr optimistisch — trotz Amerika. Übrigens ebenso hier an der Front. Und seien Sie versichert, wir erleben hier noch in diesem Winter große Dinge. Hochinteressante politische Audienzen gewährte mir Exzellenz Havenstein, in denen ich meinen ganzen innerpolitischen Jammer ausschüttete und bei Exzellenz Havenstein viel Verständnis, aber größeren Optimismus fand, als ich

ihn in dieser Beziehung aufzubringen vermag. Innerpolitisch sind wir Deutsche doch die erbärmlichsten Wichte, und es war mir tief bedrückend, die wachsende Macht der Sozialdemokratie gegenüber der Regierung zu beobachten. Sie hat tatsächlich diese Macht zweifellos nicht, aber sie hat es verstanden, der Regierung den Glauben zu imputieren, als stände die Masse hinter ihr. Aber am widerlichsten ist mir doch wieder das Gezeter der Juden- und Demokratenbande, die so tun, als retteten sie unser Vaterland mit ihrem lächerlichen Parlamentarismus, während dies in Wirklichkeit allein Hindenburg besorgt und jenes Pack ihm seine Arbeit nur ungeheuer erschwert. Es gibt heute in ganz Deutschland keinen anständigen Parlamentarier mehr, der noch an die Mißgeburt der Reichstagsresolution vom 19. Juli glaubt, aber trotz dieses mehr als mangelhaften Befähigungsnachweises reißt die Gesellschaft nach wie vor die Klappe auf, als hätte sie alle politische Weisheit gefressen.
... Kreuzsakra, jetzt schießt die Bande plötzlich am späten Abend hierher, daß der ganze Tisch wackelt und die Splitter an die Eichenplanke meines Unterstandsfensters klingen. — Und jetzt hat man weiter vorn gar einen Munitionsstapel in Brand geschossen. Ich kann nicht unterscheiden, ob bei uns oder drüben. — Ach, mein Lieber, das gibt mir die rechte Melodie zu meiner Wut. Dreinhauen möchte ich, daß ihnen auch die Splitter um die Ohren fliegen und ihnen ihr Phrasenstapel in die Luft geht. Lassen Sie nur erst den asigen Krieg vorbei sein! Lange kann's ja nicht mehr dauern.

*

Friedrich Franz Blanck,
geb. 11. Dezember 1892 in Hermannshagen/Meckl.-Schwerin,
gef. 27. August 1918 bei Mory.

Schützengraben, 21. März 1917.

Der Zug saust davon, Ihr bleibt zurück. Da war ich wieder allein zwischen gleichgültigen Menschen. Wie sollte ich leben, wenn ich Dich und Euch alle nicht hätte? Ich wäre ohne Heimat. Jetzt weiß ich, wohin ich denken kann, da, wo man an mich denkt. Dir, liebe Mutter, verdanke ich das Leben, aber auch, was mehr

ist, die tiefe Erfahrung von Liebe und Treue. Jeder Mensch bleibt auf immer in seiner Mutter Schuld. Ich weiß es aus ganzer Seele. Ich wollte, ich verdiente Deine Liebe. Schnell ging der Urlaubstraum vorüber; aber von seinen Erinnerungen lebt man noch lange. Es ist hier alles unverändert und vertraut, eine zweite Heimat, aber kühl und rauh. Morgen kommen wir in Reserve.

5. Dezember 1917.

Der Wahnsinn nimmt wirklich kein Ende! Die Waffenruhe ist abgesagt. Das noch blutige Schwert wird von neuem gezückt. Ob an der ganzen Ostfront, ist hier noch nicht bekannt. Lastender als vorher ist der erneute Kriegszustand. Soll man noch reden oder lieber ganz schweigen? Noch klagen oder besser wie ein Tier verstummen? Ich möchte Flügel haben, um einen besseren Planeten aufzusuchen. Aber wir sind verwoben und verwirkt mit dieser Erde; was wir sind und was wir haben, gehört ihr, auf uns selbst mit Haut und Knochen hat sie Anspruch. Sie erläßt ihren Schuldnern nichts, jetzt merken wir's.
Allein ist es ein Trost, daß uns kein Unrecht geschehen kann, weil wir kein Recht besitzen?
Ein wenig fluchen, ein wenig wüten, ein wenig kratzen und schnauben oder gar mit den Zähnen fletschen und wie ein Wolf blecken — man hätte allerlei Lust dabei; wenn nur nicht in der Ecke das giftige Teufelchen hockte und zu unseren Grimassen lachte. Vielleicht erleichtert so ein Anfall die gekränkte Seele doch; sie kommt wieder zu sich, und das eben noch Unerhörte ist inzwischen Alltag geworden. Wir sind noch immer nicht kaputt; mit Wurschtigkeit, zuweilen mit Stolz und Eigenwillen dem Unabänderlichen entgegen. So leben wir.

11. Dezember 1917.

Heute bin ich 25 Jahre. Meine Gedanken kreisen vor allem um das Ereignis, daß ich das erste Vierteljahrhundert überschreite. Ich denke an meine Kinderzeit. Mit wie großer Wichtigkeit wurden unsere Geburtstage immer begangen. Jeder Erwachsene fühlte sich verpflichtet, an solchen Tagen uns Kindern allerlei Angenehmes zu sagen, uns mit Geschenken aufzuheitern, und uns allen Verdruß, den es in unserer kleinen Welt schon reich-

lich gab, aus dem Wege zu räumen. Auch heute, wo der Geburtstag in der Reihe der Wochentage unbeachtet untertaucht, lebt in mir noch jedes Jahr die strahlende Erinnerung an jene Kindheitsfeiern auf. Ich freute mich, daß meine kleine Person so wichtig genommen wurde und im Glanz, im Genuß der Geschenke erlebte ich die Lust des Lebens. So wurde ich über alle Fragen und Zweifel am Leben hinweg, noch ehe sie sich in mir regten, zum großen Optimismus geleitet.

Manchem ist dieser Optimismus im Kriege zu einem schweren Problem geworden. Dürfen wir noch froh unseres Lebens sein? Eine furchtbare Ernte des Todes, die ganze Schar so früh ins Grab gesunkener Kameraden schaut mit bleichem, ernstem Antlitz auf uns. Sie sind für uns gefallen und unser Leben ist hinfort von ihrem Todesschicksal auf immer verschlungen. Unsere Aufgabe ist es, ihr angefangenes Lebenswerk weiter zu führen, bis auch wir abgerufen werden.

Aber auf jenen unschuldigen Optimismus des Geburtstagskindes haben wir auch heute noch, die wir mitten im blutigen Ernst des Weltgeschehens stehen, ein volles Anrecht. Richten wir uns auf zu einem freudigen Dennoch, das unsere Herzen über die irdische Schwere zum lichten Walhalla emporträgt. In der Walhalla schauen wir die schließliche Verklärung des Krieges, und sie hat auch im christlichen Zeitalter Geist und Kraft bewahrt. In solchem Sinne wünsche ich meinen Geburtstag zu feiern und um eine Gabe bitte ich, um die schönste, die einem Soldaten zu Teil werden kann, daß ich meinen Brüdern hier an der Front ein immer besserer und treuerer Kamerad werde.

*

Wilhelm Jackson,
geb. 12. Mai 1896 in Rheine i. W.,
abgestürzt 16. Februar 1918 bei Gent.

Ghistelles (Flandern), 19. März 1917.

Abends spät nach 6 Uhr ein längerer Flug. Als wir über Ostende waren, versank die Sonne über der See in dickem Dunst, alles in eine rote, gelbliche Farbe tauchend. Aus dem Osten trieb der Wind dann leichte Schleier, die sich allmählich und sanft auf

die Erde legten; Wolken kamen, weiche, verschwommene Ballen, geheimnisvoll wuchsen sie immer mehr an, auf ihren Schwingen lag die Nacht, dunkler und dunkler im Osten aufwachsend. Und die Schleier wurden dicker und dicker, das Licht der Sonne verschwand im Meer und im Nebel. Da versuchte ich, Gott zu sehen in dieser geheimnisvollen Symphonie des Alls um, über und unter mir — aber war es wirklich Gott — das mir da entgegentrat? Nein, der Mensch kann es nicht fassen, und gerade, wenn er vom Bewußtsein ablassen und tief ins Unbewußte greifen will, verlassen ihn die Kräfte. Nur fühlen, ahnen können wir, aber nicht verstehen, erfassen, sehen.

Haus Bauwens, 29. Mai 1917.

Gestern war Hindenburg beim Geschwader, vor zwei Jahren sah ich ihn zum erstenmal nach der Hetze der Masurischen Winterschlacht bei einer Parade; damals ritt ich, die Lanze in der Hand, an ihm vorbei. Heute standen wir uns Auge in Auge gegenüber. Er ist alt geworden, silberweiß fast das Haar, grau und dunkel die Züge des Gesichts, ohne von ihrer alten Energie und Gespanntheit verloren zu haben. Langsam geht er an uns vorbei, für Sekunden sieht er mich an, tief atmend sehe ich ihm frei ins Gesicht. Wie mächtig sein Blick ist, aber auch wie milde, nicht das Auge Goethes, aber das Bismarcks, wie wir es auf Lenbachs Bildern sehen.

Mariakerke, den 28. Dezember 1917.

Die Weihnachtstage sind vorüber, ich glaube, ich werde sie nie vergessen. Schwer waren die vorhergehenden Tage und Wochen. Am 22. Dezember flogen wir erneut nachts gegen England, Trauer und Wut im Herzen. Wir erreichten es, indem wir trotz dichter Wolken entschlossen weiterflogen, als einziges Flugzeug. An diesem Abend kehrte wieder ein Flugzeug des Geschwaders nicht zurück. — So nahten die Weihnachtstage. Der Kreis der Kameraden war eng und klein geworden, ganze sieben Mann, so saßen wir soviel ruhiger wie sonst abends um den kleinen Tisch herum. Aber wir haben es alle gefühlt; die Erlebnisse der letzten Tage und Wochen hatten uns umso fester zusammengeschlossen, das Gefühl, wechselseitig miteinander auf Tod und Leben verbunden zu sein, war elementar geworden . . .

Im Dunkel des Lazarettgartens habe ich mir die Tränen aus dem Auge gewischt. Abends am festlich gedeckten Tisch unterm Weihnachtsbaum sagte keiner ein Wort, unsere Gedanken waren zu Haus, mehr noch bei den Kameraden im Lazarett. Bei einem Glase Punsch verbrachten wir den Rest des Abends bei der Staffel 13. Wir hatten gehofft, im größeren Kreise festtägliche Stimmung zu finden, aber auch hier war es sehr still. Gestern war ich mit den Brüdern von H. im Lazarett, aber keine Hoffnung mag mehr aufkommen. Ich habe schwer unter dieser Sache gelitten. So still und einsam ist es auf meiner Stube geworden, der Frohsinn, die goldene Heiterkeit des Kameraden ist dahin. So schön hatte ich es mir gedacht, Weihnachten mit ihm feiern zu können. Jetzt fand ich kaum Zeit, ein einfaches Tannenbäumchen aufbauen zu können, es mit wenig Watte und ein paar Lichtern aufzuputzen und mich spät in der Nacht darunter zu setzen und zu träumen von Heimat und Kameradschaft, von Liebe, Treue und Tod.

*

N i k o l a u s P e z o l d,
geb. 18. September 1896 in Brackenheim/Württbg.,
gef. 23. August 1918 bei Péronne.

Waldlager, den 29. Dezember 1917.

Heute abend bekam ich Deinen Brief. — Als ich das vom «ausgebrannten Krater» las, mußte ich laut lachen; ich fühle mich wenigstens gar nicht ausgebrannt. Nein, ich glaube, das Gegenteil ist der Fall, ich habe noch gar nicht angefangen, zu brennen. Gottseidank noch nicht! So habe ich alles Feuer für den von mir erwählten Beruf übrig und, daß es sich da entfesseln wird, das hoffe, spüre und weiß ich ganz bestimmt.
Ja, dieser Beruf!
Ich höre alle Tanten zetern und, was noch mehr ist und mir von Herzen schmerzlich, ich weiß, daß ich dadurch meinen Eltern ernsthaften Kummer bereite. Aber gerade meinen Eltern kann ich's nicht hoch genug anrechnen, daß sie meine Gründe dafür anhörten und dann, daß sie sie gelten ließen. Ich will sie auch Dir erklären, so schlecht es in einem Briefe geht, und so schlecht ich es eben kann.

In den letzten Schuljahren begeisterte ich mich, wie es allgemein üblich ist, zum erstenmal für deutsche Literatur. Wir lasen in verteilten Rollen Dramen und führten sehr oft einzelne oder mehrere Szenen auf; dabei stellte sich — zu meiner Verwunderung — heraus, daß ich diese Art dramatischer Darstellung besser fertig brachte als andere. Weil nun mir das sehr leicht fiel, ich schüttelte diese Kunst gleichsam aus dem Handgelenk, so dachte ich «Ah, das ist fein, ich werde einfach Schauspieler, das Zeug dazu habe ich offenbar, anstrengend ist's auch nicht für mich; also warum nicht».
Da kam der Krieg. Im ersten Rausch faßte ich den Entschluß, Offizier zu werden. Alles ging gut lange Zeit. Bei den aktiven Offizieren meiner Batterie galt ich für einen feinen Kerl, denn ich äffte diese, so gut es ging, nach. Da kam die Somme-Offensive. Wir machten sie mit und wie! Das Leben: vier Tage Krieg, vier Tage feines Bürgerquartier hörte auf. Offiziere, Mannschaften, alles lag im Zelt, im Regen, beim Feuer zusammen. Und da wurde ich Gottseidank gründlich kuriert. Endlich, endlich waren Menschen aller «Kreise» und «Stände» im gleichen Wurschtkessel und dazu auf sich ganz allein angewiesen. Wie manch anderem meinesgleichen war mir das zuerst höchst peinlich. Aber bald lernte ich die Augen aufmachen. Um von Beispielen abzusehen: Das Ergebnis für mich war das, daß ich gemerkt und gelernt habe, daß nicht die sogenannte Bildung (die ich sehr hoch schätze!) die «unsere Kreise» (wie Du schreibst) infolge ihrer Geldmittel sich erwerben können, daß diese nicht den Wert eines Menschen ausmacht, sondern sein persönliches Empfindungs- und Gefühlsleben, wenn ich mich so ausdrücken soll. Kurz und gut: Die Hauptsache an einem Menschen war für mich von da ab bis heute und hoffentlich in alle Zukunft nicht, was dieser Mensch ist, sondern wer dieser Mensch ist. Ich habe Leute aus den einfachsten, niedrigsten Kreisen kennen gelernt, die viel wertvollere Menschen waren als Studenten u. a. «Gebildete».
Ich schreibe das alles, damit Du mich verstehst und das, was nun kommt. Ich sagte schon, daß ich Offizier werden wollte. Damals im Elsaß las ich auch die Bücher des Mannheimer Theaterintendanten Hagemann. Dieser hochstehende Mann bespricht u. a. auch den Schauspielerstand. Aus diesen Büchern lernte ich erst alle Gefahren und Demütigungen und Entbehrungen ken-

nen, die dieser undankbare Beruf fordert. Außerdem merkte ich auch, daß, um es in diesem Beruf zu einem Erfolg zu bringen, dazu eine heillose Arbeit gehört, und daß es keineswegs ein «Aus dem Ärmel schütteln» ist.

Daraufhin gab ich den Gedanken, Schauspieler zu werden, erst recht auf. Da war's ja bald besser, man wurde Schlosser oder sonst was, wobei man sogar noch mehr verdiente und wenigstens den «anständigen Leuten» angehörte. — So dachte ich also vor der Sommeschlacht.

Die Veränderung, die diese in meiner Anschauung bewirkte, erzählte ich schon. — Wir kamen raus aus der Somme, heraus an eine ruhige Front in schöne Unterstände und hatten nun plötzlich wieder Zeit zum Lesen, zu Geselligkeit, und Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften waren wieder fein säuberlich getrennt. Aber nun machte sich bei mir die Veränderung geltend. Ich konnte keine Ullsteinschmieren mehr lesen.

Aber was nun? Ich lernte mühsam wieder gute Bücher lesen; oft mußte ich eine Seite dreimal durchlesen, bis ich verstand, was ich vor dem Krieg beim Überfliegen kapiert hatte. Aber es ging bald wieder besser. Ich las damals recht viel (nicht vieles) und kam in den Ruf eines Einsiedlers, der von mir nicht ganz gewichen ist. Allmählich machte ich mich auch an Poesie heran und schließlich an die dramatische Poesie. Ich las Minna von Barnhelm.

Da war's um mich geschehen. Alles, was die ganze Zeit anscheinend in mir geschlafen hatte, brach los. Ich konnte nachts nicht mehr schlafen, so beschäftigte mich dieses Werk. Ich entdeckte Schönheiten darin, die ich früher nie gesehen und nie geahnt hatte. Aber vor allem ließen mich Tag und Nacht die Gedanken nicht mehr fahren, wie muß das dargestellt werden, um zur Geltung und Wirkung zu kommen? Ich dachte mir die Szenen aus und sah darin die ganze Handlung vor meinen Augen sich abspielen; ich studierte, was ich früher nie tat, wie man die Personen darzustellen habe, damit sie echt und natürlich wirkten usw., kurz ich arbeitete das Werk durch so, wie etwa ein Regisseur oder ein Schauspieler es tun muß. Und so nimmt mich jedes gute Bühnenstück vollständig in Anspruch, seit da ab. Und all die faulen Bedenken, die ich das erstemal beim Lesen des Buches von Hagemann hatte, die sind jetzt gleich Null. Um

diesen Beruf, der mich wie kein anderer so völlig fesselt, will ich gern «Deklassierung» und alle anderen Nöte tragen, die mir ganz sicher nicht erspart bleiben: denn letzten Endes kommt es nicht darauf an, daß ich einen Titel habe und einen Haufen Geld verdiene, sondern daß ich mir sagen kann, ich habe mir ehrliche Mühe gegeben, ein rechter Mensch zu werden. — Wenn ich auch dabei unglücklich werden sollte, so kann mich doch nichts mehr davon abbringen.

Nun noch rasch zu Deinem Einwurf, daß Leute meines Standes vom Vaterland nötiger gebraucht werden, ganz besonders in dieser «rein praktischen Zeit».

Ich fürchte mich keiner vaterlandslosen Gesinnung schuldig zu machen, wenn ich erkläre, daß ich glaube, meiner vaterländischen Pflicht vollauf genügt zu haben, indem ich jetzt im vierten Jahre mein Leben der einfachen Pflicht halber in die Schanze schlage. Ein pures Vergnügen ist's nämlich seit zwei Jahren nicht mehr. — Zweitens: Du nennst unsere Zeit «rein praktisch». Ich nenne sie «rein materiell». Wegen dieses reinen Materialismus entbrannte dieser Krieg, und deshalb verabscheue ich diesen Materialismus auch wie die Pest. Meine vorhin entwickelten Grundsätze sind ja auch alles andere als materiell oder praktisch.

Drittens: unser Vaterland tut sich, und das mit Recht, was daraufhin zugute im Gegensatz zu unseren Feinden nicht nur reale, materielle, sondern auch ideale Grundsätze und Werte zum Nutzen der ganzen Welt zu vertreten. Zu solchen idealen Werten gehören aber auch die Künste. Wozu würde es denn führen, wenn nach dem Krieg die Leute «unserer Kreise» sich nur auf rein praktische Berufe werfen wollten infolge ihrer materiellen Grundsätze? Verfluchenswert wäre das, denn die Leute «unserer Kreise» haben ihrer Mittel wegen dem «Volke» gegenüber die Pflicht, auch ideale Grundsätze zu vertreten und zu verwirklichen. Wenn sie dazu zu «hoch» sind, so haben die Sozialdemokraten, die den Materialismus vertreten, recht.

Ich weiß wohl, daß Du zu alledem sagen wirst: Überspannt!

Du schriebst mir einmal früher, daß Du nicht so optimistisch seiest, zu glauben, daß die Pflicht die meisten Soldaten veranlasse auszuhalten, sondern das einfache Müssen.

Beispiel: Trommelfeuer von sieben Stunden auf dem Trichter-

feld. Eine Kompanie liegt ausgeschwärmt in den Trichtern, seit zwei Tagen ohne warmes Essen, im Regen. Plötzlich gehen die Schüsse weiter; der Feind erscheint, um zu stürmen.
Die Kompanie ist durch das zurückverlegte feindliche Feuer vollständig abgeschnitten von hinten und auf sich angewiesen. Der Feind kommt heran und schreit «Ergebt Euch! Gutes Essen, gute Behandlung!»
Die Musketiere liegen in ihren Löchern, ohne Aufsicht, jeder auf sich selbst angewiesen. Was tun sie? Heraus aus dem Dreck und den Kerls mit Handgranaten aufgewartet! Dabei wissen sie, daß sie sich dadurch den Pardon verscherzen. — Ganz egal, ob die Stellung verlorengeht oder nicht, ist das Pflichtbewußtsein oder Müssen? Dies ist ein Beispiel, wie's in den Abwehrschlachten dieses Jahres im Westen tausendfach vorkam. Deswegen Achtung vor dem einfachen Mann!

*

Paul Krüger, unbekannt.

21. Dezember 1917.

Wir liegen hier etwa 10 km hinter unserer Artilleriestellung nördlich Verdun. Die ersten Wochen wurden wir zum Straßenbau im Anmarschgelände verwandt. Während dieser Beschäftigung lagen wir nicht im Feuerbereich der feindlichen Artillerie, auch unsere Ortsquartiere nicht, aber 5 km weiter vor saust ab und zu ein Langrohr- oder Schiffsgeschütztreffer hin, auch evtl. Lufttorpedos. Letztere sind reine Teufelserfindungen. Bei einem Ritt vor etwa 14 Tagen konnte ich beobachten, wie ein deutscher Flieger von den Franzosen beschossen wurde. Wohl 200—250 platzende Granaten, welche gleich Schneeflocken anzusehen waren, flogen um seinen Apparat; der Flieger kam glücklich durch. Da ist dicke Luft in solcher Nähe, und man zeigt den Franzosen lieber den Pferdeschweif als den Pferdekopf. Zwischendurch führen wir öfters schwere Batterien in Stellung und deren Bagage nach vorn, dann wieder Munition, alles des Nachts, so daß man bei Tagesanbruch wieder aus der Schußlinie ist. Der Franzose hat seine Forts so angelegt, daß er alle Schluchten und Zufahrtswege beherrscht und ein Befahren bei

Tage rein unmöglich ist. Berge sind hier etwa bis 300 m hoch. Munition muß ran. Geht man manchmal auch mit etwas Angst an solche Arbeit, so ist doch der Hinblick auf seine Kameraden, die in der gleichen Lage sind, eine kleine Beruhigung, und ein bißchen Trotz gegen sein Schicksal hilft über vieles hinweg. Ausgeführt wird der Befehl. Was sollte werden, wenn es vorn an Munition und Material mangelte? Die durchzufahrenden Strekken liegen fast ganz im feindlichen Feuer, und, wie bekannt, hört ja bei Verdun der Kanonendonner fast nie auf. Gewöhnlich heißt es im Tagesbericht «Östlich der Maas gesteigerte Feuertätigkeit». Das ist der ganze Tagesbericht über andauerndes Schießen, daß die Fenster klirren. Gewiß denkt man auch an seine Lieben, aber das beste ist, man tut es nach Rückkehr ins Quartier und schreibt: «Mir geht es gut». Für Frauen und Schwache am Gemüt ist so etwas freilich nicht. Ist derartig schwere Tagesarbeit vorbei, so sagt man: «Gottseidank!» Und wieder ist ein Tag vorbei, von dem man nicht wußte, ob es Abend werden würde.

*

Fritz Witschetzky,
geb. 21. Juni 1887 in Dresden.

Tagebuch.

S.M.S. Wolf, 30. März 1917.

Auf meiner Morgenwache kommt um 7,45 Uhr vormittags ein Segelschiff in Sicht. Es macht bei dem geringen Wind kaum Fahrt, es fährt beinahe denselben Kurs wie wir. Wir halten darauf los, vermehren die Fahrt, machen alles klar zur Prisenuntersuchung. Dann nähern wir uns ihm mit großer Fahrt und denken immer, wenn's nur kein Neutraler ist; es ist sicher ein Norweger oder Holländer, meinen unsere Seeleute. Alle unsere Befürchtungen vernichtet nun der Segler selbst. Er setzt eine schöne englische Flagge. «Alle Mann klar zur Prisenuntersuchung.» «Signal!» «Drehen Sie bei.» Der brave Segler will aber mit uns eine kleine Signalunterhaltung machen, er hält uns für einen Briten. «Ich bin» signalisiert er «das Segelschiff

Dee aus Mauritius». Wir setzen Flagge und Wimpel. Da endlich merkt der Arme etwas. Man sieht den alten grauen Captain selbst ans Ruder springen. Der Großmast wird back gebraßt. Nun liegt er still. Unser Prisenboot pullt hinüber. Bald geht die englische Flagge herunter, und wir sehen wieder einmal ein Segelschiff unter der deutschen Kriegsflagge. Winkspruch meldet: Bark «Dee» von Mauritius 1211 t in Ballast nach Bamburi.
Einige Boote mit kümmerlichem Proviant kommen herüber, auch Korallen, Albatrosköpfe, Muscheln sind in den Booten. Dann die Gefangenen, farbige Engländer in allen Schattierungen. Eine schlimme Gesellschaft. Zwei sind total besoffen und werden wie ein Päckchen Lumpen am Pahlsteg an Bord geheißt. Dann kommt der Captain Rugg mit den schönsten Whiskyaugen von der Welt. Er sieht aus wie eine alte versoffene Robbe. Viel Lumpen und Plunder bringt die armselige Gesellschaft mit. Der Steuermann ist ebenfalls farbig, und zwar hellbraun. Capt. Rugg fährt seit 22 Jahren auf dem Schiff, das selbst schon 32 Jahre alt ist. Er ist ganz gebrochen von dem schweren Schicksalsschlag; 1000 £ seines Kapitals stecken drin. Die Sprengladung ist dieses Mal drinnen angebracht; als sie detoniert, fliegen Lukendeckel, Steine bis in die Höhe der Großraa. Die Lukenpersenning fliegt bis auf die Großraa, wo sie hängen bleibt, ganz langsam sinkt das Schiff tiefer, der rote Streifen ist noch lange zu sehen. Endlich nach einer halben Stunde verschwindet er, dann geht's schneller. Schon spritzen die Seen über die Back, das Heck wird etwas gehoben, dann — große Fahrt voraus — fährt es ab, Kurs: 45° nach unten. Die Ballaststeine rollen donnernd nach vorne, Staubwolken wirbeln hoch, schwupp schießen ein paar Stangen, ein Deckshaus, ein Boot und Kisten heraus und bezeichnen die Stelle, wo die «Dee» sank.

S.M.S. Wolf, 26. September 1917.

Im 1½° Kanal. Herrliches blaues Wetter. Gegen 10 Uhr kommt eine Rauchwolke achteraus in Sicht. Endlich . . . nach langem Warten.
Der Flieger steigt auf und meldet nach ziemlich langem Flug: «Ein Handelsdampfer, kleiner als wir. Kurs SW, läuft etwa

12—14 sm, noch etwa 35 sm ab.» Wir fahren erst noch zu unserem großen Ärger eine Weile weg, bis Feuer gereinigt sind, alles gegessen hat. Dann um 12 Uhr etwa wird der Flieger wieder ausgesetzt und verschwindet. Wir machen Kehrt zum Anhalten.
Nun kommt der Dampfer schnell näher: «Alle Mann auf, sich klarhalten zum Gefecht» — «Prisenuntersuchungskommando der Stb. Wache Musterung.» Masten, Schornsteine kommen in Sicht. Wir fahren nun direkt auf den Dampfer los, ich taxiere, ein Handelsdampfer von 4000 t, er ist unscheinbar schwarz angemalt. Als er etwa 340° peilt, erhalte ich den Befehl: «Ein Schuß vor den Bug». Signale, Flaggen wehen schon lange, alle Klappen haben wir fallen gelassen, denn deutlich ist sein Geschütz erkennbar. Der Schuß fällt auf 25 km Entfernung aus dem Bb. II. Geschütz. Wir drehen hart nach Backbord, um mit ihm auf gleichen Kurs zu liegen zu kommen. Der Dampfer stoppt nicht, sondern dreht mit höchster Fahrt nach Steuerbord, uns sein bewaffnetes Heck zukehrend. «Noch ein Schuß vor den Bug!» Dieser fällt aus dem Stb. II. Geschütz. Nun sehen wir deutlich, daß das Geschütz klar gemacht wird. Der Bezug, der sonnensegelartig das Geschütz verschleierte, ist weggenommen, Leute sind am Bodenstück beschäftigt. «Eine Salve auf das Heckgeschütz» «8 km, Schieber links 2!» Salve feuern — Bautz, Bautz —, hoch schlägt die Flamme unter dem Geschütz empor, deutlich sind die Treffer in seinem Heck zu erkennen. Nun folgen fortwährend Befehle von der Brücke: Weiter feuern, Salven feuern — Halt! — Feuern! — Halt — Feuern, Feuern! Es fällt eine zweite Salve aufs Heck. Geschütz ebenfalls 8 km links 2, Treffer sind deutlich zu sehen. Dann wieder durcheinandergehende Befehle: «Feuern, Eine Salve auf die Brücke!» Salve — Feuern und schließlich noch eine Salve auf die F.-T.-Bude. Hier wird Schornstein getroffen, wodurch dicker Qualm und Dampf entweicht. Ich erfahre später, daß der Dampfer mit F.-T. S—O—S gegeben hat.
Nun endlich stoppt der Dampfer, am Geschütz zeigt sich niemand mehr.
Außer den beiden Warnungsschüssen sind in vier Salven vierzehn Schuß auf den Dampfer geschossen worden.
Eine Menge Menschen waren ins Wasser gesprungen und trie-

ben schreiend am Heck. Boote vom Dampfer waren zu Wasser gelassen und fischten die Schwimmenden auf. Entsetzlich hallten die lauten, kreischenden Hilferufe zu uns herüber. Wir schickten unser Motorboot mit dem Prisenkommando und noch zwei andere Rettungsboote hin. Bis auf einen, der tot im Wasser schwimmend gesehen wurde, sind alle gerettet.
Wir dampften den Booten entgegen, das Prisenkommando ging drüben an Bord und holte die eben erst geheißte japanische Flagge herunter und setzte unsere schöne deutsche. Ich war I. O., da Kaptl. Schmehl in ein offenes Luk gefallen war und krank im Bette lag. Vier vollgestopfte Boote kamen längsseit, jetzt sehen wir erst, was für ein großes Schiff die Prise war. Der japanische Postdampfer «Hitachi Maru» der Nippon Jusen Keisha von 6700 t mit im ganzen etwa 150 Menschen, darunter Frauen und Kindern. In schönster Ordnung kam alles an Bord. Die Japaner sind eben ein militärisch erzogenes Volk. In jedem Boot lagen schwer Verwundete, leider kamen auch noch zwei Tote mit. Die Passagiere saßen zunächst auf dem Verdeck, sie erhielten Tee und Limonade und konnten sich von ihren dicken Schwimmwesten gar nicht trennen. Die übrigen erhielten auf dem Achterdeck Essen und Trinken. Ich richtete mit Auerswald zusammen schnell den vorderen Minenraum zur Aufnahme der Gefangenen her. Für die Passagiere wurde mit Segeltuch ein leidlicher Verschlag gebaut, Schinkenbrot, Tee, Limonade aufgestellt.
Nun kommt, von Rose gezwungen — er wollte durchaus mit seinem Schiff untergehen — der japanische Kapitän mit seinen Offizieren an Bord. Er wurde sofort zum Kommandanten auf die Brücke befohlen. Ich spiele den Dolmetscher. Der Kommandant ist sehr erregt und schreit den Japsen auf englisch an: «Your ship is a merchant man, you are responsible . . .» Der Japaner sagte: «I called them back» er meinte die ans Geschütz gesprungenen Leute.
Nachdem die Passagiere und dann alle übrigen leidlich untergebracht waren, wurden die beiden Toten bestattet. Sie waren unter dem 3. Geschütz aufgebahrt, dessen Treffer von Bord aus gerade so deutlich zu beobachten gewesen waren. Der japanische Kapitän hält eine japanische Leichenrede, alle Japaner sind versammelt, ebenso unser Kommandant und die Offiziere.

Im ganzen sind vierzehn Menschen dabei umgekommen, meist furchtbar durch die Granaten am Geschütz und an der F.-T.-Bude zerfetzt.
Nachts dampfen wir nach Süden, zusammen mit unserer Prise, die zu unserer großen Freude nicht ernstlich beschädigt ist. Ein Treffer in der Wasserlinie läßt wenig Wasser ins Schiff.
Eine schöne Prise, nur zuviel Menschen, was machen wir mit diesen? Das ist die Frage, die nun alles bewegt. Er führt eine kostbare Fracht, Gummi, Tee, Kupfer, Felle, Antimon.

*

1918

Fritz Witschetzky,
geb. 21. Juni 1887 in Dresden.

8. Februar 1918.

Ich erwache früh um 7 Uhr durch die heftigen Erschütterungen, die gegen das Schiff schlagende Eisblöcke verursachen. 8 Uhr vorm. im dicken Eis, Maschine stoppt. Heftiger Sturm aus Osten.
8 Uhr 15 Minuten. Wir haben Kehrt gemacht. Kommandant scheint sich entschlossen zu haben, südlich von Island herumzugehen. Kurs WSW. Das Eis wird langsam schwächer, schwerer Seegang.
Von 9 Uhr 30—11 Uhr wieder zurück auf NO, aber bald mitten in den dicksten Eisklumpen, dabei schwere See, seit Tagen kein Besteck mehr, keine Deviationskontrolle — nichts. Die See schleudert viele zentnerschwere Eisklumpen an Deck.
12 Uhr 30 nachm., ich komme auf Wache mit hoher Fahrt vor der See weg mit Süd-Kurs: Durchfahrt durchs Eis ist aufgegeben, schwere See, Barometer fällt, um 4 Uhr steht es auf 724 mm. Seit 2 Uhr nachm. kein Eis mehr in Sicht.
Also durch die englischen Linien zwischen Schottland und Shetland-Inseln und Islands Ost- und Westspitze.
Glückliche Reise!
Gestern hat sich an Bord eine Tragödie vollendet:
Nach dem Abendbrot der gefangenen Offiziere teilte der japanische Marine-Ing. unserm Oblt. Dietrich mit, daß Kapitän Tominaga nicht zum Abendessen gekommen sei. Er sei von einem der Gefangenenposten, der nicht gewußt hat, daß Kpt. Tominaga seit gestern hier oben wohnt, in die Gefangenenräume geschickt worden und würde da scheinbar irrtümlicher

Weise festgehalten. Dietrich sucht den japanischen Kapitän, kann ihn aber nicht finden. Das ganze Schiff wird ausgesucht, in alle Winkel wird geleuchtet, in alle Löcher, alles beteiligt sich am Suchen, Kapitän Tominaga bleibt verschwunden. Ich vermute sofort einen Selbstmord, da ich schon mehrere Male damit gerechnet hatte. Andere glauben, der Japaner versuche einen Anschlag auf unser Schiff, Munitionskammern werden abrevidiert, der Kerl sitzt wahrscheinlich in der Ladung, in die er durch einen Ventilator hineingestiegen ist, also werden die Ladungsräume berochen, nichts Verdächtiges ist zu finden. Nachts werden Ronden gegangen, ohne etwas Auffälliges zu bemerken.
Heute früh bestätigt sich der Verdacht: Kapitän Tominaga hat Selbstmord verübt. In das eisige Wasser, in denen die Eisschollen tosend herumtanzen, ist er gesprungen. Seine Ehre verlangte es, japanische Auffassung, vornehm und edel. — An seinen I. Offizier hat er einen Brief hinterlassen:
«Das Elend, was ich durch mein Manöver über einige meiner Besatzung und Passagiere und deren Familien gebracht habe, zwingt mich, meinem Leben ein Ende zu machen. Ich wollte schon vor langer Zeit diesen Schritt tun, aber ich habe gewartet, bis Passagiere und Besatzung in Sicherheit waren. Ich weiß, daß ich hierdurch meine Schuld nicht gut machen kann, aber es muß sein.» Es folgen einige testamentarische Bestimmungen. Seine goldene Uhr bekommt sein Sohn, sein übriges Zeug alles seine Besatzung, der I. Offizier soll es verteilen.
Wahrscheinlich hat den japanischen Kapitän seine durch die englischen Zeitungen verhetzte Vorstellung von Deutschland zu diesem Schritt mit veranlaßt. Er sah sich da im Triumphzug durch den schreienden, spuckenden und schimpfenden Barbarenhaufen getrieben. Solche Vorstellungen haben unsere Gefangenen von uns.

17. Februar 1918, Sonntag.

Prachtvolles Wetter, früh im Samsö-Belt. Herrlich beleuchtet liegen die Ufer da und sehen so heimatlich aus. Immer näher rücken sie zusammen, Kirchen sind zu erkennen, nun kommen die Dörfer deutlich heraus, ein Gutshof, ein Schloß, Wagen, Menschen. Um 11 Uhr vorm. bei Samsö. Die Kriegswache geht ein.
Um 4 Uhr nachm. laufen wir bei Fridericia in den kleinen Belt

ein, nachdem wir auch dem letzten vermeintlichen U-Boot vor Fridericia glücklich entgangen sind. Ein Prachtwetter! Alles lacht im hellen Sonnenscheine, die weißen Häuser unter ihren roten Dächern, die Fabriken, die roten Danebrogs, die Soldaten mit ihren Gewehren, die kleinen Mädchen auf der Straße, alles lacht, selbst die blätterlosen Bäume und der deutsche Dampfer, der vor Fridericia zu Anker liegt, und die vielen deutschen Segler, die den kleinen Belt herunterkommen, alles lacht und freut sich, wir vom «Wolf», der stolz seine schneeweiße Kriegsflagge und seinen Wimpel gesetzt hat und selbst die Gefangenen, die heute seit vier Tagen zum ersten Male wieder im Samsö-Belt an Deck waren. Man sieht keine ernste Miene, jeder lacht einen an: «Wir haben's geschafft!» sagen mir ganz fernstehende Heizer. «Nun kann uns Jellicoe nicht mehr», meinen andere. Das ist eine Freude, ein Jubel überall. Und nun erst, als ich die ersten deutschen Kriegsschiffe am Ausgang des Kleinen Belt entdecke, da ist's uns allen, als ob der Weihnachtsmann zur Bescherung klingelt.
Die Dunkelheit setzt ein, und 5 Uhr 50 nachm. ist die Scheinwerferverbindung hergestellt. Unsere Chiffriermittel sind veraltet, wir müssen also offen signalisieren: «Nerger mit Hilfskreuzer ‚Wolf', bitte um Sperrfeuer und Sperrlotsen». «Ganz geheim», machen wir noch hinterher, aber das kleine dänische Wachfahrzeug hat's doch abgelesen, und nicht nur der «Panther», für den das Signal bestimmt war, sondern auch der danebenliegende «Nautilus» und die Menge der Sperrfahrzeuge. Wir lesen auch schon ab, wie ein Schiff dem anderen zumorst: «‚Wolf' kehrt nach einem Jahr in die Heimat zurück». Mit der Geheimhaltung ist es also vorbei. Wir ankern vor der Sperre und erwarten den Sperrlotsen, der läßt auch gar nicht lange auf sich warten. Der Sperrlotsendampfer kommt längsseit und ruft: «Drei Hurras für den heimkehrenden ‚Wolf', hurra, hurra, hurra», und wir erwidern freudig diesen Gruß. Dann kommt derselbe kleine dicke Oblt. z. S. d. R. S., der uns damals hinausgelotst hatte, an Bord. Er wird von uns allen umringt, der erste Deutsche seit 15 Monaten! »Kinder, is det een Vajnigen!» Händeschütteln und Begrüßen und Lachen auf allen Gesichtern. Dann geht's durch die Sperre, und bald fällt dicht hinter der Sperre der Anker. —

*

W i l h e l m J a c k s o n ,

geb. 12. Mai 1896 in Rheine i. W.,
abgestürzt 16. Februar 1918 bei Gent.

15. Januar 1918.

Tage und Wochen hatten wir vergebens und mit Ungeduld gewartet, aber kein Sonnenstrahl wollte die Wolken des ewig grauen Himmels durchdringen. Einmal mußte das doch ein Ende nehmen! Und endlich wurde das Wetter hell und klar, und eines Abends — die Dämmerung fing schon an, in Nacht überzugehen — bekamen wir Startbefehl: Hauptziel angreifen! Rasch haben die Monteure das letzte an den Flugzeugen in Ordnung gebracht, und wir stehen, Beobachter, Führer und Maschinengewehrschütze, die Wetterlage und den befohlenen Flug besprechend, vor unserer Maschine, die gespenstisch ihre weitklafternden Schwingen vom nachtdunklen, von Mond und allen Sternen festlich erstrahlenden Himmel abhebt. Sorgsam legen wir unsere Fliegerkleidung an, eine mehrfache Schicht von Wolle, Pelz und Leder, zuletzt das elektrische Heizgerät für Gesicht, Hände und Füße, denn bei langen Flügen in großer Höhe ist die Kälte in dieser Jahreszeit selbst für abgehärtete Naturen fast unerträglich. Inzwischen starten nacheinander mit bestimmten Zwischenräumen die ersten Flugzeuge mit mächtigem Brummen, einen langen Schweif von sprühendem Feuer und tanzenden Funken hinter sich, rasen sie über den mondbeschienenen Platz, heben sich schwerbeladen vom Boden und verschwinden nach wenig Augenblicken im Dunkeln. Bei Tagflügen startet das Geschwader fast gleichzeitig in wenig Minuten, um möglichst große Geschlossenheit zu erreichen.

Inzwischen sind wir in unsere Sitze geklettert, noch einmal wird alles überprüft, der Führer läßt die Motoren laufen: Alles in Ordnung: Wir rollen zum Startplatz; ein Lichtsignal des Startoffiziers sagt uns: Alles frei vorn! Und mit entfesselter Kraft holen die Motoren auf, ein kurzer Anlauf, die Maschine hebt sich vom Boden und zieht brummend und murrend mit tiefem Dröhnen ihre Bahn. Schnell gewinnen wir an Höhe und Übersicht, der Beobachter sucht die auf der Erde aufgestellten Richtungslichter, vergleicht mit dem Kompaß und winkt den Führer ein; der nimmt sich einen Stern am Himmel als

Richtungsweiser, und immer gleichmäßig geht es voran. Links wird die Front erkennbar; deutlich sieht man das Aufblitzen der Geschütze und als schmutzig rote Flamme das Krepieren der Granaten, Leuchtkugeln tanzen in einem gleichmäßigen Takt auf und nieder — Flandernschlacht! Wie ein weißes silbernes Band erscheint bald darauf die Küste, und dahinter, in pechschwarze Tinte getaucht, das Meer. Bei W. gehen wir über See; deutlich erkennen wir unter uns die Trümmer der verwüsteten Stadt, das Überschwemmungsgebiet, die Kanäle und Schleusenanlagen, und wie dünne schwarze Striche die Stellungen der Infanterie; dort unten haust sie seit mehr denn drei Jahren schon in diesem Gebiet von Verwüstung und Zerstörung, in Schlamm und Wasser und Lehm, selbst die klare Scheibe des Mondes trübt sich in diesem Widerspiegel des Elends. Und froh sind wir, daß wir denen da unten Unterstützung und Erleichterung bringen können, froh sind die Feldgrauen in den Gräben, wenn sie am nächtlichen Himmel westwärts, englandwärts das Brummen der schweren deutschen Motoren langsam schwächer und schwächer werden hören. Westwärts, englandwärts, immer dem Kompaß, den Sternen nach. Links von Dünkirchen und Calais recken sich Scheinwerfer hoch und suchen auf See heraus, aber heute suchen sie umsonst; weit links lassen wir sie hinter uns; langsam verblaßt ihr Licht und durchdringt nicht mehr das Dunkel der Nacht, langsam verblaßt der Silberstreifen der Küste, verblaßt das Feuerband der Front; unter uns gähnt tiefschwarz das Meer. Gleichmäßig brummen und rattern die Motoren ihr eintöniges gewaltiges Lied im endlosen Raume; nur der Mond und die Sterne sehen zu. So langsam, so träge schleicht die Zeit; der Führer läßt nicht ab, seine Instrumente zu beobachten, er ist ganz Auge und Ohr, ganz Gefühl für seine Maschine geworden, die Nerven beginnen sich zu straffen und zu spannen. Der Beobachter rechnet beim Schein einer elektrischen Lampe mit Karte, Kompaß und Abdriftgerät und den Windmessungen den Kurs nach; es stimmt alles; und mit der Uhr in der Hand errechnet er den Zeitpunkt, wo die englische Küste in Sicht kommen muß. Da tauchen auch schon dünne schwarze Lichtkugeln aus dem eintönigen Schwarzblau vor uns auf, und hin und wieder zuckt und blitzt es kurz dazwischen: der sicherste Beweis, daß die ersten Flugzeuge bereits Land erreicht

und die Abwehr auf ihren Posten gerufen haben. Allmählich erscheint denn auch als dünner grauer Streifen die englische Küste, nach Süden zu im Mondlicht weiß und weißer erglänzend: die Kreidefelsen von Dover. Jetzt dünkt es uns viel rascher vorwärts zu gehen. Schnell nähern wir uns dem Lande, unter uns Kriegsschiffe lösen die ersten Schüsse, Scheinwerfer recken sich uns gierig entgegen, wir passieren die Küste; rechts das südliche Themseufer hebt sich scharf ab, und wenn man senkrecht nach unten sieht, sieht man deutlich alle Einzelheiten des Geländes: Straßen und Bahnen, Häuser, Dörfer und Städte. Kein Lichtschein ist im ganzen Lande wahrzunehmen, nur eine gute Anzahl Flugplätze sind an ihrer Landbeleuchtung zu erkennen und mahnen den Maschinengewehrschützen daran, unablässig suchend seine Augen ins nächtliche Dunkel des Luftraumes zu bohren, denn er weiß: der Gegner ist da, es fragt sich nur: wo? Jeden Augenblick kann er sich in überraschender Kurve auf unser Flugzeug stürzen, das mit seinen glühenden Auspufftöpfen an beiden Motoren ein leichtes Ziel für den Angreifer bietet. Aber noch läßt sich kein feindliches Flugzeug finden. Umgaukelt von Brandgranaten, von einem Scheinwerfer zum andern weitergegeben, so passieren wir die Sperre, mit der der Engländer bei Chatham verzweifelt den Weg nach London verbieten will; hier steigert sich das Artilleriefeuer zu mächtiger Stärke, unaufhörlich zuckt es unter uns, aus den Forts, vom Themseufer, aus ungezählten Batteriestellungen. Die Besatzung sieht im Mondlicht Sprengwolken an Sprengwolken vor, hinter und unter ihrem Flugzeug; geisterhaft schweben sie pechschwarz wie ein Bienenschwarm um sie herum und verschwinden, von der Schnelligkeit der Maschinen überholt, schemenhaft segelnd weit rückwärts. Gravesend und Woolwich erkennen wir unter uns, und jetzt kamen wir ans Ziel. Dünner, langsam sich verdickender Dunst über der Erde kündigt die Nähe der Millionenstadt an, ein mehrfach vorgelagerter Gürtel von Scheinwerfern und Geschützen ruft uns flammend und blitzend entgegen: London! «Dorthin! Ich muß, ich muß!» Vorn der Beobachter steht von seinem Sitz auf und tastet die Bombenhebel ab, jetzt muß alles klar sein! Wie eine aufgehetzte Meute fassen uns die Scheinwerfer, und mit beißender schmerzender Helligkeit hängen sie sich an unsere Fersen, bis wir ihnen,

nur für Augenblicke, durch waghalsige Kurven entgehen; durch das schwere Brummen der Motoren, das sonst jeden Laut verschlingt, dröhnt das Krepieren naher Granaten, die Luft ist durchwühlt von Explosionen und packt die schwere Maschine und schüttelt sie in wütenden Geschoßböen; ein feindlicher Flieger stürzt sich von hinten auf uns, doch eine wohlgezielte Garbe flammender Geschosse rattert ihm entgegen und belehrt ihn, daß mit Überraschung nichts zu machen ist, und in eleganter Kurve verschwindet er wieder im Dunkeln. All das darf den Beobachter vorne nicht stören; er sieht unter sich fahl und blaß die Themse, deren kleinste Krümmung und jede Brücke ihm vertraut ist. Und dann das Lichtmeer der City! Wohl sucht der Gegner abzublenden, aber die ins riesenhafte gewachsenen Verhältnisse der Weltstadt verbieten es ihm, jegliches Licht zu löschen; der Mond tut das übrige. Straßen und Bahnen, die großen Plätze und Parks, alles sieht der Beobachter genau; Bahnhöfe, Werften und Docks, Fabriken und Lager, die Admiralität mit ihrem ganzen drum und dran von Regierungsgebäuden, alles ist für uns und unsere Bomben; ein Druck am Hebel und eine nach der andern verschwinden sie in dunkler Tiefe, nach jeder einzelnen macht die Maschine, befreit von zentnerschwerer Last, einen Sprung nach oben. Die Millionenstadt unten vernimmt jetzt das Krachen der ungeheuren Detonationen unserer schweren Bomben, die an Gewicht und Sprengkraft alles übertreffen, was man vor einem Jahr noch kannte. An zwei, jetzt drei Stellen flammt es schmutzigrot auf, immer höher und breiter. In großer Kurve verlassen wir, von der Abwehr wütend verfolgt, die Stadt. Erleichtert strebt das Flugzeug mit vergrößerter Geschwindigkeit ostwärts, wieder dem Meere zu; zum zweitenmal passieren wir die Sperre, diesmal um so viel ruhiger, mit der festen Zuversicht: jetzt muß auch das Ende gut werden! Draußen, wie wir wieder über See sind, von der ohnmächtigen Abwehr nicht mehr verfolgt, löst sich die Spannung; befriedigt sitzt der Führer am Steuerrad, die Motoren laufen einwandfrei, er möchte sie streicheln und liebkosen, daß sie so gute Arbeit taten; nur jetzt noch aushalten, übers Wasser herüber! Dann erscheinen wieder die Lichtsignale der flandrischen Küste und geradenwegs geht's auf den Heimathafen zu. Kein Lohn der Welt vermag jedem einzelnen der Be-

satzung das Gefühl aufzuwiegen, wenn auch der letzte kritische Punkt glücklich überwunden ist und das Flugzeug in glatter Landung den Erdboden berührt und gemächlich dem Zelt zurollt. Dort steht es dann, ruht sich aus, liebevoll gepflegt, bis eine neue sternenhelle Nacht es zu neuem Fluge ruft.

*

P. Fechtner, unbekannt.

Im Felde, 20. Januar 1918.

Dieser Gruß aus der Heimat! Nehmen Sie noch einmal meinen Dank. Dank auch für den Wunsch zur glücklichen Heimkehr! Ja, wann erfolgt sie und wie? Ich möchte so gern dabei sein, das große Wiedersehen erleben, denn das Leben ist ja trotz aller Widerwärtigkeiten so schön, so wunderschön. Es lacht und blinkt ja noch wie alter Wein im goldenen Pokale. Ist dieser Wunsch zu leben, nicht vermessen, da ja der Krieg noch lange nicht sein Ende erreicht hat? Wollen wir diesen Kampf um unser Deutschtum siegreich bestehen, müssen wir opfern; der eine sein Gut, der andere sein Blut. Darf ich da klagen, wenn von mir mein lebenshungriges Herz gefordert wird? Nein und wieder nein!

*

Hermann Claudius,
geb. 24. Oktober 1878 in Langenfelde/Holstein.

Un nicks heww ick de Week lang leef
as wenn he kümmt — blots dienen Breef.

Dar is he! — Man ick lat mi Tid
Un mak em op, dat nüms dat süht.

Denn stah ick dar un ög un ög.
Dat sünd din Hand ehr lewen Tög.

Dat danzt vör't Og mi hen un her,
un langsam finn ick eerst de Wöör

un les de Wöör un les se nich
un seh alleen din leef Gesicht.

Un hör din Stimm un föhl din Hand —
un dreih mi sachen na de Wand.

*

Erich Ohnesorge,
geb. 4. Juli 1896 in Bautzen,
gest. 18. Juni 1918 in Lille nach Verwundung.

Januar 1918.

Während wir uns hier rüsten zum letzten Ringen, um dem entmutigten Feinde den Todesstoß zu geben, jetzt, da wir so nahe vor dem siegreichen Ende stehen, fällt uns plötzlich ein grimmiger Feind in den Rücken, den wir nicht mit Waffen zwingen können: der Streik und die Ungeduld unserer Leute in der Heimat. Unsere Feinde horchen auf, die Einwohner hier erzählen uns glückstrahlend, in Deutschland sei Revolution und der Krieg müßte bald alle sein. Die gesamte Entente faßt wieder neue Hoffnung, und so müssen wir schließlich erliegen, weil unsere eigenen Brüder, für die wir gekämpft haben, uns von rückwärts die Waffen aus der Hand reißen. Soviel Blut ist umsonst geflossen, Monat um Monat schwitzen wir Blut und darben auch noch dazu, und die wollen schon verzagen, da sie doch so sicher und geborgen sind. An die Front mit den Leuten! Bei Trommelfeuer und trocken Brot werden sie erst sehen, was ein Mensch ertragen kann und muß, ohne zu murren.
Lieber hundert solcher Maulhelden mit Maschinengewehren über den Haufen schießen, als Tausende von Feldgrauen infolge von Munitionsmangel dem Tode in die Hände liefern.
Unsere Einigkeit war ja unser Sieger im Kampf mit den Waffen, sie muß erst recht im Wirtschaftskampf unerschütterlich dastehen, wenn wir zu einem guten Ende kommen wollen. Sonst wäre der deutsche Traum für immer aus.
Sieht der Feind die Uneinigkeit, so zieht er den Krieg immer länger hinaus, dann müßt Ihr wieder Monate länger darben und wir länger leiden, und wer sagt uns, daß unsere Spannkraft nicht auch einmal nachläßt?

Der äußere Feind ist für uns in absehbarer Zeit erledigt, aber den inneren fürchten wir wie ein Gespenst, das man nicht packen kann. Trotzdem hoffen wir, daß sich die Sache beruhigt, dann ist auch das Ende dieses Völkerringens erreicht. Ein glänzendes Deutschland steht da, Achtung gebietend und bewundert, und die Welt schafft wieder in friedlichem Wettstreit wie ehedem. Gebe Gott es bald!

*

Richard Ziebell,
geb. 3. April 1878 in Schüttenburg,
gest. 6. Januar 1929 in Berlin.

9. Februar 1918.

Wir lesen viel von großen Tumulten und Streiks in Berlin, auch Du schreibst davon. Ja, wir im Felde denken ganz anders darüber, das bin ich nicht allein. Denken denn die zu Hause, es wird besser dadurch? Im Gegenteil, die stärken ja unsere Feinde. Die glauben, in Deutschland gibt es Revolution, und nur allein dadurch dauert der Krieg noch viel länger; haben wir uns die vier Jahre umsonst rumgeschlagen und haben ein Hundeleben geführt? Die Großmäuler sollen sie alle einsperren, die Soldaten werden schon dafür sorgen, daß sie nicht allzu üppig werden. Du weißt, solange wir den Rock anhaben, müssen wir unsere Pflicht tun, erstmal die strenge Strafe, und zweitens ist solcher Tumult zwecklos, die Leute verdienen eine Menge Geld und sollten ruhig ihrer Arbeit nachgehen. Jetzt arbeiten sie ja doch wieder alle und haben gar nichts erreicht. Die Einigkeit fehlt eben, und die sie dabei gefaßt haben, kommen vor ein Kriegsgericht und sind auf lange Jahre unglückliche Menschen.

*

Fritz Hildebrand,
geb. 10. Juli 1895 in Osterode/Harz,
gest. 3. November 1918 nach Verwundung in Homburg v. d. Höhe.

Eghem, 18. Januar 1918.

Ich habe zwar seit dem 13. Januar nicht wieder geschrieben; aber nun ist's vorbei, nun kann ich's ja schreiben. Wir sind die

letzten Tage auf Engländerjagd gewesen, eine etwas kitzlige Geschichte. Also die Sache kam so: der Kompanieführer fragte in der letzten Ruheperiode nach, wer sich an einer Patrouille beteiligen wollte. — 12 Uhr bei Kohlrabenfinsternis und Regen brachen wir auf aus unserem Quartier, wir hatten bei den schlechten Wegen gut zwei Stunden zu laufen bis vorn. Zwar kannte ich den Weg wie meine Westentasche, doch er war kaum zu erkennen vor Schlamm und Wasser, das den Fahrdamm verschiedentlich total fortgeschwemmt hatte. Um 2.30 Uhr konnten wir, mit Mühe vorn angekommen, die vorderste Linie verlassen und loskrabbeln, ich mit zehn Mann rechts, der Leutnant mit ebensoviel links der zerwühlten Straße. Ein Unteroffizier, sechs Mann blieben nacheinander unterwegs als Verbindung und Sicherung liegen, außerdem hatten zwei schwere, in der vordersten Linie aufgestellte M.-G. den Auftrag, die ganze englische Linie rechts von uns zu bestreichen, sowie der Feind etwa von dort aus auf uns los wollte. Nach fünfzig Meter Kriechen arbeitete ich mich nach links über die Straße, um zu sehen, ob der Leutnant auch auf gleicher Höhe mit mir war; er war es. Weiter bei zwanzig Metersekundenwind durch Dreck und Wasser, nicht Schritt für Schritt, sondern Zentimeter um Zentimeter. Zu hundert Meter Kriechen brauchten wir zwei Stunden. Daß sie uns ja nicht bemerkten, sonst war alles vergebens! Ich hatte dicke Fausthandschuhe über den Fingern, damit die Hände nachher für den Revolver sauber und vor allem warm blieben, denn das erstemal ohne Handschuhe waren die Finger vollkommen schlamm-klamm geworden. Etwa 30 m vor der englischen Linie nehme ich nochmals Verbindung auf mit meinem Leutnant, das heißt, ich krabbele nochmals von rechts nach links hinter einem dicken Baumstamm über die Straße, er war etwas zurückgeblieben, und ich mußte fünf Minuten warten, ehe die Schatten seiner Patrouille sich hinter Baumstämmen geräuschlos heranschoben. Der Sturm, der von den Engländern herüberbrauste, nahm jedes Geräusch mit fort, dunkel war es dagegen nicht mehr so sehr. Die Leute waren wie wir alle gleichmäßig ausgerüstet, jeder nur Revolver, Dolch, zwei Handgranaten im Koppel. Wie der Leutnant heran ist, und wir im Kreise auf der Straße liegend noch leise beratschlagen, wie nun weiter, kommt 50 m links von uns etwas auf uns zu, drei

Schatten, natürlich Engländer. Unwillkürlich duckt sich alles, zehn Meter kommen sie an uns heran, jetzt müssen sie uns entdecken, man hört sie trotz des Sturmes deutlich sprechen. Sie zaudern einen Augenblick, springen über den Chausseegraben auf die Straße, kreuzen sie. Alles dies dicht vor uns, sie sehen uns nicht. Es zuckt mir in allen Fingern, ich sehe mich um nach dem Leutnant, ob er nicht hochspringen will, denn das ist doch eine günstige Gelegenheit, wie sie sich nie wieder bietet, viel leichter als etwa einen Posten im tiefen Granatloch anzuschleichen und zu überfallen. Und wie die Gefangenen gemacht werden, ist ganz gleich, Hauptsache, daß wir überhaupt einen bringen. Denn wir müssen wissen, was für ein Regiment drüben liegt, und damit was für eine Division. Alles das dient im höchsten Grade der Aufklärung unserer obersten Heeresleitung. — Wie die drei nun anfangen, sich wieder zu entfernen, halte ich es nicht mehr aus. «Hoch» schreie ich und «Auf», ein sekundenlanges Umsehen, ob auch die anderen mitkommen und drauf. 15 m Entfernung, zwei Sätze, eine Sekunde. «Hands up» rufe ich, ein Pistolenschuß, ein Schreckensschrei, und alle drei Tommies lagen buchstäblich auf dem Allerwertesten vor Schreck. Im Nu war ein Dutzend von unseren über sie, drei Minuten wälzte sich alles im Dreck, es gab eine wüste Keilerei, da die Engländer trotz mehrfacher Übermacht sich tapfer wehrten. Der eine schoß sogar noch mit seinem Revolver unverschämten 9 mm Kalibers um sich, unsere Seitendeckungen warfen unausgesetzt Handgranaten nach allen Richtungen, damit kein englischer Posten zu Hilfe eilte. Endlich hatten wir einen am Boden, die anderen beiden bekamen Kolbenschläge.

Der englische Offizier, ein junger dreiundzwanzigjähriger Kerl, ziemlich schmal, konnte sich nicht genug wundern, nachdem er einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen war, was mit ihm geschehen war, wie gut er behandelt wurde. Unterwegs vom Bataillon zum Regiment, wo ich ihn führte, sagte er ein ums andere Mal: «Your Officers are Gentlemen» — «You are good with me». Bezeichnend ist, daß selbst er als Offizier fest der Meinung war, er würde nun in einen Käfig eingesperrt. Da er noch dreckiger war als wir, verlangte er bescheiden nach einem «Bath» und «Other clothes».

*

L o t h a r H e i n r i c h,
geb. 2. April 1896 in Dresden.

18. Februar 1918.

Für Ihren lieben Brief mit den Frühlingsboten recht herzlichen Dank. Daß ich Ihnen schon längere Zeit daraufhin schreiben wollte, möge Ihnen das bescheidene Blümlein erzählen, das ich noch in T. bei einem Felddienst pflückte, als das erste, das ich dieses Jahr gefunden. Auch ich suche jedes Jahr den Frühling, besonders aber, seit ich im Felde bin. Denn was will das nicht alles für einen Feldsoldaten heißen: der Winter ist vorbei — der Frühling kommt! Dazu muß man die Beschwerden des Grabenlebens im Winter kennen, um zu wissen, wie sich ein jeder freut auf die Zeit, da er sich nicht mehr vor der Kälte Tag und Nacht in den dumpfigen Unterstand mit der brütenden, trockenen Hitze zu flüchten braucht, wo er zu jeder Tageszeit schlafen möchte, um Lichtmangel und Langeweile zu verschlafen. Man wird zur Pflanze hier draußen und erhält gleich ihr durch die Sonne neues Leben, Saft, Kraft und Mut.

Daß dabei die Kampfesruhe an der Front mehr und mehr schwindet, überall das große Toben wieder auflebt, daran denkt man schließlich erst in zweiter Linie. Und ist es nicht besser so? Das Schicksal der Völker entscheidet sich in einem wilden Kampfe doch eher, als es möglich wäre, wenn beide untätig abwartend nebeneinander her leben.

Ganz ähnlich wie voriges Jahr, als ich aus dem Lazarett ging, so geht mir's auch jetzt. Und mir scheint, es ist eine allgemeine Stimmung im Heere. Lieber heute den Kampf beginnen, der die Entscheidung bringen soll und hoffentlich bringen wird, als noch weitere Monate dem unnützen Warten opfern. Es gibt keinen Soldaten, Gemeinen oder Offizier, der nicht glaubt, daß es uns gelingt.

*

K a r l P o l a c k, unbekannt.

Aus dem Felde, den 31. März 1918.

Zum vierten Male legt der Osterhase seine Eier in Granattrichter. Zwischen den Geschützen blühen unschuldsvolle Schnee-

glöckchen und demütige Veilchen. Zum vierten Male wird das Vorfeld gelb von üppig fetten Himmelsschlüsseln, an den Sträuchern schießen die silbernen Kätzchen auf mit ihren geschmeidigen Pelzen. Die ganze wonnige Frühlingspracht steigt wieder empor zwischen Schutt und Moder hüben und drüben, bei Freund und Feind. Ja, es muß doch noch etwas geben, was in Wahrheit neutral ist, eine allumfassende Güte, die Blut und Verwüstung mit weißer, milder Blütenpracht väterlich bedeckt. Die schönste Zeit unseres Lebens bewegen wir uns in Laufgräben durch Gottes große Schöpfung. Jahrelang sind wir begraben in unseren nassen Erdhöhlen und fragen verzagt: «Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?»

*

Paul de Viere,
geb. 15. September 1893 in Hamburg.

31. März 1918.

Vorgestern wurde ich durch Deinen lieben Brief vom 25. Januar erfreut, nimm meinen herzlichsten Dank. Deine Gedanken, warum sich die Völker auf Erden ihre kurze Lebenszeit noch selbst erschweren und verbittern, gehen auch so oft durch unsere Köpfe, ohne daß man sich eine Antwort geben kann. Solange die Welt besteht, gibt es Kriege, und solange Menschen drin leben, werden diese auch nicht aufhören. Es gibt wohl viele hundert Fragen, die unseren gesunden Menschenverstand vor den Kopf stoßen. Wir hier in Gefangenschaft kommen leider viel zu viel zum Grübeln, auch wir hoffen bestimmt, daß wir in diesem Jahr wieder daheim sein werden. In diesem Sommer sind wir vier Jahr aus unserem Beruf herausgerissen, man sehnt sich ordentlich wieder nach einer gewohnten Tätigkeit. Post erhalten wir jetzt nur recht selten. Gesundheitlich geht es mir gottlob gut.

*

Fritz Hackemann,
geb. 8. Juni 1898 in Dortmund-Hörde,
gef. 9. April 1918 bei Fourdrain.

In Stellung, den 17. März 1918.

Sei auf das herzlichste zu Deinem 17. Geburtstag von mir beglückwünscht!
Nun bist Du bald kein Knabe mehr, bist ein Jüngling, willst ein Mann werden.
Deine Bahn geht aufwärts! Erweise Dich stark genug ihr zu folgen. Alles Kleinliche und Gemeine stoße von Dir ab. Bleibe im Kleinen treu! So tust Du auch Deine Pflicht am Vaterlande, und Dir selbst dienst Du so am besten. Glaube nicht, daß dies Phrasen sind. Ich habe die Wahrheit oft erfahren.

*

Richard Zimmermann,
geb. 1. Oktober 1895 in Niemegk, Krs. Zauch-Belzig,
gef. 22. März 1918 im Somme-Gebiet.

Sonntag, den 17. März 1918.

Obgleich für uns schon acht Tage Briefsperre besteht, will ich auf Deinen Brief noch antworten, da wir heute Abend unsern Marsch antreten zu dem großen Ereignis. Was nächsten Sonntag ist, das weiß nur Gott allein. Auf den psychologischen Teil Deines Briefes kann ich leider nicht eingehen. Ich weiß ja nicht, ob und wann Du diesen Brief bekommen wirst. Aber ich möchte Dir doch noch einiges schreiben. Diese gemischten Gefühle, mit denen Du der Offensive entgegen siehst, sind wohl dieselben, die wir hatten, ehe wir Soldat wurden. Ich muß Dir sagen, daß ich diesmal mit einem ziemlich frohen und freudigen Gefühl in den Kampf ziehe. Ich bin felsenfest davon überzeugt, daß die Offensive glücken wird. Ich bin mir auch vollkommen klar darüber, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß ich nicht heil zurückkomme. Du mußt nun nicht denken, mein lieber Junge, daß ich etwa das Leben satt habe und den Heldentod zu meinem Ideal gemacht habe, absolut nicht. Aber man muß eben in sol-

chem Falle, das weißt Du ja selbst, den Tatsachen klar ins Auge schauen können, in gewissem Maße Fatalist sein.
Wenn dieser Krieg so für mich ausläuft, wie ich hoffe, dann wird er mir das geben, was ich so lange gesucht und erkämpft habe, einen Sieg über mich selbst, Selbstvertrauen und Selbstachtung. Es war mir ein lebhaftes Bedürfnis, Dir mein Lieber, der Du der einzige Mensch bist, dem ich davon sprechen konnte, das mitzuteilen. Ich hoffe, daß dieser Kampf uns den Frieden bringen wird, und daß wir bald beide in treuer Freundschaft uns in der Heimat zu gemeinsamer Berufsarbeit die Hand reichen können.

*

Adolf Wiegand,
geb. 13. August 1885 in Osnabrück,
gef. 31. August 1918 bei Péronne.

Im Westen, 20. März 1918.

Das große «Frühjahrskonzert» wird jetzt bald losgehen. Ich freue mich darauf, da es uns das gute Ende bringen wird und «keinen weichen Frieden», wie Hindenburg sagte. Gottlob, daß das Wort gesprochen ist; jetzt hat man doch auch etwas für seine Mühen. Wie weit wir noch in diesem Strudel gezogen werden, steht noch dahin. Einstweilen ist es hier noch zum Aushalten, und ich fühle mich sehr wohl. Was uns die nächste Zukunft bringen wird, ist uns genau so verschlossen wie Euch. Es ist eine hervorragende Leistung schon an und für sich, die Pläne so lange geheim halten zu können und doch alle Vorbereitungen zu treffen. Die Sache muß gelingen.

*

Wilhelm Kind,
geb. 13. Oktober 1886 in Probstheida bei Leipzig,
gef. 29. März 1918 bei Plessier in Frankreich.

23. März 1918.

Ich habe die Freude, an einem Tage Dir schreiben zu können, an dem ich dies für unmöglich hielt. Nun hat mein Feldleben

wieder eine andere Form. Ein Dach werde ich wohl nicht gleich wieder über mir haben. Blicke von weiter Höhe, unabsehbar marschierende Kolonnen, zerschossene Dörfer, verlassene eigene und feindliche Gräben, Schlafen unter freiem Himmel, tags oder nachts. In allem ein Gefühl, unsagbar mächtig: Du. Dieses Gefühl hat eine große Distanz von allem. Es steht so fern von diesem Treiben, diesem gewaltigen. Deshalb ist es auch so herrlich beseligend.
Du weißt nun, daß die Offensive hier im Westen begonnen hat. Und sie scheint bisher Erfolg gehabt zu haben. Nun ist alles leicht zu ertragen, das, was ist und was noch kommt. Denn diesmal hoffen wir bei Erfolg auf Frieden, ein anderes scheint für die Feinde nicht möglich.
Und dann kommt das freie Leben, das Leben! Des wollen wir dann aber froh sein! Und vielleicht segnen wir noch einmal diese Jahre.
Ich weiß nicht, wann ich Dir wieder schreiben kann. Diese Wochen halten wir noch aus. Und wenn ich auch nur ein Soldat bin wie jeder andere, im ganzen werde ich unversehrt aus diesem allen hervorgehen.

*

Reinhard Muth,
geb. 7. Dezember 1895 in Einsiedeln (Schweiz),
gef. 22. März 1918 in Urvillers.

21. März 1918.

Am Vorabend einer großen Zeitperiode, am Vorabend von Stunden, die für die ganze Zukunft entscheidend sind. Wir sind nicht bang, nein, wir sind voller Zuversicht, das Herz schlägt höher. Ihr sollt Euch nicht grämen, wenn es kommen sollte, wie wir nicht wünschen. Es gilt ja Euer aller Leben, das Leben eines Volkes; was tut da ein einziges dagegen! Vielleicht bin ich geboren, um in diesem Kampfe meine Lebensarbeit, meinen Lebenszweck zu erfüllen. Das war dann auch des Erziehens wert und der Tod ein stolzer . . . Sterben ist nicht schwer, aber die Stunden der Gefahr sind grausam bitter. Sie sind alle tapfer, meine Soldaten, die am meisten, denen das Herz am laute-

sten hämmert, denn sie haben am meisten zu überwinden und in sich niederzukämpfen. Mir ist es leicht ums Herz. Ich habe keine Zeit, an mich zu denken. Mein Schicksal ist nur eines und nicht drückend. Ich bin noch kaum so ruhig in einen Kampf gegangen wie in diesen bevorstehenden. Ich ginge am liebsten allein und ließe alle meine Soldaten da hinten. Ich habe sie ja alle so gern, die Menschen, wie auch immer sie sein mögen.

*

Nikolaus Schulenburg,
geb. 28. März 1890 in Wilhelmsburg, Krs. Harburg.

Märzoffensive 23. März 1918.

Ungefähr sieben Wochen wurden wir vorne herausgezogen und kamen nach Thenelles bei Origny 14 km hinter St. Quentin. Diese Zeit wurde ausgenutzt durch große Gefechtsübungen. Ging es in die Division, so dauerte oft die Übung von morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr ohne Essen. Es wurde zur großen Offensive vorgeübt. Es hat manchen Tropfen Schweiß gekostet, zumal es sehr warm war. Am 15. März wurden wir mit sechshundert Mann von jedem Regiment nach vorne kommandiert zum Minentragen, mittlere und schwere. Diese wurden per Lore mit einem Pferd vor nach der dritten Linie gefahren, von da nach der ersten Linie getragen. Es war eine schwere Arbeit, da jeder eine Zentnermine dreiviertel Stunden weit tragen mußte. Dieses dauerte vier Tage bis zum 18. März. Da wußten wir schon Bescheid, daß es am 21. März losgehen sollte. Am 19. März sammelte sich das Regiment bei Marcy und ging in Biwak über. Wir schliefen unter Zelten. Da wurden wir noch einmal aufgefuttert, zweimal warmes Essen, Kakao und Zucker usw. Am 20. März ging es abends mit vollem Gepäck (eine Decke wurde uns abgenommen) nach vorne. Vordem wurde uns unser Auftrag noch einmal bekannt gegeben. Wir sind Eingreifdivision, mußten also den ersten Stoß machen. Es waren uns 12 km vorgeschrieben, sollten vorstoßen bis Besancourt-le-Grand. Dort soll abends unsere Feldküche sein. Unser Regiment war rechter Flügel der Division. Um 8 Uhr abends brachen wir auf, um nach vorne zu gehen. Unterwegs wurden wir noch

von feindlichen Fliegern mit Bomben beworfen, es war nämlich eine mondhelle Nacht. Sie richteten aber keinen Schaden an. Es macht sich keiner ein Bild, wie die Chaussee überfüllt war mit Truppen, Munitionskolonnen usw. Unterwegs empfing noch jeder zwei Nebelbomben. Diese dienen, um sich dem Feinde unsichtbar zu machen. In der Stellung angekommen, bezogen wir unsere Unterstände. Jeder konnte nur sitzen, denn die Stellung war für diese Nacht doppelt besetzt. Es war die Stellungsdivision und wir als Eingreifdivision vorne. An Schlaf war nicht viel zu denken. Punkt 4.40 Uhr morgens fing unsere Artillerie an zu trommeln. Es wurde die ersten drei Stunden nur Gas geschossen. Unter dem Gas hatten auch wir viel zu leiden, denn es sammelte sich auch bei uns im Graben an. Zeitweise mußten wir die Gasmaske aufsetzen. Um 8.40 Uhr setzte alles ein, sämtliche Minenwerfer, Artillerie von jedem Kaliber bis zu 42 cm. Inzwischen war bei uns vorne der Draht fortgeräumt, und das erste Bataillon legte sich vor den Graben. Um 9.45 Uhr war Nullzeit und die Truppen gingen zum Sturm vor. Das I. Bataillon fand noch Widerstand, und wir mußten noch mit eingreifen. Dann ging das I. Bataillon weiter, und wir mußten die Gräben nach den Seiten aufrollen, was unsere eigentliche Arbeit war. Jede Kompanie hatte vier Flammenwerfer bei sich. Nun hieß es: Flammenwerfer vor, und die englischen Unterstände wurden ausgeräuchert, dabei machten wir die ersten Gefangenen. Diese zitterten am ganzen Leibe. Nun ging es unaufhaltsam vorwärts. Die nächsten Gräben wurden aufgerollt, und wir kamen an die Eisenbahn. Dort hatten die Engländer eine sogenannte Stollenkaserne in den Abhang getrieben, davor waren Wellblechhütten. Hier hatten sie ihre Küchen, Kantinen usw. Die Küche wurde natürlich sofort gestürmt. Da habe ich gestaunt, was der Engländer noch alles hat. Der Ofen brannte noch, darauf schmorte noch Speck, davor lag noch ein halber Ochse auf dem Tisch. In einer Kiste waren noch sogenannte deutsche Beefsteaks. Davon steckten wir uns den Brotbeutel voll. Dann nahm sich noch jeder einige englische eiserne Portionen, und es ging in die nächste Hütte, eine Kantine. Hier fanden wir englische Zigaretten im Überfluß. Jeder zündete sich eine an, und mit Dampf ging es hinter dem Tommy her. Die Gefangenen kamen uns nun schon zahlreicher mit er-

hobenen Händen entgegengelaufen. Wir waren in der Hitze des Gefechts schon zu weit nach vorne gekommen, unsere Feuerwelle der Artillerie war noch nicht weiter gesprungen, und wir wären beinahe in unser Sperrfeuer gekommen. Nun schwenkten wir rechts ab und stürmten das Dorf Grugies. Am Ausgang des Dorfes fanden wir noch ein Maschinengewehrnest. Wir machten Anstalten, es zu nehmen, aber es war viel Drahtverhau davor, und es hätte viele Menschenleben gekostet. Es war an dem Morgen sehr neblig, daher konnte die Artillerie uns nicht helfen. Wir ließen es liegen und gingen weiter. Da kam die dritte Hauptlinie der Engländer. Dieses war unsere letzte Aufgabe für den Tag. Wir erledigten sie sehr schnell. Es hieß weitere Befehle abwarten. Wir lagen ein paar Stunden an einem Abhang, neben uns ein kleines Lebensmitteldepot. Nun wurde die Zeit wieder mit Futtern ausgefüllt. Zucker wurde eßlöffelweise gegessen, dann der schöne Keks, Weißbrot, Cornedbeef usw. Inzwischen überholte unser III. Bataillon, welches so lange hinten gewesen war, das I. Bataillon und ging in erster Linie vor. Mit einem Mal bekamen wir Bescheid, dem III. Bataillon zu Hilfe zu eilen, sie stießen auf zähen Widerstand, ja der Engländer griff sogar an. Wir mußten nun durch das englische Sperrfeuer durch, Flieger sausten in geringer Höhe über uns weg und bewarfen uns mit Bomben und beschossen uns mit Maschinengewehren. Am Nachmittag war nämlich die Sonne durchgekommen. Wir kamen ganz gut durch und wollten die Engländer einschließen. Wie der Engländer uns sah, gab er ein mörderisches Feuer auf uns ab, und mancher wurde getroffen. Da bekam auch ich meinen Schuß, und ich mußte den Rückzug antreten. Wie ich nachher hörte, haben wir unseren Auftrag voll und ganz erledigt.

*

Johannes Renk,
geb. 22. Januar 1894 in Hamburg.

Westen, 8. April 1918.

Am 16. März marschierten wir von unserem Quartier in Bruay ab. Wegen der Flieger marschierten wir nur nachts. Am Morgen

des 21. März standen wir westlich von Cambrai vor der englischen Stellung zum Angriff bereit. Es herrschte dichter Nebel, und es war kalt. Bereits seit 2 Uhr morgens war unsere Artillerie in Tätigkeit. Morgens um 8.40 Uhr setzte unser Trommelfeuer ein. Schuß auf Schuß krachte auf die englische Stellung nieder. Wir schossen mit Gasgranaten. Nach einer knappen halben Stunde gingen wir im Sturmschritt vor und überrannten die erste englische Stellung. Was noch Widerstand leistete, wurde niedergemacht. Hier machten wir die ersten Gefangenen, und es fielen uns eine Menge Lebensmittel in die Hände. Der Engländer hatte alles im Stich gelassen bei seiner Flucht. Wir haben da mal wieder richtig gelebt! Wir hatten alles im Überfluß und konnten nicht mal alles mitnehmen. Nun ging es weiter, durch Nebel, Pulverdampf und Gasschwaden hindurch, von der feindlichen Artillerie aufs heftigste beschossen. Hier hatten wir unsere ersten Verluste, einige Tote und Verwundete. Doch immer geht es vorwärts, Verwundete kommen an uns vorbei, zeitweise größere Trupps englischer Gefangener, alle bleich, erzählen, daß unser Artilleriefeuer entsetzlich gewirkt hat. Noch in den späten Abendstunden stürmten wir, von der Artillerie aufs kräftigste unterstützt, die englischen Widerstandslinien. Blutrot ist der Abendhimmel, überall unsere vorstürzenden Infanterielinien, gefolgt von Batterien, wohl ein erschreckender Anblick für den Feind.
Bereits am nächsten Tage überschritten wir den Somme-Kanal, sind immer noch in vorderster Linie, es mehren sich unsere Verluste. Die englische Artillerie beschießt uns heftig und englische Flieger bewerfen uns mit Bomben und schießen mit Maschinengewehren. Zeitweise setzt sich der Feind fest, und dann muß wieder gestürmt werden, wobei wir viele Gefangene machen. Mehrere hundert Geschütze fielen uns in die Hände sowie eine große Anzahl Tanks und Lebensmitteldepots. Es geht rasch vorwärts, wir stürmen einige Dörfer wie Melancourt, Bray und finden ungeheure Mengen von Bekleidungsstücken, Lebensmittel usw. vor. Am Ostersonntag kamen wir in zweite Linie, das Gefecht war zum Stehen gekommen. Sitzen mit drei Mann in einem Granattrichter, über uns spielen sich Luftkämpfe ab. Alle paar Minuten stürzt ein Flugzeug brennend ab, meistens feindliche. Die Flieger beschießen sich gegenseitig mit Maschinen-

gewehren, dazwischen platzende Schrapnells, es ist ein unheimliches Getöse in der Luft. Und hier unten um uns herum einschlagende Granaten größten Kalibers. Solch ein Osterfest habe ich noch nicht erlebt. Am Ostermontag liegen wir noch an derselben Stelle, es ist unmöglich, jetzt vorzugehen, ununterbrochen rast das feindliche Artilleriefeuer. Und das schlimmste ist, es fing noch an zu regnen, und in einem Augenblick sind wir naß bis auf die Haut, so geht es einige Tage hindurch, immer im Regen. Wir warten sehnsüchtig auf unsere Ablösung, wir sind total erschöpft vor Kälte, Nässe und Hunger und dabei immer im stärksten Feuer. Endlich am Morgen des 7. April kam unsere Ablösung, marschierten dann einige Kilometer zurück ins Dorf Bruay, welches wir zuletzt gestürmt hatten. Hier haben wir uns in einem früheren Gefangenenlager einquartiert, ein hübsches Feuerchen gemacht und trocknen unsere Lumpen, denn Kleidung kann man nicht sagen, alles klebt und starrt von gelbem Lehm. — Donnerwetter, hier ist es besser wie draußen, sitzen hier so schön unter Dach, seit drei Wochen haben wir kein Dach mehr überm Kopf gehabt. Wenn man da jetzt so zurückdenkt, dann wundert man sich, daß man alles so mitgemacht hat, und daß man das alles so aushält.

27. April 1918.

Erhielt gestern abend Eure beiden Briefe vom 17. und 20. und Zeitung, gleichzeitig von Else einen Brief. Meinen herzlichen Dank.

Der eine Brief trug den Vermerk: Zurück, verwundet, Lazarett. Das war ein Versehen auf unserer Schreibstube, und ist dies wieder gestrichen worden. Solltet Ihr Briefe zurückbekommen, so schickt sie ruhig wieder ab. In unserer Kompanie sind so viele verwundet, gefallen und vermißt von den Kämpfen der letzten Tage, daß hier noch keine Klarheit herrscht. Liebe Eltern, ich glaube, Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie ich mich gefreut habe, als Eure Briefe kamen.

Inmitten des schwersten Artilleriefeuers Post aus der Heimat, es ist mir immer gerade so, als wenn Feiertag ist, und man wird so ruhig. Liebe Eltern, erstmal bin ich gesund und munter. Seit fünf Tagen bin ich in Stellung in vorderster Linie, vor zwei Tagen haben wir dem Franzmann seine Stellung gestürmt und

sind zweihundert Meter vorgekommen. Nun sind wir in dem Feind seiner früheren Stellung oder vielmehr Löcher. Mit zwei bis vier Mann bewohnen wir nun ein Granatloch, sehen lassen dürfen wir uns am Tage nicht, würden sonst schweres Artilleriefeuer bekommen oder Maschinengewehrfeuer. Erst spät abends verlassen wir unseren Bau, um unser Essen, Post usw. zu holen. Zur Feldküche müssen wir noch 1½—2 Stunden gehen, und von hier tragen wir die Verpflegung in Kübeln und sogenannten Speiseträgern und Säcken in unsere Stellung.

An Essen und Trinken haben wir reichlich, der Franzmann hat uns genug zurückgelassen. Wir haben hier Weißbrot, Zwieback, Fleischkonserven und Schokolade. Also hungern tun wir augenblicklich nicht, außerdem bekommen wir täglich unsere Verpflegung: Mittagessen, aber bereits kalt, 750 g Brot, Dosenfleisch und Schmalz. Das Essen können wir uns warm machen, wir haben Hartspiritus in Dosen. In den letzten Tagen, hauptsächlich gestern, haben wir den ganzen Tag schweres Artilleriefeuer bekommen. Heute ist es ruhiger. Des Nachts schlafen wir abwechselnd, zwei Mann wachen und zwei schlafen. Wir hüllen uns in unsere Zeltbahn und Decken, nun ist es nicht so kalt mehr, es schläft sich herrlich draußen.

Nun, Ihr lieben Eltern, will ich schließen. Morgen abend kommen wir in Ruhestellung.

*

Erwin Trzebiatowsky,
geb. 14. Juli 1895 in Dedeleben,
gest. 24. Februar 1927 in Wellingsbüttel.

Kolberg, 23. März 1918.

Schwester, — habe eine Wut im Innern! Ich weiß mich kaum mehr auszulassen vor schaumigem Ärger. Geahnt habe ich ja, daß dieser Tag einmal kommen müßte, dieser Tag, der uns auf den ersten Anhieb 40 000 Feinde und 400 Geschütze brachte, was nur eitel Freude bedeuten kann; mir aber vor Augen führt, daß ich zusehen muß, wenn andere an dem schönsten Endstrauß pflücken. Ja, wirklich schändlich, mein Pech! —

Meine Freude auf den kommenden Montag, den ich wie einen

Festtag herbeisehnte, weil an ihm mit der letzten Operation die Heilung beschleunigt wird, ist ganz getrübt. Ich geb's aber immer noch nicht auf, Anfang Juli Dich besuchen zu können, mit andern Worten, wieder an die Front zu kommen. Von meiner Abteilung erhielt ich heute Nachricht. Zwei Beobachter sind in den letzten Tagen im Luftkampf gefallen. Nach mir also vier des Todes — das läßt mich klar erkennen, daß auch ich noch gebraucht werden kann.
Ich möchte Dir die Hand drücken und schweigen vor Freude über das Buch. Wunderbare Gedanken! Und ich möchte sagen, daß Vorleben Vorkämpfen bedeutet. Wie wenigen ist es heute noch klar, daß sie kriegsfreiwillig sein müßten, heute wie ehedem 1914.

*

Fritz Perner,
geb. 25. Dezember 1893 in Plauen im Vogtl.
gef. 3. Mai 1918 im Westen im Luftkampf.

30. März 1918 abends.

Wieder liegen zwei Feindflüge hinter mir; der eine am 28. März forderte taktische Nahaufklärung und Artillerie-Feuerüberwachung. Bei Dämmerung startete ich, die Auspufftöpfe des Motors glühten noch feuerrot, als wir feindwärts stiegen. Unser Artilleriefeuer lag gut; tot lagen die englischen Gräben unter mir; nervös feuerte ein englischer Flak. Singend winkte ich meinen Führer «tiefer» ein, flog zurück, warf Meldung ab und stob wieder feindwärts. Tiefer, tiefer senkte sich unser gewandter Vogel nieder; unsere Infanterie stellte sich zum Sturm bereit. Noch sieben Minuten bis zum Sturm, 400 m zeigte der Höhenmesser, — im Augenblick des Sturmes wollte ich zwischen die Engländer fahren. Noch fünf Minuten. — Wie Hansens weiße Zähne funkelten! Da, ein Stottern im Motor. Hansen wendete sofort ostwärts, und dann eine rote Flamme und Qualm. Mein Führer war sofort Herr der Lage und des Brandes. Noch dreimal versuchten wir, Gas zu geben. Immer wieder schlug die Zündung im Zylinder zum Vergaser durch. An der Grenze zwischen Trichterfeld und grünem Land sprang die

Maschine noch über ein Hindernis und einen Graben hinweg, dann schlug sie schief auf, bäumte sich hoch und brach zusammen. Tot unser schöner, uns durch manchen Feindflug teuer gewordener Vogel. — Das war mein erster Bruch. Heute vormittag (30. März Ostersonnabend) startete ich mit der Maschine eines andern und mit einem Schutzflugzeug zum Fotografieren.
Steifer West hob uns schnell hoch empor; auf einen verdächtigen Engländer stieß unser Schutzflieger zu. Schnell verschwand jener in den Wolken. Weiß mit zerschlissenen Rändern huschten Wolken unter uns. Wieder sang ich inmitten der bellenden, prasselnden Flakschüsse. Wunderbar ruhig machte mich das Lied «Küsset dir ein Lüftelein». Da sah ich viermal das Mündungsfeuer der Zitadelle von Arras aufblitzen und zeichnete es meiner Karte ein — «Wangen oder Hände» — Wo! Wo! Krrach!! Bum! dröhnte es um mich. Ich winkte meinen Führer in die Fotorichtung — «Denke, daß es Seufzer sein» — erste Aufnahme — «die ich» — Flak bellt dazwischen, Plattenwechsel — «zu dir sende» — zweite Aufnahme. — Vierundzwanzig Aufnahmen habe ich so gemacht, zwanzig jenseits der ersten feindlichen Stellung. Davon sind eine Platte zweimal, eine gar nicht belichtet; also zweiundzwanzig gut. Dreimal mußte ich anfliegen, weil der Flak zu gut saß und wir ihm mit Kurven manchen Haken schlagen mußten. Während all dem wird Himmel und Erde und Maschine überwacht. Zwei Treffer hatte ich im Rumpf der Maschine am Motor. Früher war ich von allem so in Anspruch genommen, daß ich nicht dazu kam, an Dich zu denken, aber jetzt lache ich oft und denke «Gertrud». Nicht liebkosend, sondern froh, als solltest Du Dich mit mir freuen. —
Soweit ich die Vorgänge hier beurteilen kann, ist nach dem herrlichen Auftakt der letzten Schlachtentage eine Umgruppierung im Gange. Ob auch wir wieder wandern, weiß ich noch nicht. Post haben wir seit acht Tagen nicht mehr. Hoffentlich kommt bald welche, auch von Dir.
Es ostert! Vor ein paar Tagen war es warm und lind. Frühe Knospen sprangen auf, Amseln flöteten, Rotkehlchen jubelten, Lerchen stiegen singend ins Blau. Da hab' ich oft an Ostern 1916 gedacht, mit großer, tiefer Dankbarkeit und Freude. Auch heute ist Ostern in mir, trotzdem es draußen regnet und stürmt. Ich lese im Faust «Vom Eise befreit sind Strom und Bäche».

Eine tiefe, starke, schöne Zukunftshoffnung läßt mich im Innersten froh sein, so sehr sich auch öfters der Alltag dagegen stemmt. Ich glaube an deutsche Ostern. Kommt sie bald oder kommt sie später, ich glaube an sie.

3. April 1918.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich auf dem Fotoauftrag bestehen soll, oder ob ich verzichte. Gestern ereignete sich folgendes: Ich wollte, um mit den Bildern von Leutnant Müller gleiche Maße zu haben, wie er in 4200 m fotografieren, und schraubte mich über den Hafen von Douai hoch. Einzelne dicke Wolken behinderten stellen- und zeitweise die im übrigen klare Sicht. In 2500 m erkannte ich von D. aus viele Flakschüsse über L. und dachte, da scheint heute Betrieb zu sein. Etwas weniger angestrengt als an der Front suchte ich zwischen L. und D. den Himmel ab, erfolglos. 3000 m hoch über G. brachte mich ein Flakschuß doch sehr zum Staunen. Ich suchte und suchte, ohne feindliche Flieger zu sehen, seitlich, unter und hinter mir. Als ich 3200 m hoch noch östlich B. nach oben sehe, setzten eben fünf feindliche Einsitzer zum Niederstoßen auf mich an. Eine tolle Schießerei begann, Hansen schoß vorn, ich hinten, und einmal griffen zwei Engländer gleichzeitig an mit je 2 M.-G. Der eine versuchte, mir von hinten unten zu kommen an unsere wehrlose Stelle. Während ich mein M.-G. auf ihn rasseln ließ, klappte unser Seitensteuer um, sein Kabel war zerschossen. Mir schoß der Gedanke durch den Kopf: «Hansen wird den Kahn schon halten, und wenn ich abgehe, geht einer von Euch Engländern mit». Ich zielte noch besser, beseitigte zwei Ladestörungen in «fliegender Eile» und schoß weiter, mich mit allen gespannten Muskeln in meinen Sitz festklammernd, damit ich bei dem Kurvenwirbel, den Hansen losließ, nicht samt M.-G. herausflog. Hansen landete trotz des fehlenden Seitensteuers glatt dicht beim Hafen, von wo aus unsere Leute den ganzen Kampf beobachtet hatten. Wir zogen ein neues Kabel ein und flogen nach Hause. Mehr als fünfzehn Treffer haben wir in der Maschine, einen durch den Motor. Die Lehre wollen wir uns merken und auch weit drinnen über eigenem Gebiet keinen Augenblick aufhören, wie Habichte zu äugen. Ich bin nicht bös, daß heute Fliegerwetter und kein Flugwetter ist. Hansen und mich wird dies Erleben noch fester vereinen; er hat sein redlich Teil zu unserem Heildavonkommen beigetragen, und ich glaube, er kann dasselbe von mir auch sagen. Im Grunde bedeutet dieser Kampf ein Festigen des beiderseitigen und gegenseitigen Vertrauens. Keiner hat, auch nicht in den gefährlichsten Augenblicken, den Kopf verloren, sondern alles getan, was nur getan werden konnte. So denkt und spricht mein Verstand. Ich weiß aber trotzdem, daß ich mein Leben nach diesem Kampf einer höheren Fügung verdanke.

Ich schwankte zuerst, ob ich von diesem vierzehnten Feindflug berichten sollte oder nicht, denn ich weiß, er bringt Dir Sorge und Unruhe. Ich habe mich dahin entschieden, Dich alles wissen zu lassen, wie ich es seit jeher getan habe.

Der Gedanke an Dich wird mir nie ein Hemmschuh sein. Du bedeutest für mein Leben und Tun eine Steigerung, eine unvergleichliche Trieb- und Siegkraft.

Durch Leistungen will ich um Dich werben, Deine Liebe jeden Tag erneut verdienen.

*

G u s t a v K ü h n,

geb. 27. Oktober 1879 in Berlin,
gef. August 1918 in Frankreich.

Im Felde, 30. April 1918.

Ob es in diesen Tagen noch zum Schluß kommt, das mögen die Götter, wenn es welche gibt, wissen. Ich glaube nicht allzu fest daran. Ich glaube überhaupt an nichts mehr, sondern döse immer noch von einem Tag in den andern, mich manchmal fragend, ob der Mist überhaupt noch mal ein Ende nehmen wird?

*

A u g u s t O b e r e r,

geb. 27. August 1893 in Vaihingerhof, O. A. Rottweil/Neckar,
gef. 11. Juni 1918 an der Somme.

14. April 1918.

Ununterbrochen tobt der Riesenkampf hin und her, Moreuil, Avre. Ununterbrochen jede Sekunde, jede Minute, Tag und

Nacht gilt es, von neuem sein Leben einzusetzen. Mein Bataillonskommandeur hat mir eine viertägige Ruhe gewährt, da mein Zug aufgelöst ist, tot, verwundet und krank. Ich stand heute morgen um 10 Uhr an einem trüben, kühlen Sonntagmorgen am Grabe von vier jungen Regimentskameraden. Neben uns schaufeln sechs braunverbrannte Männer ein Massengrab für fünfzehn Mann, die alle schon ausgerichtet starr daneben liegen. Vorne donnern unaufhörlich Tausende Geschütze, um dem neuangelegten Soldatenfriedhof neue Nahrung zu schaffen. Es tönt wie Sterbegeläut. Das hier sind nur solche Toten, die auf dem Verbandsplatz infolge von schwerer Verwundung gestorben sind. Die vielen Kameraden, die vorne sterben, bleiben vorläufig liegen. Oder liegen sie an einem Plätzchen, wo nur vorübergehend das Feuer lag, da werden sie rasch auf derselben Stelle beerdigt. Ein kleines aus zwei Holzstäbchen verfertigtes Kreuzchen weist auf die Ruhestätte. Wenn man das Grab genauer ansieht, findet man in der lockeren Erde eine umgekehrte Flasche stecken, in der sich ein vom Kompanieführer geschriebenes Briefchen befindet, mit Namen und Personalien des Verstorbenen. Wenn dann später der Kampf ruht oder weiter vorgetragen ist, bekommt das Grab ein Kreuz mit Namen oder der Betreffende wird ausgegraben und in einen Heldenfriedhof zu seinen Kameraden gelegt.

Ein kurzer Rundgang über das Schlachtfeld: Erst müssen wir beim Dorf B. das Avre-Flüßchen überschreiten. Hier sieht es wohl am schlimmsten aus. Jede Minute heult eine schwere, französische Granate daher und schlägt mit einem höllischen Krachen auf oder neben der Brücke ein. Wir können hier nur im schnellsten Marsch-marsch hinübergehen, aber es genügt, um die Verheerungen eines schweren steten Feuers mit anzusehen. Vor allem fallen uns rechts und links der Straße die unzähligen Pferdeleichen auf, zu denen täglich neue kommen. Munitionswagen, Feldküchen, Geschütze, Protzen oft mit völligen Gespannen liegen in wildem Durcheinander rechts und links der Straße. Da und dort sehen wir aber auch einen Menschen liegen, oft so tief im Schmutz, daß man ihn nur an den Umrissen als Menschen erkennt. Da und dort liegt ein Arm oder ein Bein, dessen Besitzer vielleicht schon geborgen im warmen Lazarettbett liegt. Wohl ihm, daß er noch so weggekommen ist. Glücklich

haben wir die gefährliche Stelle überschritten, um nun in die eigentliche Feuerzone einzutreten, in der wir kein Plätzchen finden, wo nicht schon ein Granatloch ist. Wir sind nun auch keine Sekunde mehr gewiß, ob nicht eine schwere oder leichte Granate neben uns einschlägt. Für jeden Fall wollen wir von jetzt ab die Straße meiden, denn sie liegt unter ständigem Feuer, und die Splitterwirkung ist wahnsinnig auf einer harten Straße. Wir kommen durch einzelnes schwaches Feuer hindurch auch glücklich an das Lager unseres Reservebataillons, ein Laubwäldchen. Daß auch hier die feindlichen Granaten nicht ausbleiben, sehen wir schon von Ferne an den zahlreich umgeknickten und abgerissenen Bäumen und Ästen. Beim Eintritt in den Wald stoßen wir auf metertiefe, längliche Löcher. In den meisten sehen wir einen gut mit Zeltuch zugedeckten schlafenden Feldgrauen. Da und dort sitzt einer auf einem abgeschossenen Baumstamm und schreibt auf den Knien einen Brief oder einen Kartengruß. In einem anderen etwas größeren Loch sitzen zwei Offiziere und rauchen plaudernd ein Pfeifchen. Sehr zweckmäßig sind die kleinen Löcher zur Unterkunft; tiefe Unterstände gibt es nicht, und in den kleinen Löchern ist jeder sicher vor Splittern. Wenn mal eine Granate als Volltreffer in solches Loch fällt, dann ist wenigstens nur ein Mann verloren. Etwa 800—1000 m vorn liegt das gleiche Wäldchen, nun hören wir ein stärkeres und rascheres Einschlagen der Granaten. Dort liegen die Bereitschaftstruppen. Bald zeigt es sich auch, daß wir schon allmählich in ein dichtes konzentrisches Feuer geraten. Aus allen Teilen des Wäldchens springen verzweifelte Soldaten und flüchten nach allen Richtungen, teils kommen sie ohne Gewehr, unumgeschnallt, manche ganz kopflos, sogar ohne Gasmaske. Eben ertönt wieder ein donnerndes Geheul und ein dröhnendes Krachen im Wäldchen. Wir hören Schreie: «Krankenträger, Krankenträger!» Im Wäldchen sehen wir bereits eine ganze Gruppe beieinander stehen. Größte Hochachtung vor unseren Krankenträgern, sie kümmern sich um keine Gefahr mehr, wenn es gilt, anderen zu helfen. Nun bleibt uns noch der letzte und gefahrvollste Rest des Weges, der Weg durch die sogenannte Sperrfeuerzone in die vordere Linie. Daß es der gefahrvollste ist, zeigen die vielen herumliegenden Leichen. Der ganze Weg, überhaupt die ganze Zone liegt stets in dichtem

Pulverdampf. Wo man hinsieht, überall Einschläge, man kann nicht ausweichen. Wenn man nach vorne will, heißt es, einfach planlos und wahllos, auf gut Glück rechnend, hindurchzulaufen. Bis in die vordere Linie sind wir nun glücklich gelangt. Hier fällt einem die große Ruhe auf. Natürlich ist es nur nachts möglich, in die vordere Linie zu gelangen. Granaten gehen hoch über den Köpfen weg, nur manchmal pfeift einem eine tückische feindliche Gewehrkugel am Ohr vorbei. Im übrigen können wir im Dunkeln auch wieder einige Löcher feststellen, etwa alle 2 m. Wie ein Luchs steht der Soldat im Anschlag, sein Auge durch die Dunkelheit hindurchbohrend, daß es keiner Katze gelingen soll, sich heranzuschleichen. So wacht der Mann drei Tage und drei Nächte lang, alle Nerven bis aufs äußerste gespannt, bis der Feind zum Sturm losbricht. Dann löst sich die Erstarrung und knatternd senden wir das tödliche Blei unserm Bedränger entgegen. Hoffentlich geht es auch bei uns bald wieder vorwärts.

*

Hans v. Ruckteschell,
geb. 24. August 1892 in Hamburg,
gef. 29. April 1918 am Kemmel.

28. April 1918.

Das «unbeschreiblich Große», das ich Dir angekündigt, ist am 25. in seiner ganzen Wucht eingetreten — über alles Verstehen herrlich, und ich habe es überleben dürfen. Die 9. Kompanie, mal wieder in vorderster Linie, erntete in heißem Großkampf den durchschlagendsten Erfolg, kämpfte sich durch wüstes Schlachtengewirr, brach als erste hindurch und hat Engländer und Franzosen geschlagen, niedergemäht, vor sich hergetrieben, zerrissen und zerfetzt. Die Leute übertrafen meine kühnsten Hoffnungen, daß ich mich geschämt, zu wenig an sie geglaubt zu haben. — Fünf Stunden fortgesetzte Kämpfe und Angriffe und dann nur deshalb Halt, weil's Befehl war. Ich sprach vorher mit meinen Leuten, die ich zugweise versammelte am Abend vor dem Sturm, und sagte ihnen, was unser wartet, in aller Schärfe und suchte jede Furcht und Halbherzigkeit zu bannen — den ganzen Inhalt meines Glaubens an den Gott der furchtlosen und vertrauenden Kinder, der gerade dann am stärksten in uns zu wirken pflegt, wenn wir äußerlich zertrümmern. Und was glaubst Du? Ihre Augen leuchteten, als es tags darauf losging nach einer Nacht voll Entsetzen rundum. Die beiden ersten Züge gingen mir radikal durch und stürmten eine Stellung nach der andern. Eine Stunde lang ohne jeden Befehl von mir aus, bis hin zu dem berühmten Angriffsziel. Wenn Hindenburg will, geht es weiter. Ich bin voll Stolz und Dank.

*

Hans Wolf, unbekannt.

8. April 1918.

Diese Weihnachten sind wir schön beschenkt worden von der Gefangenenfürsorge für deutsche Kriegsgefangene in France, heißt «Pro Captivis», Bern. Auch diese Sachen kamen spät an, aber das tut nichts. Es war doch gekommen. Man sieht daraus, daß in der Heimat immer noch an uns gedacht wird, und das tut einem wohl. Verlassen habe ich mich selten gefühlt, haben wir hier doch denselben Himmel über uns, dieselben Sterne, denselben Mond, so denke ich, das sehen doch deine Lieben auch zu Hause.

*

Adolf Ohl,
geb. 27. August 1892 in Vilbel,
gef. 4. Mai 1918 am Kemmel.

25. April 1918.

Der Kemmel ist unser! Durften glücklich auch mit dabei sein. — Geht gleich wieder hinter dem Tommy und Franzmann her, die sich hier Gesellschaft leisten.

4. Mai 1918.

«Und wenn der Flieder blüht, sehn wir uns wieder», sang man früher. Aber es wird doch wohl etwas später werden. Gott gebe, daß ich weiterhin so gesund und munter bleibe.

*

Heinrich Heim,
geb. 13. April 1885 in Frankfurt/M.

Am Kemmel, 2. Mai 1918.

Morgens 5 Uhr Ablösung: Rückwärts an brennenden Häusern, stürzenden Bäumen, einschlagenden Granaten, feuernden Geschützen vorbei, über Menschen- und Pferdeleichen, durch atemraubenden Qualm und Gestank bis zum Hohlweg, wo wir gestern waren. Hier unser Gepäck auf und nichts wie raus aus dieser ungesunden Gegend. Wir müssen noch oft einschlagenden Granaten ausweichen, aber jeder Schritt macht die Entfernung aus dieser Hölle größer. Gegen 9 Uhr sind wir an der Ferme, die wir am 24. verließen. Hier wird gegessen, die Füße verbunden, dann weiter nach Armentières. Es ist ein herrlicher Maimorgen, und trotz Mord und Graus singen die Lerchen, und trotz Feuer und Elend blühen die Blumen, aber es ist schwer, an sowas zu denken, wenn wir auch langsam in Gegenden kommen, in der für unser kostbares Fell keine Gefahr mehr ist. Rechts und links der Straße sind frische Soldatengräber. Alles ist verwüstet und verbrannt. Als wir in Armentières einmarschierten, ein Bataillon zu 54 Mann, ein Arzt, und zwei Offiziere, läuteten die Glocken, aber nicht für uns, Fliegeralarm.

*

Fritz Räding,
geb. 7. November 1893 in Brietzig.

17. April 1918.

Hier ist alle Tage Frühlingswetter, die Vöglein singen so schön, und die Bäume fangen an zu blühen, daß man singen kann: «Die Bäume stehen voller Laub, das Erdreich decket seinen Staub mit einem grünen Kleide.» Sonst ist ja hier nichts Neues geschehen.

*

Fritz Brunzlow,
geb. 28. Juni 1897 in M.-Gladbach,
vermißt 20. Juli 1918 bei Reims.

10. April 1918, 11 Uhr abends.

Endlich komme ich dazu, Euch etwas ausführlicher zu schreiben. Ich hatte entsetzlich zu tun. Am 31. März rückten wir in Stellung, am 2. bezog ich einen feudalen Stollen. Am 3. war hinten Gasschutzoffiziersbesprechung. Am 4. hatte ich schon zu lange meinen schönen Stollen bewohnt und mußte einige hundert Meter östlich einen neuen miserablen Abschnitt übernehmen. In meinem neuen Stollen wurde ich am 5. April zwei Stunden lang mit etwa hundert Schuß 18 cm Granaten beschossen. Ich schlief gerade und war sehr ärgerlich, daß meine wohlverdiente Ruhe so gestört wurde, nach einer halben Stunde gab ich das Schlafen auf. Aber da alle Sach mal ein End hat, der Krieg auch, so hörte auch das Schießen auf. Die Verwüstung draußen war fürchterlich und setzte beinahe einen alten Krieger in Staunen. Bis auf Materialschaden gab's keine Verluste. Die größte Freude machte mir dabei, daß mehrere ungelesene Bataillonsbefehle vernichtet wurden. Der Papierkrieg wird täglich fürchterlicher. Am 8. ging's in Bereitschaft, eine vollkommen unfertige, verdreckte und neu eingerichtete Stellung. Überall gab's wahnsinnige Arbeit. Erkunden in diesem zerklüfteten Trichterfeld ist keine Kleinigkeit. Da muß man die ganze Nacht auf den Beinen sein. Am Tage gilt es dann, die vielen schriftlichen Arbeiten zu erledigen. Gasschutz, Kriegsanleihe verursachen mir noch vermehrte Arbeit. Wenn wir doch nur an der Offensive teilnehmen könnten, da gäb's doch wenigstens vernünftige Arbeit, was auch Spaß macht. So kann man weiter nichts tun, als sich an den herrlichen Erfolgen erfreuen und auf Zeiten hoffen, wo der Franzmann vor Verdun retiriert, dann aber feste hinter her, hoffentlich läßt er sich in diesem Dreckhaufen nicht belagern, anglotzen kann man das Nest täglich. Bei klarem Wetter liegt es zum Ergreifen vor einem, man sieht die Züge ein- und ausfahren. Aber ärgern tun wir den Bruder oft, davon spricht der Heeresbericht.

31. Mai 1918 abends.

Unaufhörlich geht es vorwärts. Es ist eine Lust, Soldat zu sein. Ein ungeahnter Erfolg ist uns beschieden. Mir geht es vorzüglich.

Wenn die Offensive so flott weitergeht, nähern wir uns rapide dem Frieden. Es ist bereits 1. Juni vormittags. Ich liege in einem Erdloch, in nicht zu weiter Entfernung tobt die Schlacht. Es geht vorwärts dem Siege zu.

*

Albert Sagewitz,
geb. 12. November 1876 in Wählitz bei Weißenfels.

6. Mai 1918.

Die letzten Vorbereitungen waren schnell getroffen, und mit Spannung und Erregung wartete ein jeder des Zeichens zum Beginn des Schießens. Es war sehr still, nur vereinzelt hin und wieder fiel in der Ferne ein Schuß und weckte ein dumpf grollendes Echo, als ob die Natur im Schlafe sich rege und dann und wann einen Laut des brummenden Wohlbehagens von sich gäbe. Das war die Stille vor dem Sturm. — Die Geschütze waren geladen und auf ihr Ziel eingerichtet. Da mit einem Mal das Kommando: «Alles fertig?» — «Alles fertig!», lautet die Antwort. Ein Krachen, ein Donnern, ein Blitzen und Leuchten, daß man nicht mehr wußte, woher und wohin. Man war wie geblendet und betäubt, so urplötzlich setzte die Kanonade ein, und wir? Wir taten mit. Jetzt gab es keine Zeit mehr, sich um- und aufzugucken. Immer laden und schießen. So mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein. Der Morgen dämmerte, es wurde lichter ringsum, und die Arbeiten verrichteten sich nun schon schneller und besser, denn bei Tage ist es doch besser hantieren als im Dunkeln bei Nacht. —

Jetzt gewinnt man einen kleinen Überblick. Unsere Rohre sind glühend heiß. «Etwas langsamer feuern», ist das nächste Kommando. Man kann sich mal umsehen. Wir stehen vorn. Rechts vorwärts 100 m vielleicht steht noch eine Batterie, am weitesten vorn. Dann kommen wir. Links neben uns Batterien, rechts Batterien, und hinter uns blitzt es aus Hunderten von Rohren.

Die Erde im Kreise um uns rum speit Feuer und Verderben. Sprechen miteinander können wir nicht mehr, denn es hört keiner. Alle Kommandos werden schriftlich auf Zetteln gegeben. In den Ohren zischt es und braust es, man fühlt den Kopf gar nicht. Die Erde zittert und dröhnt vom Abschuß und Einschlag. —

Doch was ist das? Nebel. Der scheint aus dem Erdboden zu kommen, es wird trüber und trüber, wir sehen einander fast nicht. Die Augen fangen an zu schmerzen und zu tränen. Es zwickt einem in der Nase. Gas! — Einer brüllt es dem andern in die Ohren. — Gas! Alles greift nach der Gasmaske. O, dieses hinterlistige Instrument! Alle Verrichtungen werden beschwerlicher mit der Maske. Das Luftholen wird schlechter, man sieht nicht mehr so gut, und dazu wird der Nebel immer dichter und dichter. Kaum ist der Richtpunkt noch zu sehen. Das feindliche Feuer wird stärker. Herrgott, steh uns bei! Die Gasmaske ist mir im Wege, ich reiße sie ab, aber o weh! Ohne Gasmaske ist nicht zu arbeiten. Schnell habe ich sie wieder vors Gesicht gezogen. «Schießen, weiter schießen.» Rumm, rumm, weiter heulen und sausen die Granaten und Schrapnells, Tod und Verderben bringend, nach der feindlichen Seite. Mit der Zeit geht es auch besser mit der Gasmaske. Wohl geht das Atmen schwerer und drückt auf die Brust, doch sie ist nicht mehr so hinderlich, auch das Sehen geht besser und vor allen Dingen, sie gewährt Schutz gegen die bösen Gase. Mit der Zeit hat man sich daran gewöhnt, und siehe da, es geht ganz gut.

Die Nebel lichten sich, es wird wieder heller. — Bub, bub, bub, was ist das? Einer sieht den andern an. Da geht es auch schon neben uns rat, tat, tat. Ein feindlicher Flieger. Noch ist der Nebel zu dicht, der Flieger ist kaum zu sehen. Doch sein Maschinengewehr mit dem bub, bub, bub tönt noch immer über uns. Unser Maschinengewehr antwortet ihm. Bald fallen sämtliche Maschinengewehre der übrigen Batterien mit ihrem tak, tak, tak ein. Das Konzert klingt wie Trommelwirbel und Paukenschlag ohne Rhythmus und ohne jeden Takt. — Schießen, laden, schießen, immer weiter schießen. Bald verstummen die Maschinengewehre. Der Flieger ist verschwunden. Der Nebel weicht immer mehr. Jetzt kommt die Sonne durch. Ringsum wird es wieder licht und hell. Das Gas verzieht sich. Gasmaske runter

und voll und tief holen die Lungen Luft, schöne frische Frühlingsluft. Da vorne geht jetzt die Infanterie vor, über Gräben, über Höhen, immer vorwärts. Von rechts, von links, von hinten, alles geht nach vorn, Artillerie folgt. Mein Gott, wo kommen die vielen Menschen alle her? Die reinste Völkerwanderung, die Berge und Täler sind voll, schwarz voll von Menschen, Pferden, Kanonen und Wagen. Alles ergießt sich wie ein breiter Strom nach vorne. Nur wir bleiben, und immer wieder heißt es: «Schießen, laden, schießen.»
Überall regt es sich, alles zieht nach vorn. Aber nicht bloß um uns, auch über uns. Da sind unsere Flieger, acht, zehn, zwölf, nein fünfzehn und noch mehr, alles geht feindwärts. Kein feindlicher Flieger ist mehr zu sehen. Noch bis in die Nacht hinein fallen ab und zu schwere Granaten in unsere Stellung. Da endlich kommt das langersehnte Kommando «Feuerpause».

*

Wilhelm Böcher,
geb. 29. Januar 1898 in Ruppertsburg/Oberhessen.

9. Mai 1918.

Himmelfahrtstag ist heute! Sonnenschein lacht über die Fluren. Ein herrlicher Maitag, wie man ihn sich nicht schöner wünschen kann. Unaufhaltsam schreitet die Weltgeschichte voran, ohne zu fragen nach dem Schicksal des einzelnen Erdenbürgers. Gar manches Menschenglück wird geknickt und gebrochen. Wenn man das so sieht, wie wir hier draußen es Tag für Tag erleben, so könnte man verzweifeln; aber dazu sind wir nicht auf Erden, daß wir, wenn es hart hergeht, gleich alles aufgeben. Mag kommen, was will, einmal muß auch diese Zeit ein Ende nehmen.
Wie mancher liebe Kamerad hat Abschied von uns genommen. Jeden Tag gehen eine Anzahl Verwundete und Kranke zurück, auch manche hat der Kampf mit hinübergenommen. Unsere kleine Schar hält aber desto mehr zusammen. Ihr könnt es glauben, hier verschwinden alle Unterschiede, die sonst die Menschen trennen; denn vor den Kugeln sind alle gleich, einerlei ob

Offizier oder Mannschaften. Da leben wir einträchtig beisammen; jeder nimmt teil an dem Ergehen des anderen.

*

Eugen Carle,
geb. 25. November 1895 in Herrenberg/Württemberg,
gef. 27. Mai 1918 am Chemin des Dames.

22. Mai 1918.

Ich habe lange geschwiegen und wohl noch länger wird es dauern, bis Nachricht von mir wieder zu Euch kommen wird, da die Post ja doch aufgehalten wird. Wir haben uns nun ausgeruht und vorbereitet. Auf was? Der Tagesbericht wird längst davon erzählt haben, wenn Ihr diesen Brief habt. Der Endspurt im Weltenkampf. Hoffentlich bringt er den Sieg und ein endliches Wiedersehen.
Wie vor drei Jahren wird es auch diesmal ein frohes sieghaftes Stürmen werden, wohl gegen die Franzosen. Nach Süden geht unser Stoß. Daraus mögt Ihr dann ersehen, wo wir kämpften, für den Fall, daß wir ausnahmsweise nicht erwähnt würden, ich meine im Tagesbericht, da wir eine der wichtigsten Aufgaben zu lösen haben und aller Augen mit den größten Erwartungen auf uns ruhen. Unser alter Waffenruhm ging uns voran. — Wir wollen uns nicht lumpen lassen. — Post kam bis jetzt leider keine mehr, und wir werden wohl noch länger warten müssen, da wir morgen losmarschieren, unserem Bestimmungsort zu. Mir geht's sehr gut, ich führe seit einigen Tagen den zweiten Zug. Gepäck nehmen wir diesmal fast keines mit, alles wird zurückgelassen, sodaß wir umso besser und rascher stürmen können.

*

Fritz Hoßfeld,
geb. 5. Oktober 1898 in Dresden,
gef. 18. Juni 1918 bei Soissons.

Vor Soissons, 31. Mai 1918.

Die lange und bis ins kleinste vorbereitete Offensive hat in der Nacht vom 26. zum 27. Mai mit heftigstem Trommelfeuer zahl-

loser Batterien begonnen. Früh 8 ½ Uhr war unsere Artillerievorbreitung zu Ende, und bereits nach Mittag gingen unsere Batterien als erste des Bataillons vor. Jetzt sind wir schon weit über den Damenweg hinaus. Ich sitze jetzt auf Beobachtung auf einem Berg mit herrlicher Rundsicht. Zu meinen Füßen in wunderbarem Sonnenschein die Aisne-Landschaft und Soissons, das der Franzmann seit ½ Stunde mit Brandgranaten befunkt. Die halbe Stadt ist in Qualm gehüllt. Der Feind scheint seine Absicht, die Vorratsspeicher von Soissons zu vernichten, gut zu erreichen. Eben muß er wieder einen Speicher getroffen haben. Große Flammen leuchten weithin sichtbar auf, und dicker Qualm lagert über dem ganzen Stadtviertel. Jetzt scheint der Franzmann auch aufzuhören. Er hat seinen Zweck erreicht und das Magazin nach dreiviertel Stunden endlich in Brand geschossen.

2. Juni 1918.

So ein Vormarsch hat mit seinem fortreißenden Schwung seinen eigenen Reiz. Wir hoffen alle, daß unsere Heeresleitung jetzt wirklich den letzten entscheidenden Schlag führt, der uns zu einem endgültigen Siege führt und den Frieden erzwingt.

*

Heinrich Zellner,
geb. 21. Februar 1886 in Dt. Wilmersdorf, Krs. Teltow.

Pernant bei Soissons, 6. Juni 1918.

In der Durchbruchsschlacht am Chemin des Dames habe ich kräftig mitgewirkt; die Organisation des Riesenapparates dort ist das Größte, was ich je gesehen habe. Diese Masse von Menschen und Tieren von einem Willen geleitet. Pünktlich zur Sekunde setzte sich diese Riesenmaschine in Bewegung, und da gab es natürlich keinen Widerstand. Auf je eine feindliche Batterie waren vier von den unsrigen eingesetzt, die sie mit einem furchtbaren Gasfeuer niederhielten. Pünktlich auf die Sekunde begann dann die Feuerwalze sämtlicher vereinigter Batterien vorzugehen, alles Leben unter sich zermalmend. Im Abstand von

200 m folgte dem Feuer unsere Infanterie, Kerntruppen, und wenn in tiefen Stollen oder Höhlen versteckte Franzosen in dem Augenblick, wo das furchtbare Feuer weiter nach hinten ging, an allen Gliedern zitternd herauskamen, um ihre Maschinengewehre in Stellung zu bringen, fanden sie vor den Stolleneingängen schon unsere Infanterie vor. Der 26./27. war eine Glanzleistung deutscher Artillerie. Eine halbe Stunde hinter der stürmenden Infanterie gingen in musterhafter Ordnung die bereitgestellten Stoßdivisionen vor, die den Angriff weiter vortrugen. Besondere Bedeutung und Verdienst haben wohl die Infanteriebegleitbatterien, die dicht hinter der Infanterie jeden Widerstand im Keim erstickten.
Vierundzwanzig Stunden später waren wir an anderer Stelle eingesetzt, wo der Franzmann sich planmäßig zurückzog und heldenhaft wehrte. Man kann ihm die Anerkennung nicht versagen. Leider ist an unserer Stelle der Angriff ins Stocken gekommen, doch hoffen wir, daß es demnächst weiter geht. Ohne Unterbrechung brüllt die Schlacht, und Du kannst Dir denken, daß man nicht viel Zeit zum Schlafen hat. Kommt man aber einmal dazu, schläft man wie ein Tier.
Gestern abend bin ich zu unserer Bagage zurückgeritten, um mich wieder einigermaßen menschlich herzurichten. Über dem ganzen Felde liegt ein furchtbarer Verwesungsgeruch. Jetzt sitze ich nun hinten, frisch rasiert und gewaschen und fühle mich wie neu geboren. Unsere Bagage liegt in einer tiefen Schlucht, herrlich bewachsen. Ganz eigen war mir zumute, als ich auf einmal aus dem Getöse des Kampfes in dieses Idyll kam. Wir sind schwarzgebrannt wie die Neger, auch der Aufenthalt bei Mutter Grün bekommt uns vorzüglich. Da die Verpflegung etwas knapp war, haben wir mit großem Appetit ein frischgefallenes Pferd unserer Batterie verspeist, welches tadellos schmeckte. Hättest Du mitgeholfen? Wir haben Gottseidank nur wenig Verluste; andere Batterien unseres Regiments haben dagegen ziemlich schwer gelitten. Die Infanteriebegleitbatterien sind völlig abgekämpft, so werden wir also demnächst an die Reihe kommen.

*

Nikolaus Michael Mögerlein,
geb. 5. November 1886 in Reichelsdorf/Mittelfranken.

5. Juni 1918.

Die Nacht ist vorüber; es war wieder eine mit Hindernissen. Unser Essen bekamen wir nach dem Maschinengewehr; es blieb für uns mal wieder zu wenig. So verging eine kostbare Stunde, bis wir es endlich erreicht hatten, daß die M.-Gs. uns aus ihren Essenträgern 3 Liter abgeben mußten. Wir neun Mann hier begnügten uns mit wenig; es war uns nur darum zu tun, daß die vorne keinen Grund zum «Maulen» haben. Es gab auch nach langer Zeit wieder Schnaps. Die Luft war uns zu «mulmig»; wir gingen daher den längeren Wiesenpfad. Ziemlich fünfzig Schritt war der nächste Einschlag entfernt. Während wir vorn bei den anderen im Keller waren, wurde die Kracherei draußen immer schlimmer. Schließlich beobachteten wir die Schußrichtung und Einschläge. Der Rückweg auf der Straße schien uns der ungefährlichste. Also los. Nach vielleicht fünf Minuten — Krach — vor uns auf der Straße. Schon waren wir in einem Graben neben der Straße verschwunden. Eine Minute warten, dann gingen wir rechts ab durchs Feld. Wir machten aber nur einen kleinen Bogen; das Gelände war zu schwierig. Wie auf Meereswellen ging es von Loch zu Loch. Wir wandten uns wieder der Straße zu, wobei wir über zwei leichte Drahtverhaue mußten. Im Dunkel der Nacht gab das natürlich wieder zerrissene Hosen. Das letzte Stück legten wir schließlich im Laufschritt zurück. Als wir kurz zu Hause waren, setzten sie noch einige Brocken in die Nähe unserer Behausung. Bei Nacht ist hier überall Leben — lautloses, schleichendes Leben — Arbeit, Vorbereitung zu morgen oder übermorgen oder wann? Artillerie fährt auf, Minenwerfer kommen usw. und alles geht gedämpft und nahezu lautlos. Kein Fünkchen Licht, kein Mensch raucht. Grausig-schön, dieser allnächtliche Tanz mit dem Tode, herrlich jeder Tag neugeschenktes Leben. Nie kann die Heimat das würdigen, was hier geleistet wurde. Jetzt sieht ja jeder Feldgraue nur alle ihm verdrießlichen Kleinigkeiten; später, wenn nur noch die große Sache allein lebt, wird er auch anders denken über den Titanenkampf. So werden auch die Hinterbliebenen sich damit trösten, ihr Bestes der großen Sache geopfert zu haben. So möchte auch ich nicht heraus, bis nicht das Ende des Krieges da ist — oder ein anderes, doch daran wollen wir nicht denken. Den Feiglingen und Maulhelden daheim und in der Etappe wird man ja später noch oft kräftige Worte sagen dürfen.

2. September 1918.

Der Kanal geht hier etwa 2000m lang unter einer Anhöhe unterirdisch. An dieser Stelle kann der Franzose natürlich leicht nachrücken, weshalb der Gutshof am jenseitigen Ufer als Brückenkopf noch gehalten werden muß. Nun ist es zwei Uhr nachmittags. Seit 5 Uhr vormittags sitze ich fröstelnd hier. In dem Tunnel ist gleichzeitig Verbandsplatz. Verwundete kommen natürlich fortwährend. Der Franzose wird am Nachmittag bzw. Abend wohl wiederkommen. Wir Alten sollen dann einen Gegenstoß mit einer anderen Kompanie machen. Wenn der Franzose aber mit Gewalt überraschend kommt, hat er alle geschnappt, die im Tunnel sind. Im Falle einer Gefangenschaft bedeutet: «Meine liebe Kröte» = «Es geht mir schlecht.», «meine liebe Grete» = «es geht mir erträglich», «mein liebes Gretchen» = «es geht mir gut».

*

Generalfeldmarschall
August von Mackensen,
geb. 6. Dezember 1849 auf Haus Leipnitz, Kreis Wittenberg.

Hauptquartier Bukarest 12. März 1918.

Sehr geehrte, gnädige Frau!
Wie tief einst die schwere Verletzung Ihres Gatten mich erschütterte, wie sehr jetzt sein Tod mich bewegt hat, bedarf Ihnen gegenüber keiner besonderen Versicherung. Ich muß mir alles, jedes Wort ersparen, das den Versuch machen möchte, Ihnen Trost zuzusprechen. Aber ich muß Ihnen doch sagen, wie aufrichtig ich mit Ihnen um den teuren Toten traure, dem Sie Ihr Lebensglück anvertraut hatten, und welchen warmen Anteil ich nehme an der Ihnen widerfahrenen Heimsuchung, die ja

umso tiefer ans Herz gegriffen hat, je inniger Ihr Eheglück sich gestaltet hatte. Nun haben Sie den Träger des Letzteren in Zoppot zur letzten Ruhe gebettet, in der Nähe Ihres Elternhauses, Ihrer Heimstätte und zugleich in der Nähe meiner Soldatenwiege, des Standorts der Leibhusaren, denen sein Soldatenherz in Treue zugeneigt geblieben war. Wenn ich einmal aus diesem Kriege heimkehren sollte, so wird einer meiner ersten Gänge dem allzu frühen Grabe Ihres Günther gelten, und ich werde meinem lieben «Napoleon», von dessen Zukunft so viel zu erwarten war, einen Lorbeerzweig auf den Hügel legen. Machen Sie sich bitte, gnädige Frau, zum Dolmetsch meiner Teilnahme bei Ihren Eltern. Ihrem Schwiegervater schrieb ich schon auf die erste Zeitungsnachricht hin nach Torgau. Er begräbt sein Bestes.

In treuer Mittrauer Ihr sehr ergebener

Mackensen.

*

Eduard Kursch,
geb. 19. August 1878 in Bornitt.

8. Juli 1918.

Acht Wochen sind wir schon hier, und noch immer kehren die Flüchtlinge zurück, die der Russe forttrieb von ihrer heimatlichen Scholle, sei es aus Ostpreußen oder aus dem eigenen Lande, weil sie Deutsche waren. Täglich kommen die Züge mit den armen Rückwanderern hier durch, und überall waren Flüchtlingslager, wo sie untergebracht, gesundheitlich untersucht, zu Transporten zusammengestellt und dann der Heimat zugeführt wurden. Aus Ostpreußen, aus Polen, Österreich, Galizien, Wolhynien waren sie, Zivil und Militär, alles durcheinander. Ich wunderte mich kaum mehr, wenn ein Soldat in russischer Uniform, mit großer Pudelmütze mich anredete, Herr Unteroffizier, dürfte ich um eine Zigarette bitten? Ein deutscher Soldat war's, und dann ging das Erzählen los und das Fragen, und Freude leuchtete aus ihren Augen. Es ging ja zur Heimat, zum Elternhaus. Manche sahen elend und zerlumpt aus, andere

jedoch leidlich wohl. Zusammengekauert saßen die Familien in den Wagen oder oben drauf auf ihrem Hausrat, den sie mitgeführt, wenn sie es noch retten konnten. Und der Grimm ballte ihre Faust, daß Rußland sie so elend gemacht. Der Urheber ihres Unglücks sei Nikolajewitsch. Doch nun waren sie froh, in geordnete Verhältnisse zu kommen. Das letzte Geld sei ihnen abgepreßt worden auf der Fahrt. Durch unerschwingliche Preise und Hunger haben sie leiden müssen, bis sie deutsche Laute vernahmen und Deutschland sich ihrer erbarmte. Und wieviele haben ihre Augen geschlossen und kehren nie zurück. Ich schrieb Euch wohl schon, daß in Baranowitschi ein Kirchhof ist, dessen Pforte die Worte trägt: «Flüchtlingsgräber». Wieviel Weh deckt da die schwarze Erde! Auch ich war eines Tages Zeuge, wie eine arme Frau ihr Leben im Eisenbahnwagen aushauchte. Herzzerreißend war das Schreien der Kinder, als unsere Soldaten die Leiche fortbrachten, um sie zu beerdigen.

*

Walter Simons, unbekannt.

21. Juli 1918.

Ihr lieber Brief, über den ich mich sehr freute, hat mich in Einem merkwürdig getroffen. Sie schreiben von der Zufriedenheit mit sich selbst. Ich weiß nicht — irre ich mich, wenn ich annehme, daß Sie im tiefsten Innern empfinden, wie uneins ich mit mir bin? Oder besser, war, denn hier draußen tritt ja das alles in den Hintergrund vor dem Erleben und den Aufgaben des Krieges. Das sind Dinge, die man allein ausfechten muß. Warum nur fallen immer die besten Menschen? Und wenn man nur dann wenigstens sagen könnte, «weil sie vollendet haben». Ich glaube, sie fallen, um uns besser zu machen. Ich habe kürzlich einen Freund verloren, der mir erst jetzt Vorbild und Helfer wird. Das ist wohl der Sinn des Sterbens so vieler der Besten. Denn ich glaube, wenn wir nur wollten, wieviel mehr Segen können wir aus allem Leid und aus unserem Schicksal gewinnen, der wie das Gold im Staube nur darauf wartet, ans helle Tageslicht gezogen zu werden. Ich bilde mir jedenfalls keineswegs ein, daß mein Glaube an Gott und mein Verhältnis zu

ihm eine Lebensversicherung ist. Ich finde die Menschen, die in der Todesangst zu beten anfangen, um nur diesmal noch «lebendig» zu bleiben, erbärmlich feige, und die, welche sagen, daß sie wegen dieses Krieges nicht an Gott glauben können, tun mir sehr leid. Ich meine, die Wahrheit liegt in der Mitte: es fällt kein Haar von meinem Haupte ohne den Willen des himmlischen Vaters. Und wenn wir feste Gemeinschaft mit ihm haben, dann erlebt er gewissermaßen alles mit uns und wandelt es uns zum unbedingten Segen.
Ich mußte mich mal etwas aussprechen, und Sie werden verstehen, daß es manchmal bis zu diesen Erkenntnissen und gar bis zu dem entsprechenden Handeln ein schwerer, weiter Weg ist.

*

O. Klimusch, unbekannt.

22. Juli 1918.

In unserem jetzigen Ruhequartier haben wir auch jede Nacht Fliegerbesuch, die uns mit Bomben bewerfen. Bis 16 km hinter der Front liegen die Dörfer unter schwerem Artilleriefeuer, trotzdem Zivil drin wohnt, es vergeht kein Tag, wo nicht Beerdigung ist. Ein großes Dorf wurde an einem Tage mit 24 cm-Granaten beschossen. Dabei waren einige Zivilleute kaputt gegangen, nach einigen Tagen sollten die beerdigt werden. Als nun der Leichenzug auf dem Friedhof ankam, setzte wieder die Beschießung ein. Eine schwere Granate schlug auch auf dem Friedhof ein, die Träger ließen den Sarg stehen und suchten Deckung. Als es ruhiger geworden war, wollten sie den Sarg zur Gruft schaffen. Als sie kaum 10 m gegangen waren, fiel wieder eine Granate auf den Friedhof und wühlte eine Familiengruft auf. Nun ließ alles den Sarg stehen und ging nach Hause; abends wurde die Leiche von Soldaten bestattet. Es ist doch gut, daß der Krieg nicht in unserem eigenen Lande wütet. Hier ist wieder schlechtes Wetter, ziemlich starke Gewitter und beinahe jeden Tag Regen, die Ernte leidet schwer darunter. Roggen und Gerste ist schon vierzehn Tage abgemäht und kann nicht eingefahren werden.

*

Reinhold Legler,
geb. 6. März 1893 in Pirna,
gef. in der Nacht vom 12.—13. Juli 1918 südlich Propart.

Wir starten heute Nacht nicht, und ich weiß nichts Besseres, als meiner Anneliese rasch einen nächtlichen Gruß zu senden. Die Kobolde der Luft hüpfen mir heute Nacht wieder im Herzen und wollen mir durchgehen. Die Donner der Sommeschlacht rollen über den Brief, und die Hand schreibt ihn, die sonst nächtlicherweise Brücken, Bahnhöfe und Tommies zum Teufel befördert und mit dem Maschinengewehr Frankreich übergießt.
Ein Gewitter ist vorhin vom Westen her über unser Lager hinweggeregnet, und nun atmet die Erde so duftig und lebhaft, wie die Wälder in meinen Elbbergen, wenn wir sie als Schüler durchwanderten und von einem Hochsommergewitter überrascht unter einem Felsen- oder Laubdach lagen und die Farben und Töne der aufgeregten Natur belauschten.
In den östlichen Nachthimmel hinein zuckt noch dann und wann ein Blitz. Unsere nächtlichen Streifzüge! — Wenn die beiden Propeller rechts und links von mir durch den Himmel heulen und tief, hundertmal tief unter mir die Frontgeschütze aufblitzen und die Leuchtraketen steigen, ist mir wohl, ist mir so, daß ich nichts mehr wünsche. Und dann trägt mein gewaltiges Insekt außer meinen beiden Begleitern hinter mir ein paar Dutzend kostbarer Gnomen und Riesen am Unterleib, die auf den Augenblick warten, wo ich sie loslasse. Das ist ein Leben, und das lohnt noch zu leben. Mir ist wohl, wenn ich über den Feind und unter dem Tod schwebe.
Vor ein paar Tagen bin ich durch die Sommeschlachtfelder von 1916 und 1918 gefahren, durch die «Dörfer», von denen auch nicht ein Stein mehr zwischen dem Gestrüpp und den Grabkreuzen liegt, zwischen den zerschmetterten Tanks hindurch und über die Somme-Gewässer hinweg, in denen die Leiber der Gefallenen modern. Das sind Bilder, die auf Sinne und Seele drücken. Es ist auch recht töricht, daß ich davon schreibe.
Jetzt zittert die Sommefront wieder zu uns herüber, als ob drei

Gewitter gleichzeitig im Elbtale hingen. Ach, es ist doch schön.
Schlafe Du wohl in dem stillen deutschen Land.

*

Karl Klaus,
geb. 22. Juni 1898 in Gelsenkirchen,
gef. 12. September 1918 bei Gouzeaucourt (südwestlich Cambrai).

9. Juli 1918.

... Bei der Feldtruppe ist's doch ganz anders wie in der Garnison. Mehr Zusammenhalten und Kameradschaft. Auch gemütlicher bei den Vorgesetzten.

10. August 1918.

Den Rückzug hatten wir zu decken und den Feind zu täuschen. Mittags wurde unsere letzte Brücke gesprengt, da war von uns alles in Sicherheit, bis auf einige Patrouillen, die wir noch drüben hatten. Der Feind hat nicht viel von uns behalten. Alles ging so geräuschlos. Es machte förmlich Spaß, wie die Regimenter zurückkamen. Abends 5 Uhr war der Feind aufmerksam geworden. Er sandte uns schon einige Grüße herüber, die aber für uns nicht gefährlich wurden. Ich mußte des Abends noch ein paarmal mit einem Floß herüber, unsere Melder vom anderen Ufer abholen. Um 9 Uhr waren unsere letzten Patrouillen auf unserer Seite. Es ging ziemlich schwer. Erst war das Holz der Brücken angeschwemmt, das mußte fort. Dann war das Floß an und für sich schon schwer. Außerdem hatten wir die ganze Nacht und den ganzen Morgen Maschinengewehrstände gebaut, drei Stück nacheinander, die wir aber nur zum Vortäuschen eines starken Widerstands gebrauchten, indem wir uns immer wo anders einbauten. Doppelposten standen wir gar nicht im Stand selbst, sondern einfach am Ufer hinter einem Pfahl, der stehengeblieben war, oder wir lagen auf dem Bauch auf der Erde, Gewehr in der Hand, Handgranaten fertig zum Werfen, Leuchtpistole in der linken Hand. Fünfzig Meter hinter uns das Maschinengewehr. Er hätte nur übersetzen sollen!

Aber der Franzmann stand genau so auf Posten wie wir. Wir beobachteten ihn und er uns. Getan haben wir uns als Posten nichts. Hier und da wurde mal eine Patrouille abgeknallt. Sonst war nichts los.

14. August 1918.

In Stellung die ersten zwei Tage habe ich mehr gearbeitet, wie damals in der Grube, und ich habe mir manchmal gewünscht, dort wieder anzufangen, und wenn ich dort Schlamm schöpfen müßte. Aber auch das wird man alles gewohnt. Man bekommt schließlich überall seine Ruhe wieder, im Granatfeuer, oder wo es sonst sein mag.

27. August 1918.

Bin heute heil und gesund aus dem Graben zurück. Mir ist's nur noch so dusselig zumute. Dankt nur unserm Herrgott mit mir, daß er mich behütet hat. Bin nämlich einer von den letzten sieben, die alles mitgemacht haben und noch gesund sind von unserer Kompanie. Ein Angriff folgte auf den andern, immer mit vorangehendem drei- bis vierstündigem Trommelfeuer, wie's der Westen nicht so oft gesehen hat. Da haben wir acht Tage ausgehalten und den Feind immer wieder abgewehrt.
Am 23. August hatten wir den schlimmsten Tag. Erst vier Stunden Trommelfeuer auf unsere Gräben. Die Brocken flogen mir öfter um die Ohren. Vor lauter Pulverqualm konnte man nichts mehr sehen. Die Erde wackelte an allen Ecken. Die ganzen vier Stunden war nur ein Schlag zu hören. Dann ging das Feuer etwas zurück. Man konnte den Feind ankommen sehen, und nun draufgeschossen wie wild. Er mußte weichen. Was von uns noch da war, mußte auf Deckung antreten, zum Sturm zwanzig Meter vorschwärmen und weiter vorgehen, vielleicht zweihundert Meter. Dann ging's los mit Hurra und Hörnerklang. Sturmsignal! Einer schrie lauter als der andere. Fünfzig Meter vor dem Franzmann «Halt» und stehend freihändig reingeknallt in die flüchtenden Kolonnen. Aber eine rechts neben uns stürmende Kompanie mußte zurückgehen. Dadurch bekamen wir Flankenfeuer und hatten so viele Verluste und mußten auch wieder zurück. Beim Zurückgehen nahm ich und noch einer einen verwundeten Kameraden mit. Der rechts neben mir gehende

Kamerad mußte auch dran glauben. Er hatte einen Rücken- und Bauchschuß. Dann folgte ein Angriff auf den andern von Seiten der Franzosen. Sie hatten mehr Verluste als wir. Wie ich aus den Gefahren herausgekommen bin, weiß ich mir selber nicht zu erklären. Die ganze Luft war voll von Geschossen. Zu meinen Füßen, neben mir schlugen sie ein.

2. September 1918.

Macht Euch keine allzugroße Sorge um mich und denkt an den oben. Er wird's wohl schon machen, wie er's für gut befindet.

*

Hermann Kanitzsch,
geb. 4. Mai 1898 in Azul/Argentinien,
gest. 25. November 1918 in Laval bei le Mans in Gefangenschaft.

28. April 1918.

Heute Nacht werde ich abgelöst, dann muß ich meine Leute wieder über einen zwanzig Minuten langen Weg führen, der unter feindlichem Artilleriefeuer steht. Da heißt es, durch eigene Ruhe und frische Worte die Leute sicher hindurchzubringen; man watet dort durch Granatlöcher hindurch, an zerschossenen Wagen und zerfleischten Pferden vorbei, deren Lenker vielleicht auch ins Gras bissen. Im Gänsemarsch schleicht die Menschenschlange daher, die Granaten fauchen. Vor uns ein Einschlag; regungslos bleibt alles stehen und bückt sich. Ich schaue den Leuten in ihre schweißbedeckten Gesichter. Die Gefahr scheint vorbei zu sein. Los! Und rastlos geht es weiter.

30. April 1918.

Hier suche ich meine Stärkung zum Werke. Pflicht, Stolz, Wille und Verstand recken mir die Brust, stählen mir die Muskeln zu freudigem Gruße an mein Schicksal.

am 4. Mai 1918.

Von einem steilen Hange aus schweift mein Blick über ein langgestrecktes Sumpfgebiet. Da ist das Sommetal mit seinen Riedwiesen, den Silberbändern und dem grünen Gebüsch. Über die

Höhen am jenseitigen Ufer dieses Tales ragen die Kirchtürme französischer Dörfer. Im Sonnenschein glänzen die weißen und die schwarzen Granatwolken, und stumpf schauen die unzähligen pechschwarzen Augen im Sumpfgebiete, die Granattrichter. Ein Zwitschern und Jubilieren der Vögel; ein Brummen und Summen der deutschen und feindlichen Flieger, ein dumpfes langgezogenes Hallen der Mordwaffen in vorderster Linie. Ich liege in Bereitschaftsstellung. Meine Sommervilla, ein fein ausgepolstertes Erdloch am Hang, kann von den Granaten nicht getroffen werden, die vergeblich dem Hange parallel in die Tiefe sausen. Meine Leute habe ich alle glücklich untergebracht, sie tummeln sich im beschränkten Raume ein wenig herum, um sich zu schwerer Arbeit zu stärken, die allnächtlich ihrer in vorderster Linie harrt. Es ist halt nicht leicht, im Eilschritt zu laufen, zu graben, zu bauen, um dann, gejagt von feindlichen Geschossen, endlich zerschlagen aufs Ruhelager zu fallen. Nachts eiserne Pflicht, tags Frühling und Sonne. Dabei fällt mir erst ein, daß ich heute schon zwanzig Lenze meines Lebens zähle. Und Ihr zu Hause habt sicherlich irgendwo ein Sträußchen stehen. Ich denke an Euch alle. Und in Gedanken singe ich zu Hause ausgelassen feiernd: «Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.» —

am 1. August 1918, 11,45 Uhr.

Meine Mutter! Wir treten zum Sturm an! Es lebe die Freiheit, der Sieg! Die Sache ist einfach. Ich schreibe nächstens. Sei ruhig! Mir passiert nichts.

am 17. August 1918.

Gestern bin ich in eine aufgeschossene Gruft auf einem französischen Kirchplatz gestiegen. Die Särge waren zertrümmert. Ich faßte die vermoderten Menschenreste an; sie rochen gesund, nach frischer Wald- und Pilzerde. Ich nahm den Schädel, die Knochen; sie zerfielen alle zu Mehlstaub, so ist alles vergänglich, nur nicht die Seele.
Es ist nichts Grausiges an toten Körpern, wenn sie zerfallen sind; nur dann scheinen sie furchtbar zu sein, wenn sie noch die letzte entstellte Ähnlichkeit mit der einst lebenden Seele haben. . . . Die Erkenntnis muß fester wurzeln: die Seele lebt.

3. August 1918.
Alle Probleme eines strategischen Rückzuges der Armee wurden glänzend gelöst. Widerstandslinien wurden in Form von Schützenlöchern und Drahtverhauen gegen die Franzosen errichtet und zäh gegen ihren Angriff verteidigt. Es waren schwere Pflichten, die man uns auferlegte. Gestern Abend wehrten wir den Einsatz verschiedener französischer Divisionen ab. Nachts zogen wir uns zurück. Mutterseelenallein blieb ich zur Deckung des Rückzuges mit acht Mann zwei Stunden vorm Feinde und hatte meine Not, mich zu verteidigen. Kavallerie sprengte heran. Artillerie fuhr auf. Fünfzig Meter vor mir lagen die französischen Schleichposten. Ich ließ wie wild feuern. Wir markierten starke Kräfte. Ich sah nach der Uhr. Punkt ein Viertel vor 5 Uhr morgens rückte ich in Reihe ab. «Er» hatte das sofort bemerkt und drückte nach. Wir waren erschöpft. Gleichgültig setzten wir uns in den Wegedreck. Die Kugeln pfiffen. Wir mußten damit rechnen, gefangen genommen zu werden. Ich photographierte noch ein brennendes Haus, das mir ein Wegweiser nach hinten war. Als wir durch die Verteidigungsstellung der 31er kamen, waren diese schon längst im Feuerkampf. Man war erstaunt, uns aus den Reihen des Feindes kommen zu sehen. Es war köstlich. Die waren um ihr Leben besorgt, wir waren abgestumpft und gleichgültig. In den rauchenden Trümmern eines abgebrannten Dorfes wurde gemütlich eine Zigarette am glimmenden Holze angezündet. Durch auffliegende Dörfer, die von den 13. Pionieren gesprengt wurden, schlugen wir uns durch zur Kompanie. Helle Freude überall. Man hatte uns schon verloren geglaubt.

22. September 1918.
In Namur verbringst Du sicher schöne, wenn auch nicht arbeitslose Tage. Unterdes hageln noch immer die Granaten ihren alten Klang. Zwei Monate unausgesetzt im gleichmäßigen Zurückgehen vor dem heftig nachstoßenden Feinde machen sich in den Knochen bemerkbar. Kopf hoch! Ich will ausharren. Ich gehöre zu anderen Menschen, den Todgeweihten, also in Gott treu bis zum letzten Blute.

26. September 1918.
Heute morgen um 5 Uhr bezog ich mit einer Stoßgruppe meine Sturmausgangsstelle. Gas von eigener Artillerie machte mich

und meine eigenen Leute fast kampfunfähig. Eine leichte Brise vertrieb den Giftqualm, sodaß ich mich einigermaßen wieder besinnen konnte. Ich kannte nach dem Kompasse die ungefähre Richtung. Zu dieser Zeit setzte schweres deutsches Artilleriefeuer ein, fünf Minuten lang, fast in die eigenen Leute hinein. 7.30 Uhr ist es. Ich rufe: Achtung! — Los! Wahnsinniges Feuer empfängt mich, Marsch, Marsch, voran! Ich stoße auf die zu nehmende Ferme. Hinter mir schlägt ein eigener Artillerieschuß zu kurz ein; er vernichtet die folgende M.-G.-Gruppe, einer lebt noch, schwer verwundet. Ich allein mit acht Mann. Nahkampf. Die erste Handgranate schmeiße ich. Die Ferme umstellt, eingedrungen. Fünfzehn Franzosen genommen, drei davon tot. Ich stehe mutterseelenallein in der umnebelten Ferme und verteidige sie gegen prasselndes Feuer. Den Franzleuten klopfe ich auf die Schultern und sage ihnen: «Les Allemands sont vos camarades, n'ayez pas peur!» Sie drücken mir die Hand, alle, wie sie da waren. Wein geben sie mir. Der Kampf tobt. Einem Verwundeten streichle ich die Backe. «Mon ami» ist die jammernde Antwort. Das zwischendurch. Der Kampf tobt. Rechts und links von uns gehen Stoßtruppen vor. Parole: Hummel. Verbindung, hurra! Die Linie wird schleunigst hergestellt. Ich erhalte wahnsinnige Verluste. Ein nachgeschobenes zweites M.-G. wird vollständig aufgerieben. Gott befohlen. Da bricht die Sonne durch. Ich melde stolz durch Ordonnanz: Stoßgruppe Leutnant Kanitzsch Schlachthof Ferme genommen, zwölf Gefangene . . .
Sei unbesorgt, nächstens komme ich in Ruhe. Ich bedarf dessen auch in Trauer um meine geopferten Kameraden.

6. Oktober 1918.
Ich bin zur Zeit Grabenoffizier, das heißt nichts weiter als: Arbeitstier. Urlaub gibt es nicht, so erklärte mir mein Hauptmann. Wenn ich ersetzt werden kann, ja. Da siehst Du, wieviel die Pflichterfüllung fordert . . . Bei meiner Rückkehr werde ich das Regiment in gänzlicher Ruhe antreffen. Wir können uns hier nicht mehr mit den wenigen Leuten halten. Sie sind in zweieinhalb Monaten dauernder Arbeit im Feindesfeuer zerknirscht worden. Wir haben aber keine ablösenden Truppen.

Die gewaltige Schlacht frißt unseren besten Menschenbestand hinweg. Wie sollen wir da siegen? Es komme ein Frieden in Ehren! Wir haben jedenfalls ehrlich gestritten gegen eine ganze Welt von Feinden. Mehr als unsere Pflicht und unser Leben können wir nicht opfern.

*

Louis Mangold,
geb. 19. Oktober 1887 in Eschwege a. W.

17. August 1918.

Nun sind wir schon einige Tage im fünften Kriegsjahr. Wo soll es noch hin, und wie lange wird es noch dauern, bis wir unsere Feinde zum Frieden bewegen können? Hoffentlich nimmt die Sache doch bald ein Ende. Jedoch heißt es wie bei allen Sachen, Geduld haben, und dieses ist auch für den Krieg die Parole. Wir können nichts anderes machen, als die ganze Sache unsern Staatsmännern und unserer obersten Heeresleitung überlassen. Das ist meine Ansicht.

*

Hermann v. Rohden,
geb. 10. November 1887 in Hagenau/Elsaß,
gef. 3. September 1918 in Bussy.

23. März 1918.

Ja, staune nur: in diesen denkwürdigen Tagen, wo da vorn entscheidend um unsere Zukunft gekämpft wird, da muß ich untätig hier hinten meine Tage zubringen. Während man es mir in Flandern freistellte oder vielmehr anbot, hat man hier kurzerhand trotz meines Sträubens befohlen, als Führer-Reserve zurückzubleiben. Aber ich denke, daß sie mich bald brauchen werden.

15. April 1918.

Grüßt mir den deutschen Frühling, hier herrscht nur Grauen, Öde und Tod. Aber die Flamme der Begeisterung glüht weiter; heute Totila, morgen Teja!

26. August 1918.

Es wird Euch daheim wohl nicht immer leicht werden, die Mies- und Flaumacher zu belehren, daß sie durch ihre Tätigkeit uns hier draußen doppelt Mühe und Arbeit machen und den Feind, wenn er bei Gefangenen Briefe voll Schwarzseherei und Klageliedern findet, nur mutiger und zuversichtlicher werden lassen. Ich sage die volle Wahrheit, wenn ich Euch versichere, daß die Stimmung der Mannschaften trotz der Rückwärtsbewegung fest und entschlossen ist. Trotz der Strapazen und Schwierigkeiten, trotz mancherlei Rätsel, vor die uns unsere Führung stellt! Das Vertrauen in unsere Stärke und moralische Widerstandskraft ist unerschüttert.

*

Heinrich Riechers,
geb. unbekannt,
gef. 4. September 1918 in Frankreich.

13. August 1918.

Gestern erhielt ich von Euch Mutters Brief. Habe daraus ersehn, daß Ihr noch alle gesund und munter seid. Ich bin auch wieder bei der Kompanie. Ihr wundert Euch, daß wir an einzelnen Stellen zurückgehen; die paar Kilometer machen nichts aus, auf der andern Stelle jagen wir sie wieder zurück. Ich möchte sehen denjenigen, der nicht ausreißt, wenn der Tommy so ein Trommelfeuer ansetzt. Es wird von Tag zu Tag schlimmer mit diesem Krieg. Alle Tage neue Mordwaffen. Jede Granate und Kugel trifft nicht; das meiste ist die moralische Wirkung, wenn solch Kohlenkasten einhaut. Es ist nur das verfluchte Artilleriefeuer und das Gas. Am Donnerstag gehen wir wieder in Stellung. Wir hoffen immer, daß wir in Ruhe kommen, vielleicht diese Tage oder aus der Stellung. An Urlaub ist dies Jahr nicht zu denken, vielleicht nächstes Frühjahr, eher nicht. Nun will ich schließen, bleibt gesund und munter, bis der Friede kommt und ich wieder bei Euch bin.

*

Friedrich Franz Blanck,
geb. 11. Dezember 1892 in Hermannshagen/Meckl.-Schwerin
gef. 27. August 1918 bei Mory.

Schützengraben, 9. Juli 1918.

Du beklagst Dich über meine kurzen Briefe. Du wirst Dir aber vielleicht vorstellen können, daß ich in meiner augenblicklichen Lage nicht immer und vielmehr selten in der geistigen Verfassung bin, mich ausführlich mitzuteilen. Das rauhe Handwerk macht schweigsam! Als ich gestern die Paketpost auf ihren erlaubten und unerlaubten Inhalt prüfte, erklärte mir ein einfacher Mann, er würde sehr gern auf den Speck und die bessere Verpflegung hier im Feld verzichten und in der Heimat sich mit weniger begnügen. Der Mann war dreiundzwanzig Jahre. Die Sehnsucht sprach aus ihm, aus dieser öden fühllosen Welt herauszukommen. «Die schönsten jungen Jahre» — so geht es durch unsere Generation wie ein weher Ruck. Ob wir wohl, was uns angeht, dafür entschädigt sind? Greise Häupter, die das tröstend behaupten, finden keinen Glauben. Schicksal ist uns der Krieg, und es ist wenig männlich, sich gegen das Unabänderliche zu sträuben. Allen vertrauten und geliebten Lebensformen zu entsagen, wenn es das höhere Gut gilt, wir erfüllen diese Forderung. —
Über Nacht war heftige, andauernde Beschießung, schwere Kaliber warfen dröhnend ganze Häuser nieder. Weithin schwankte die Erde wie bei leichten Erdbeben. Morgens gegen 3 Uhr schoß der Gegner mit Gas. Jetzt am Tage herrscht fast Ruhe, die geknickten Lebensgeister atmen wieder auf. So geht es uns, wir tragen unsern Kopf hoch, und unser Blick ist geradeaus. Der Mensch kann nur stark werden in dieser Zeit, oder er muß untergehen. Liebe Mutter, begreifen wir, daß es Höheres gibt als Liebe zu den einzelnen Menschen!

18. August 1918.

Ich bin zurück. Meine Rückfahrt verlief ohne Störung; das Herz, das bis Berlin in weicher Stimmung schlug und mit der Wehmut des Abschieds auf unbestimmtes Los und unbestimmte Zeit zu tun hatte, schlug mit wachsender Entfernung wieder fester. Es geht doch nicht ohne leibliche und gemütliche Abhärtung. Dabei bleibt die Gewißheit einer liebevoll entgegenfühlenden Heimat immer ein stützender Trost, den wir hier draußen nicht entbehren können. Ich bin zurück! — Das Neueste und zugleich Traurigste! Meine Division existiert nicht mehr. — Die einzelnen Regimenter sind auf aktive Divisionen aufgeteilt. Ich gehöre jetzt der 36. Division an. Es geht mir sonst gut, nur meine alte Umgebung vermisse ich sehr.

23. August 1918.

Ich bin wenig zufrieden mit mir. Es scheint, daß die Erholungszeit schon wieder verbraucht ist. Mehr als vier Jahre Krieg sind der Seele zu viel.

*

Hanns Steger,
geb. 26. Mai 1896 in München,
gef. 18. September 1918 im Westen.

2. März 1918.

Es ist seltsam, daß Ihr sagt, es ist möglich, daß wir noch unterliegen können. Wer spricht denn jetzt von unterliegen? Könntet Ihr doch, nur bei einer Übung vielleicht, unsere Divisionen sehen, die stürmende Infanterie, die Artillerie, die donnernd hinter der ersten Linie auffährt, die Kampfflieger, die darüber herbrausen wie böse Riesenvögel, und alles Feuer und alle Begeisterung, die bei Angriffskämpfen den Soldaten beseelt. Könntet Ihr den Geist fühlen, der jetzt noch nach fast vier Jahren Krieges in dem deutschen Soldaten lebt! Man muß das in der Nähe sehen. Aus der Ferne sieht alles starr, müde und verträumt aus, wie ein blaues Gebirg am Horizont. Engländer und Franzosen wissen wohl, warum sie jetzt von Todesangst erfaßt werden. Wenn der Sturm über sie hereinbricht, sind sie verloren, sie werden von einem ungeheuren Schlag getroffen, der unseren Sieg und den Frieden bedeuten wird. Wie haben wir unter Hindenburg das Kämpfen gelernt! Es ist uns eine Lust, unser Können mit schärfster Waffe am Feind zu erproben. Und noch eins haben wir gründlich und ehrlich erlernt, die Bereitschaft zum Sterben, das stolze Überwinden des Lebens, das

so unsäglich schön ist, für den großen Zweck. Einem solchen Heer widersteht kein Feind, und wenn er auch von tausend Teufeln getrieben ist. . . .

22. Juli 1918.

. . . Der gestrige Tagesbericht klingt wieder recht zuversichtlich. Allem nach, was ich weiß, steht es für uns glänzend. Die nächste Zeit wird wieder Großes bringen. Der Krieg nimmt immer weitere Ausmaße an. In immer fernere Länder dringen unsere Truppen. Ich vertraue fest auf einen siegreichen Ausgang. Wer die jetzige Zeit miterlebt, wer die Gnade hat, sie im rechten, tüchtigen Sinn miterleben zu können, der hat so Großes erlebt wie nur je ein Mensch. Arme, alte Männer im Reichstag, und weiß der Teufel, wo in der Heimat, die mit der Zeit nicht mehr mitkommen und anfangen zu greinen, weil's ihnen bei diesem Sturm und Wogendrang unheimlich wird. Das ist Leben und Sterben, wie es schöner und männlicher nicht gedacht werden kann.

14. September 1918.

. . . Nach mehr als einem Monat habe ich wieder ein Dach überm Kopf, habe mich gebadet, ausgezogen, geschlafen, gebratenes Fleisch und Gemüse gegessen und für einen halben Tag ausgespannt. Es ist 8 Uhr abends. Eine Kerze spendet sanftes Licht, ein Ofen Wärme. Die Freuden des Lebens, unendlich einfache Freuden, sind übergroß, und ich genieße sie dankbar, fast überwältigt. Morgen früh reite ich wieder in die Stellung. Der heutige Abend gehört Euch Lieben, Dir, meiner Mutter, den Eltern und Geschwistern. Ich will versuchen, in ganz flüchtigen Umrissen ein Bild von dem zu geben, was sich kaum schildern läßt, von meinen letzten Erlebnissen, Rückzugsgefechten, Not und Begeisterung des Soldatenlebens.
Am 27. August früh 2 Uhr feuert die Batterie aus ihrer Stellung östlich L. das giftige Gelbkreuzgas gegen die feindlichen Anmarschwege. Um 5 Uhr kommen Protzen und Staffeln. Die Geschütze sind verrußt, die Leute schwarz wie die Kaminfeger. Aufprotzen, mühsames Überwinden des Trichterfeldes, glücklich geht's durch feindliches Feuer durch, und der erste Sprung ist gelungen. In der Nacht habe ich etwa eine Stunde geschlafen. Auf dem Wege muß ich die Batterie verlassen, vorausreiten zum Regimentskommandeur, um den Befehl für die Erkundung der neuen Stellungen, schon östlich der Somme, in Empfang zu nehmen. Bis 12 Uhr mittags saß ich auf dem Gaul und fand Stellungen bei M. südlich P. Um 4 Uhr hatte ich die Vorkommandos der Batterien eingewiesen. Um 6 Uhr kam ich halbtot vor Hunger und Müdigkeit wieder vor zu meiner Batterie, die inzwischen schon den Feind scharf unter Feuer genommen hatte.
Um 9 Uhr ging's wieder weg aus dieser Stellung. Überall wird gesprengt, M. — der Ort, vor dem wir gestanden waren, steht in himmelhohen Flammen. Bevor ich das Aufsitzen befehle, zünden wir noch eine Baracke an und im blutigen Feuerschein geht's zurück; der Gegner schießt mit «Schweren» in den Ort. Die Somme! Wenn ich die Batterie erst drüber hätte! Wir kommen näher hin. Immer stärkeres feindliches Feuer, die Kolonnen drängen sich auf den Straßen. Immer wieder ertönt das leidige «Halt», Stauungen, dann geht's wieder weiter. Vor der Sommebrücke bei B. biege ich nach Norden ab, um die Pionierbrücke bei E. zu erreichen. Durchs Feuer kommen wir heil durch und, hurra, der letzte Munitionswagen rumpelt und trappelt über die Brücke. Ein erleichtertes Gefühl!
Der 28. ein Ruhetag.
Der 29. August war ein Tag ohnegleichen. Ich komme auf die Beobachtungsstelle, sehe den Tommy anrennen und schieße den ganzen Tag. Der Feind hat Verluste über Verluste. Wir haben auch Verluste, doch wer denkt in solchen Augenblicken an sich? Niemand kann das Gefühl der Begeisterung, der Hingabe und Erlebenslust beschreiben, das der Soldat im glücklichen Kampf empfindet. Noch in der Abenddämmerung schoß ich Gas in die vom Gegner besetzte Ortschaft B., und als das letzte Licht erlosch, ging es zurück. Die feindlichen Batterien sandten wütend ihre Grüße herüber. Wir gingen durch und merkten es kaum. In der Stellung spreche ich mit jedem Mann noch ein tüchtiges Wort. Die Kerls sind schwarz, schwitzend, zerrissen, todmüd und sehen einer kalten Nacht im feindlichen Feuer entgegen, das immer mehr zunimmt. — Doch ihre Antworten klangen frisch: «Heut ham mir halt wieder g'schossen!»
Von Schlafen noch keine Rede. Ich weiß, daß ich in dieser

Stellung nicht mehr bleiben kann. Wir wurden erkannt und sollten den Schaden büßen, den wir dem Feind angetan. Die Nacht war scheußlich. Niemand war gedeckt. — Stellungswechsel. — Bis 6 Uhr früh hatte ich die Protzen bestellt. Von 2 bis 5 Uhr schlafe ich unruhig. Schwerstes Feuer würgt in die Batterie. Es gibt Verwundete, zwei Geschütze werden mir zusammengeschossen, außerdem quält mich Ungeziefer zum Verrücktwerden. Um 5 Uhr früh gehe ich mit den Geschützführern in die neue Stellung, die ich schon beim Erkunden mir gemerkt hatte, wies sie ein und entließ sie. Ich bleib allein einen Augenblick oben, überlegte einiges: Aufstellung der Maschinengewehre Munitionslagerung, Sanitätsunterstand usw. und ging dann nach. Bringe ich die Batterie heil heraus? Ein schwerer Gedanke! Wieviel einfacher ist's zu gehorchen als zu führen! Doch bin ich immer fester Zuversicht.

6 Uhr. Ich bin noch etwa 3 Minuten von der Stellung weg. Jetzt müssen gerade die Staffeln und die Protzen einfahren. Es ist ziemlich ruhig. «Na, es geht so glatt wie immer», denk ich mit Genugtuung. Im selben Augenblick bricht mit einem Schlag eine solche unglaubliche Feuerhölle los, wie ich sie noch nie erlebt habe. Dutzende von schweren Schüssen sausen zugleich unter gehirnerschütterndem, wahnsinnigem Krachen in die Ortschaft, in die Stellung, um mich herum. Ich dachte ganz ruhig, sonderbar ruhig: «Jetzt ist alles hin», und ging weiter. Es war mir plötzlich alles gleich. Ich dachte, «jetzt geh ich weiter, bis ich auch umfalle». Ich sah genau, daß, wenn ich noch hundert Meter weiter ging, ich hin sein mußte. Da dachte ich, — nein, ich dachte nicht, es kam mir das Bild von Dir, von Mutter, von allen Lieben vor die Augen, von meinem Bruder, dem ich im Leben auch noch etwas sein muß — wieder ein Schuß, der mich fast hinschmiß — es heulte, johlte, krachte, bellte, donnerte um mich herum: da lag ich in einem Geschoßloch. Ich dachte: «Jetzt ist alles hin, alles, alles. Wenn ich hinunterkomme, finde ich tote Pferde, tote Soldaten». — Ich lag ganz rundgerollt im nassen Gras, den behelmten Kopf auf den Boden gedrückt. Ich erwartete immer den vernichtenden Schuß — nicht etwa mit Aufregung, Spannung, Todesangst — nein, mit vollkommener Ruhe.

In diesem Loch lag ich eine Stunde. Eine volle Stunde dauerte

diese Teufelei: Als es ein klein wenig nachließ, sprang ich heraus und lief zum linken Geschütz, Schrapnells bellten mir um den Schädel. «Weber, was ist los?» brüllte ich in ein verfallenes Kellerloch. — Ries hatte den Kopf weiß eingebunden und suchte vor mir aufzustehen und stramme Haltung einzunehmen. Ich erfahre, daß die Protzen zufällig noch nicht da waren. Welches Glück! Es war hell geworden, überall krochen die Leute aus kleinen Gruben und Kellern. H. kam lachend herbei. — Alles war in Ordnung, der Vorfall, wie die wilde Jagd, die über den einsamen Wanderer wegzieht, vergessen. — Ich brachte die Batterie in die neue Stellung, kein leerer Geschoßkorb blieb in der alten liegen.

In der neuen Stellung bleiben wir bis 3. September unter erträglichen Verhältnissen. Eine Zeit des Wirkens ohne Vergleich, solange ich im Felde bin. Ich kann auf Einzelheiten nicht eingehen: Batterien außer Gefecht gesetzt, den Feind im Vorgehen auf P. in der Flanke gefaßt, Lager zerstört, Kolonnen verwirrt und zersprengt. So ging's tagelang. Daneben litten wir unter Hunger, unter Frost und Nässe, hatten Verluste und erlebten Einzelheiten, die grausig waren, und an die man nicht mehr gern zurückdenkt. Doch die Köpfe waren hoch. Kein Wort der Klage fiel in der Batterie, deren Leistungen bewundernswert waren. Respekt vor jedem Kanonier, der den Tag über schoß und die Nacht über Munition schleifte! Ich denke mit Rührung und Bewunderung an meine Kanoniere und Fahrer. Am Abend des 3. September. «Die Herren Batterieführer sofort zur Abteilung!» Dort Rückzugsbefehl. Um 2 Uhr nachts kommen wir ungeschoren heraus, ohne Verluste, während andere Batterien schwer bluten mußten. Bei einem unvergleichlich schönen Sonnenaufgang fahren wir in die neue Stellung südwestlich von R., trinken heißen Kaffee von der Feldküche und liegen im Gras. Wieder ein Tag der Ruhe, da der Tommy nur langsam nachkommt. Wir schlafen alle in der Sonne.

Am 5. September laure ich den ganzen Tag, bis der Tommy nachkommt. Er kommt aber nicht. Am Abend ungeheure Brände vor uns, neben uns, hinter uns. Die golden sinkende Sonne wird von gigantischen schwarzen Rauchsäulen verdunkelt; die Nacht wird blutig erhellt von tausend brennenden Baracken, Lagern, Dörfern, Magazinen usw. Wir marschieren

wieder zurück, schwierige Wege. Gegen 4 Uhr früh kommen wir nah an die Stellung, die im trostlosen Trichterfelde liegt. Wir warten auf das Morgenlicht und schlafen im nassen Gras. . . .
Was wird die Zukunft bringen? Jetzt heißt's, die Ohren steif halten! In mir ist jetzt jenes vollbewußte Deutschtum erwacht, das man sich erarbeiten muß, das tiefstes Erlebnis und tiefster Lebensinhalt sein muß. Jetzt will ich und werde ich meinen Mann stellen, und wenn die Hölle alle Teufel auf uns losläßt. Und selbst wenn ich das Kriegsende nicht mehr erleben sollte, so war mein Leben doch schön und so, gerade so, möchte ich es immer wieder leben. Jetzt ist's viertel nach zehn Uhr geworden und eine Menge Blätter liegen neben mir. Ein paar Züge sind festgehalten, unzählige habe ich selbst wieder vergessen, unzählige sind nicht auszudrücken, und vieles will ich Dir erzählen, wenn es uns vergönnt sein wird, wieder einmal beisammen zu sein. O, dieses Wiedersehen, Heimat, Mutter und Braut!
Ja, nun zu Ende! Morgen früh reite ich wieder in die Stellung vor, um H. abzulösen. Wie lang ich vorn bleibe, weiß ich noch nicht. — Wie schön ist's hier unten! Der kleine Ofen brennt noch, ich lehne in einem Korbstuhl, werde jetzt noch eine Geschichte lesen und dann ins Bett gehen — weiß überzogen! Morgen früh heizt mein Bursche vor dem Aufstehen ein und wärmt Wasser zum Waschen! Unvergleichliche Genüsse! Und doch freu ich mich, morgen wieder zu meinen Leuten vorzukommen in Dreck und Kälte.

*

A d o l f P r o p l e s c h , unbekannt.

Westen, 1. April 1918.

In Schwerer Stunde gedenke Ich heute am Ostermontag der Lieben Heimat. Ich stehe jetzt hir im Westen, es ist Furchtbar. Ich habe den Krieg doch schon von Anfang an mitgemacht, aber eine solche zeit noch nicht. In jedem Augenblick kann der Tot eintreten, da mus man bereit sein. Der Liebe Gott wird uns nicht verlassen, weil wir doch alle, hir im Felde, wie auch in der Heimat Ihn darum bitten. Einen recht schönen Gruß aus der Ferne.

Frankfurt a. M., den 20. September 1918.

. . . ich bin am 15. Juli an der Marne durch einen Kopfschuß schwär verwundet wurde, es ist mier dabei das linke Auge verlohren gegangen. Aber man mus sich im Schicksal fügen, den was Gott tuht ist wohlgetahen. Am 23. August wurde Ich Operiert, und lag acht Tage in schwährem Fieber. In diesem Fieber sah Ich nachts eine Schaurige Gestalt zu mier kommen. Da fing Ich im Traum an Vatter unser zu betten, und die Gestalt floh von mier. Seit der Zeit wahr es mier immer, ob einer bei mier wahr, der mier behütet, und ich mier dabei sehr gut fühlte.
Jetzt die Besten Grüße.

*

H u b e r t S c h e u r e n ,
geb. 21. August 1893 in Hohenbudberg, Krs. Moers.

10. September 1918.

Da jetzt endlich das unsichere Hin und Her ein Ende gefunden hat, kann ich mal wieder einige Zeilen schreiben. Hier wird viel davon gesprochen, daß zu Hause alles die Köpfe hängen läßt, ob unserer strategischen Rückzüge. Na, ich kann Euch nur versichern, wenn's auch kein Spaß war, tadellos geordnet haben sich unsere befohlenen systematischen Rückmärsche entwickelt. Wenn man natürlich letzte Nachhut ist, hat die Geschichte ein wesentlich anderes Gesicht: Also von einem geschlagenen Heer kann nicht im entferntesten die Rede sein. Ich hoffe nach wie vor auf günstigere Entscheidungen.

*

H e r m a n n G e o r g i ,
geb. 18. August 1870 in Elterlein/Erzgebirge,
gest. 23. September 1922 in Elterlein/Erzgebirge.

Geschrieben am 16. September 1918.

Teile Ihnen mit, daß wir seit dem 12. d. M. in schwere Großkämpfe an der Michelstellung mit Amerikanern verwickelt sind.

Der schwerste Tag bis jetzt war der 12. September. Da mußten wir dem Druck des Gegners nachgeben, da unsere Reserven nicht gleich zur Stelle waren. Deshalb hatten sie einen Anfangserfolg und drückten uns sieben bis acht Kilometer zurück. Aber am Nachmittag, da wurde die Höhe von unsern Truppen im Gegenstoß wieder zurückerobert. Die Verluste waren groß, aber die des Gegners enorm stark. Ich hoffe auf Gott und sehe unserer gerechten Sache mit Vertrauen entgegen. Durch kommt der Feind nicht, unser Vaterland wird von den Greueln des Krieges doch verschont bleiben.

*

Harry Freiherr von Wolff,
geb. 2. April 1900 in Riga,
gef. 8. Oktober 1918 bei Beaurevoir.

17. September 1918.

Gegen drei Uhr wache ich auf. Es wird ein Tankangriff erwartet, die Posten werden verstärkt. Unsere Artillerie haut wie toll los, aber siehe — die letzten Nachtstunden vergehen ruhig. ½9 Uhr wache ich auf und krieche nach oben, es hatte gewittert. Jetzt ist es herrlich warm und klar. Vor mir die graue Wüste des Schlachtfeldes, ein paar einzelne astlose Bäume dazwischen. Links und rechts zerschossene Dörfer. Rechts Epéhy. M.-G.-Geknatter und englische Flieger stören uns die Ruhe. Um den 20. sollen wir das erste Bataillon vorne ablösen. Wie wird's werden? So ruhig wie bisher bleibt's wohl kaum, aber selbst muß der Soldat ruhig bleiben, das ist der beste Schutz. Im übrigen auf Gott vertraut. Ich sage mir immer — was macht die einzelne Existenz aus? Wenn's nur ein schneller Tod ist, so ist es leicht. Wenn ich fallen sollte, so kommt es, wo es auch sei, ob hinten oder vorne. Und wenn ich an Heinz denke, so ist es mir, als fess'le mich ein Band weniger an die Erde. Aber nur fallen nach erfüllter Pflicht, soll meine Parole sein. Der Krieg ist der große Gleichmacher und damit der Vater unserer neuen Zeit und Weltordnung. Hier merke ich es erst in seinem ganzen Umfang. Ob Leutnant, ob Unteroffizier, ob Grenadier, hier gibt's nur nackte Menschenleben, um die gerungen wird. Ich

lerne vieles verstehen vom Zeitgeist, hier wurde er geboren, ist darum am reinsten hier zu finden. Abends Parole, ich bekomme eine Infanteriegruppe im 2. Zuge. Von 2—4 Uhr habe ich Aufsicht beim Exerzieren, es regnet, der Lehm klebt; froh bin ich, als die Zeit um ist.

21. September 1918.

Es beginnt eine Reihe fabelhaft interessanter Tage für mich. Ich sehe die leitende Arbeit hinten im Stab, sehe wie sich die Lage entwickelt mit ihren spannenden und kritischen Momenten; außerdem interessant, weil ich famose Menschen kennen lerne. — Ich sitze am Telefon und notiere die einlaufenden Meldungen. Meine Reihe beginnt meist 4 Uhr morgens. Ist draußen Schweinerei, so gibt es viel Arbeit, und einer der Herren ist mit dabei. Dann gibt es schon früh Kaffee — nach 9 Uhr lege ich mich.
Gefangene werden gebracht. Junge Kerls, Jahrgang 1900, nette, rote Gesichter, einer erzählt, er sei sechs Monate Soldat, zwei Monate im Felde, «Much to long» fügt er hinzu.
Wir arbeiten bei Kerzenlicht, dumpfe Beleuchtung, die Ferme wird beschossen, da eine Batterie bei uns aufgefahren ist. Der 21. ist ein Glanztag. Ein großer englischer Tankangriff abgeschlagen. Schröder macht mit der 7. Gegenstoß. Tadellos gelungen. Jammer, daß ich nicht dabei war.

22. September.

Ruhig.

23. September.

Früh große Schweinerei. Schon nachts türmen die Leute, da rechts Anschluß an Bayern verloren. Mühevoll wird die Lage wieder hergestellt.

24. September.

Abends endlich Ablösung. 9 Uhr gehe ich allein voraus, um Platz zu machen....

*

Horst Potonié,
geb. 3. Mai 1893 in Berlin.

Sorges bei Laon, 2. Oktober 1918.

Was man hier über den Frieden denkt?
Ja, der Frieden wird wohl bald kommen, aber für uns ein sehr schlechter Frieden. Wir werden uns bei den Verhandlungen ordentlich bücken müssen. — Es hat eben schon sehr lange der nötige Weitblick in unserer Politik gefehlt. Die Amerikaner sind von vornherein unterschätzt worden. Infolgedessen ist eine ganz verkehrte Politik getrieben worden, das zeigt sich jetzt. — Es sind doch ganz handgreiflich die Amerikaner mit ihrem unerschöpflichen Material, was der Entente jetzt den Vorrang gibt und uns immer tiefer in die Tinte setzt. Ohne die Amerikaner hätte die Entente schon längst eines unserer Friedensangebote angenommen. — Der Frieden kommt höchstwahrscheinlich bald — oder der Krieg dauert noch sehr lange. Wenn der Frieden bald kommt, haben wir den Krieg verloren.
Das ist etwa die Quintessenz dessen, was man hier draußen von Krieg und Frieden denkt. — Was nützt ein Ludendorff, wenn unsere Politiker alles vermasseln!

*

Theodor Jeuk,
geb. 10. Dezember 1897 in Berlin.

Im Felde, den 31. Oktober 1918.

Ich und Tausende haben den Beruf und die Existenz dem Vaterland geopfert. Hunderttausende haben ihr Leben fürs Vaterland gelassen. Und alles, alles umsonst? Wir stehen heute von den Freunden in der Stunde der höchsten Gefahr verlassen da. An ein Weiterkämpfen mit Erfolg, daran ist nicht mehr zu denken. Deswegen hört man jetzt auch überall die Worte: «Frieden um jeden Preis». Einen demütigen Frieden darf sich Deutschland nicht aufzwingen lassen. Hoffentlich wird sich jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau klar, was ein solcher Frieden für Deutschlands Zukunft birgt. Einmütig müßte jetzt dem Feinde aus allen deutschen Kehlen entgegenschallen: «Entweder einen Frieden, der mit der Ehre und der Tradition des Deutschen Volkes vereinbar ist, oder wir wollen ehrenvoll untergehen.» Hoffentlich wird uns dann ein zweiter Herrmann als Befreier Deutschlands beschert. Die alte Dynastie der Hohenzollern scheint in Kaiser Wilhelm II. ihren letzten Vertreter zu haben. Tritt dieser Fall ein, so hält als erste Folge die Revolution ihren Einzug. Gott bewahre uns davor. Hoffentlich vergißt der liebe Gott nicht ganz unser liebes Vaterland und läßt einen Frieden zustande kommen, der in sich den Keim zu zwar neuer, aber desto erfolgreicherer Arbeit und zu neuem Blühen und Gedeihen birgt. . . .

*

Ernst Wilhelm Krämer,
geb. 18. Januar 1896 in Holzen bei Schwerte/Westf.

Im Felde, 3. Oktober 1918.

. . . In der Natur bereitet sich wieder ein großes Sterben vor. Gerade diese Zeit liebe ich wohl von allen Jahreszeiten am meisten, wenn der deutsche Laubwald sich bunt färbt und die Sonne doppelt warm scheint, um die Menschen zu versöhnen, dafür daß sie nicht mehr so lange die Erde erwärmen kann. Gerade jetzt werde ich stark erinnert an die schöne Jugendzeit, da ich seit drei Wochen nach den Tagen der großen Abwehrschlacht in einer wundervollen Waldgegend wohne, die mit Buchen- und Eichenhochwald bewachsen ist, wie man es im allgemeinen in ganz Frankreich nicht findet. Schaurig klingt es, wenn nun dieser lebendige Wald unter den Hieben des über ihn ergehenden Trommelfeuers ächzt und stöhnt. Die rohe Kraft der Granaten fällt diese hundertjährigen Baumriesen und wirft sie durcheinander, als ob sie Schuld an diesem entsetzlichen Kriege wären. So wird nun das arme Frankreich von Grund auf ruiniert. Denn wenn unsere Gegner fortfahren, so das von uns besetzte Frankreich zurückzuerobern, dann wehe Dir, armes Land. Was sagst Du nun zu unseren Mißerfolgen an allen Kriegsschauplätzen? Dazu kommt nun noch neuerdings die heikle Krisis im Innern. Unsere Lage ist sicherlich ernst, jedoch

unter keinen Umständen hoffnungslos, wie viele allzu Kleinmütige glauben. Ich möchte annehmen, daß dieser für uns ungünstige Zustand dazu in kurzer Zeit führen wird, daß sich das Deutsche Volk noch mal zusammenballt und dem Gegner zeigt, daß Deutschland nicht geschlagen werden kann, wenn es sich einig ist. Hoffentlich kommt jetzt ein energischer Diktator in Deutschland ans Ruder, der das Staatsschiff durch alle Gefahren mit sicherer Hand hindurchsteuert. . . .

*

Georg Breithaupt,
geb. 5. Juli 1889 in Luckenwalde in der Mark,
gest. 13. November 1918 in Loorce/Belgien.

16. Oktober 1918.

Der Regen rauscht, als heulte er über unser moralisches und politisches Elend, und die Erde scheint unter uns hinwegzuschwimmen, um uns die Räumung des besetzten Gebietes zu ersparen. Seit acht Tagen sitzen wir infolge der Rückwärtsbewegung in einem Dorfe mitten in den Ardennen. Unser Flugplatz ist eine anmutige Gebirgslandschaft, aber nimmermehr ein Flugplatz. Wir sind nicht weit entfernt von dem Orte, der 1870 unsere höchsten Triumphe sah, um das zu erleben, daß unsere Regierung unser Volk und unser stolzes Heer verkauft! Im wörtlichsten Sinne. Es ist zum Heulen! Wut, Scham, Verzweiflung streiten sich in uns. Heute kommt ein Aufruf von Hindenburg an die Armee, in dem er um Vertrauen zu sich bittet. Er habe die Pflicht, die vom Kaiser berufene Regierung zu unterstützen. Er stimme dem Friedensschritt zu. Kein Wort mehr. Der deutlichste Beweis, daß er nichts gegen die Verräter machen kann. Es ist erschütternd zu sehen, daß dieser Mann jetzt seine Überzeugung opfern zu müssen glaubt, damit wenigstens ein Mann an der Spitze bleibt, zu dem Volk und Heer Vertrauen haben. Dieser Erlaß ist die größte Leistung des Mannes. Selbstüberwindung im höchsten Grade! Auf Kosten seines Namens. Denn schon schreibt die ganze Judenpresse, die oberste Heeresleitung sei ja verantwortlich für die Räumung, die ihr von den Mehrheitsparteien in Wahrheit aufgedrängt ist. Um

das zu erleben, stehen wir nach vier Jahren voller Opfer mitten in Feindesland. Näheres wissen wir nicht. Es scheint, als sollten die Zeitungen aus der Heimat von uns ferngehalten werden. Jetzt wäre ein York nötig, der auch gegen den Willen des Kaisers das Heer anführte zur Rettung des Vaterlandes. Er würde Erfolg haben, sobald rechtzeitig alle Friedensschreier um jeden Preis festgesetzt und erschossen würden. Aber das wird bei uns Deutschen erst möglich sein, wenn wir eine Zeit wie 1807—13 noch einmal durchkostet haben. Es ist furchtbar. Wir würden am liebsten mit unseren Staffeln einen Schlachtflug nach Frankfurt und Berlin unternehmen.» — —

(Am 13. November, an dem Tage, wo er mit seiner Staffel die Rückfahrt nach Deutschland antreten sollte, hat G. W. Breithaupt seinem Leben durch Schuß in den Kopf ein Ende gemacht.)

*

Max Böhme,
geb. 31. Dezember 1885 in Delitzsch.

Im Felde, den 28. Oktober 1918.

Euern lieben Brief vom 24. heute dankend erhalten. Hoffentlich ist noch alles gesund. Ich bin es auch. Mit Riesenschritten scheint es jetzt dem Frieden und Deutschlands Untergang zuzugehen. Unsere zehn Scheidemänner werden uns bald vollständig ruiniert haben. Sieh Dir mal die neuen Staatsmänner an. Kein feiner Zug ist darunter, alles gewöhnliche Gesichter. Und die wollen uns eine gute Zukunft bringen? Nimmermehr. Es wird eine Zeit kommen, da wird man die rote Regierung verwünschen und verfluchen. Der Deutsche läßt sich nicht für die Dauer unterdrücken, jetzt ebensowenig wie vor hundert Jahren.

Der Tag der Befreiung aus schmachvoller Knechtschaft muß kommen. Und ich gehe dann freiwillig, wenn es heißt «entweder Sklave sein — oder sterben». Bin also immer noch der blödsinnige Schwärmer von früher. Hoffentlich sehe ich zu schwarz. Aber unsere Regierung ist schlimmer wie unsere Feinde, und der «Vorwärts», den ich jetzt täglich lese, der malt unsere militärische

Lage so schlecht aus, wie es noch nie eine feindliche Zeitung getan hat. Also unsern Feinden alles recht auf die Nase binden, damit sie die Forderungen immer höher stellen! Unsern Untergang wollen sie, damit alles verarmt und nur arme Leute Sozialdemokraten sind. Deshalb hat der «Vorwärts» pp. schon jahrelang die Stimmung im Lande vergiftet, damit wir verlieren sollen. Die Sozialdemokraten waren die größten Helfer unserer Feinde.

*

Paul Piper,
geb. 29. Juni 1885 in Stettin.

9. Oktober 1918.

Ich schrieb Dir gestern. Mir geht es noch immer gut. Heute morgen wieder Sturmschießen und Gegenstoß von uns, der teilweise glückte. So leicht lassen wir die Bande nicht vor. Ich schieße Sperrfeuer zwischen St. Clement—St. Pierre, 4000 m, da kannst Du Dir ausrechnen, wo wir rumkrebsen.
Wir leben schlechter wie die Hunde, und doch sind wir verstört über die Nachrichten von Hause. So schlecht steht es doch nicht mit uns. Wir scheinen den Kopf verloren zu haben.
Gerade jetzt dieses Friedensangebot, wo der Gegner halb toll ist vor Siegesübermut, es ist zum Heulen! Dafür vier Jahre Krieg und all das Blut. . . .

Feuerstellung, 22. Oktober 1918.

Die Gefangenen, die hier gemacht worden sind, sind sehr zuversichtlich und glauben an unseren baldigen Zusammenbruch. Daher auch der Elan, mit dem sie angreifen, während unseren Soldaten die innere Politik den Boden unter den Füßen wegzieht. Niemand will jetzt zum Schluß fallen und den Offizieren wird jede Begeisterung genommen.
Man könnte fast alle die beneiden, die 1914 gefallen sind.

St. Laurent, den 11. November 1918.

Das waren schlimme Tage, die wir seit meinem letzten Brief durchgemacht haben, und nun, nachdem wir alles glücklich überstanden, diese Nachrichten. Der Kaiser geflohen! Liebknecht stellt eine Gegenregierung auf!
Wir waren auf unserem vorbereiteten Rückzug von der Aisne zur Maas Nachhutbatterie. Wir mußten den Rückmarsch decken und marschierten immer 24 Stunden hinterher. Dabei regnete es die ganze Zeit. An Unterkunft war kaum zu denken, sodaß wir in diesen kalten Novembertagen fast ständig durchnäßt waren.
Gesundheitlich ging es mir gut, der Malariaanfall hat sich vorläufig nicht wiederholt.
Bei dem Rückmarsch gab es oft heikle Situationen. Vor uns als Schutz eine dünne Infanterielinie. Kaum waren wir über die Brücken, so wurden sie gesprengt.
Aus der letzten Stellung entwischten wir mit knapper Not. Der Meldereiter von der Gruppe, der uns den Abmarschbefehl bringen sollte, kam nicht mehr durch. Wir rückten auf eigene Faust ab, nachdem wir zwei Angriffe abgeschlagen hatten. Telefon mußte alles liegen bleiben.
Jetzt stehen wir Charleville gegenüber. Wir wollten die Stadt schonen, aber der Franzose greift weiter an, so heißt es, weiter kämpfen.
Wir halten Tag und Nacht die gesprengten Bahnbrücken unter Feuer.
Wir wohnen in einem kleinen Dorf ganz gemütlich, allerdings wird viel hineingeschossen. Die Häuser sind noch alle voll Einrichtung, in den Gärten stehen Gemüse und Kartoffel, sodaß es uns in der Beziehung nicht schlecht geht.
Um so mehr fühlt man sich moralisch niedergedrückt. Die Disziplin bei unseren Leuten ist gut, jeder sieht ein, daß wir vorläufig weiter die Front halten müssen.

*

Max Rupkalwis,
geb. 2. Februar 1885 in Likertischken,
gest. 26. Dezember 1926 in Hamburg.

Wilhelmshaven, den 13. November 1918.

Geduldig, wenn auch schmerzhaft, haben wir alle Leiden des bösen Krieges getragen, aber noch schmerzhafter ist das Unge-

wisse der Zukunft! Seit Sonnabend sind wir hier im Hafen, nachdem wir uns beinahe heimatlos mehrere Tage in der Nordsee herumgetrieben hatten. Wir wagten es nicht eher, in den Hafen zu fahren, weil wir nicht genügend über diese ganze Umsturzbewegung unterrichtet waren. Aber der Mangel an Proviant zwang uns, hierher zu kommen und uns der neuen Sache anzuschließen. Dieses alles wäre ja leicht zu ertragen, wenn nicht in den nächsten Tagen das Schmachvollste, was ich mir als Deutscher denken kann, geschehen muß, nämlich: Unser schönes «Schiff», auf dem ich fünf Jahre hindurch allen Gefahren getrozt und als meine eigene Heimat betrachtet, nach einem feindlichen Hafen bringen muß und mich dort dem Spotte und Hohn der Engländer aussetzen lassen. Eine Hoffnung besteht noch, um die Sache zu mildern, und diese ist die: daß unser Schiff nicht in einen feindlichen, sondern neutralen Hafen gebracht werden muß. Nach Holland oder Dänemark. Wenn die Friedensbedingungen ebenso hart sind wie diese Waffenstillstandsbedingung, so möchte ich kaum weiterleben und hätte ich lieber früher den Tod finden sollen. Aber was hilft es nun alles, es ist also geschehen, und wir müssen nun alle sehen, wie wir es zum Besten abändern. Bevor ich abfahre, gebe ich noch Nachricht, bis Montag früh 5 Uhr müssen wir hier fort sein. Tröstet Euch mit mir, ich werde wiederkommen und gemeinsam mit Euch weiterarbeiten. Ich hörte eben, daß wir bis zum 10. Dezember zurück sein sollen. Mir ist zumute, als träumte ich, so unbegreiflich ist die Sache für meinen deutschen Sinn. —

*

Willi Gundlach,
geb. 3. November 1894 in Spandau,
gest. 10. Februar 1920 in Berlin.

Rußland, den 7. November 1918.

Habt herzlichen Dank für Eure lieben Glückwünsche und Gaben. Den Tag habe ich diesmal nicht gefeiert, da ich erst kurz vorher in meinem neuen Standort eingetroffen bin. Außerdem ist man gar nicht in der Stimmung, Feste zu feiern. Die Umwälzungen in unserem Staatsleben hinterlassen einen zu starken Eindruck. Meines Erachtens werden die Verhältnisse in Deutschland noch radikaler werden. Die jetzige Regierung kann doch keine Garantie geben. Es wäre eine Lösung noch möglich, wenn man eine starke Polizeitruppe zur Aufrechterhaltung der Ordnung gründete und sich nicht so willenlos wie in Österreich treiben läßt. Aber unsere hohen Herrschaften verlieren gleich den ganzen Kopf und erwarten dann himmlische Heerscharen. Es ist unser großer Fehler gewesen, daß wir uns um Politik nie gekümmert haben und die Masse durch Fanatiker aufreizen ließen. Sollte es nun noch in unserem Vaterlande zu einer Empörung kommen, dann muß jeder rechtdenkende Bürgersmann ungesäumt dagegen Stellung nehmen und sich nicht hinter den Bierkrug verschanzen. Nicht um sein Leben bangen oder an sein Hab und Gut klammern. Der Krieger hat fünf Jahre lang diese Rücksichten nicht gekannt. Die Kriegsgewinnler und Portemonnaiepatrioten haben Bange um ihren Besitz. Die sollten jetzt ihren Gewinn freiwillig zur Verfügung stellen und aus eigenem Antriebe die Pflicht des Entsagens üben, wie es Millionen Menschen im Kriege getan haben. Arbeit und Fleiß können später vieles nachbringen. Haben wir aber den Bolschewismus im Lande, dann kommt ein anständiger Mensch nicht mehr hoch. Den Bolschewismus aber müssen wir fern halten, jede andere Gefahr dagegen ist klein. Hoffentlich bewahrt uns Gott vor diesem Übel. —

*

Philipp Markert,
geb. 11. November 1888 in Auerbach/Hessen.

Burtscheid (Eifel), 24. November 1918.

Am 22. November 1918 haben wir endlich die deutsche Grenze überschritten, waren also 11 Tage bis dahin unterwegs. Das Wetter war bisher recht gut und die Verpflegung ausreichend. Trotzdem fühlt man sich durch die täglichen Märsche recht abgespannt, und wer weiß, wie lange wir noch marschieren müssen, bis wir ans Endziel gelangen. Dazu kommt die Sorge jedes einzelnen um seine Lieben in der Heimat. Auch ich bin seit 29. Oktober 1918 ohne Nachrichten von Dir. Überhaupt scheint

man uns über die Vorgänge in der Heimat absichtlich im Unklaren zu lassen. Am liebsten würde man es wohl sehen, wenn wir nicht zurückgekehrt wären; damit diese Umstürzler Liebknechtscher Sorte noch leichtere Arbeit hätten. Wie hieß es doch die Jahre her immer in allen Zeitungen: unsere braven Feldgrauen, unser tapferes Heer, des Vaterlandes Dank ist euch gewiß! Und wie sieht dieser Dank nun aus nach über vierjährigem Kampf mit all seiner Not, Entbehrungen und Wunden. Heim und Herd, Weib und Kind, alles möchten diese Schufte uns noch vernichten.

Es ist nicht auszudenken, wie man uns die Heimkehr erschweren will. Gebe Gott, daß ich Euch, meine Lieben, in unserm Heim gesund und wohlbehalten antreffen darf.

*

Hans Diefenbacher,
geb. 11. Dezember 1891 in Furtwangen,
gest. 25. Dezember 1930 in Königsbach.

Flandern, am 12. Januar 1918.

Sie liegen mir noch in der Erinnerung, die Worte: den vierten Winter will ich noch mitmachen, einen fünften nicht mehr. Ich könnte lachen! Als ob's mich fern der Front litt, wenn draußen die Würfel fallen um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes! Ob ich dann noch atmen könnte, ins Licht der Sonne sehen, mich über irgend etwas freuen, froh sein, wenn das Gewissen mir zuflüsterte: Leben und Gesundheit galten dir mehr als Ehre und Freiheit. Aufeinandergeprallt sind Welten: über tausend Männer sterben täglich, und es gäbe einen, dem die Last zu schwer würde, und der sie abwürfe? Wohl dem, der es kann, den kein Gewissen mahnt; aber ein Recht auf das Große unserer Zeit hat er nicht. Wir anderen mit dem beschränkten Gewissen werden aushalten bis zum Endsieg. Mag dann das Leben bringen, was es will, in einem wird es für uns voller Licht sein: umsonst haben wir nicht gelebt, es war ein Leben voller Werte.

Flandern, den 22. Februar 1918.

Ich glaub, nun haben wir den Winter hinter uns; zwar stürmt und regnet es draußen gerade; aber trotzdem, ist erst einmal

Ende Februar da und der März im Anzuge, dann setzt man sich darüber leichter hinweg, man weiß, nun muß es Frühling werden und ersehnt es aus ganzem Herzen, vergißt dabei, daß damit der Tod wieder zu seinem Recht kommt und seine reiche Ernte halten wird, bis wieder ein neuer Winter ihm in den Arm fällt. Leben und Sterben und dazwischen Kampf und Not, Pole des Seins, zwischen denen unser Zeitliches verrinnt. Gottseidank bin ich wieder ganz im alten Geleise; es war ein starkes Aufmucken in mir gewesen, ein gewaltiges, das mit dem Geschick haderte; es war so kleinlich angegangen, und ich war so begeistert, nachdem Rußland am Boden lag und unsere ganze Kampfkraft sich nach dem Westen wenden konnte, da kam der große Streik, und wie Jähzorn kam es über mich. Bei uns starben sie tausendweise um deren Ruhe und Sicherheit, und dieses Lumpenvolk benutzte die Notlage seines Landes, ging von Amboß und Schraubstock um habgieriger Vorteile willen. Und wir waren die, die letzten Endes darunter zu leiden hatten. Man warf seine Jugend hin, seine schönsten Lebensjahre. War ein Volk wert, daß man für es alles darbrachte? Wir lernen wohl im Leben nie aus. Und aller Gleichmut, alle Ruhe, sie scheitert im Angesicht dessen, was wir in unserer Seele als Größtes empfinden, wenn wir in seinem Glauben getäuscht werden. Wer immer nur an der Oberfläche der Dinge klebt, wer nie tief in sie eindringen kann, der lebt ein beschauliches Dasein fern aller Kämpfe.

Flandern, den 19. September 1918.

Selten hat wohl ein Mensch dem großen Völkerringen mehr entgegengebangt wie ich. Als damals im Hochsommer 14 dunkle Wolken am politischen Himmel Europas heraufzogen, da hat meine Seele gefleht, daß uns Herbstes erspart bleiben möchte, was Menschen treffen könne. Er kam dennoch, der Krieg. Aber als er da war, als sich um unsere Grenzen Millionen scharten, da war in uns allen ja nur ein Wille: zu siegen oder zu sterben. Vier Jahre des Kampfes sind herum; vier Jahre, in denen Deutschland seine Jugend auf den Schlachtfeldern opferte, in denen seine Männer Unerhörtes duldeten und leisteten. Können denn Worte wiedergeben, was unser Los war? Und nun kommen die Stimmen und reden von Frieden, wo drüben immer

noch der Feind sitzt, ungeworfen, in Eitelkeit und wahnsinnigen Phantasien aufgeblasen. Wir werden sie morgen, übermorgen wieder hören: Deutschland ist uneins, nur noch kurze Zeit Geduld, dann haben wir sie am Boden. Ich mag das alles noch gar nicht ausdenken. Haben wir darum geblutet und gekämpft, haben wir darum gehungert und gelitten, haben wir darum unsere Jugend, unsere Kraft dem Vaterlande freudig geschenkt, um im fünften Jahre zu sagen: «Wir können nicht über Euch siegen». O, es war eben doch zu viel feiges, habgieriges Gesindel unter uns. Wäre jeder Deutsche bereit gewesen, sich und alles zu geben, dann ständen wir heute anders.
Heut hab ich ausgespannt, fuhr mit dem Zuge nach der nächsten großen Stadt und wollt mich vergessen und konnt es doch nicht. Immer mußt ich an uns, an unsere Schicksalsstunde denken und hatte nur ein heißes Flehen in mir, daß diese Prüfung bestanden werden möchte.

Flandern, den 9. Oktober 1918.

Unheilvoll drohend hat des Reiches Schicksalsstunde geschlagen und beengend schwer liegt es mir auf der Seele und quält und martert mich und weicht nimmer von mir, das ist das Ziel unserer Kämpfe! Ich kann das Bild nicht los werden, es steht den Tag über neben mir, und ich kann es nicht bannen, es umgaukelt die träumenden Sinne bei Nacht und höhnisch gellt es mir in den Ohren: die 14 Wilsonpunkte Verrat an uns, Verrat an jenen, die in schwerer Stunde uns zur Seite standen. Ich kann den Gedanken nicht zu Ende denken! Ist denn mein Begriff von Ehre so ein anderer? Kann man denn so noch leben? Ist es da nicht tausendmal besser, irgendwo verscharrt in flandrischer Erde zu liegen? Ich hab nur noch einen Wunsch: nicht so nach Hause kommen, o tausendmal besser, man bekommt eine letzte Kugel. Ich denk der Jahre, die ich in fremden Welten verbracht. Dort hab ich amerikanischen, englischen Geist kennengelernt und habe mein Vaterland lieben gelernt mit jeder Faser meiner Seele. Wie hoch stand es über allem andern. Dann kam der Neid der Welt, kam der Verrat an eigenem Blut. Wir haben Schlachten geschlagen, haben die Welt unter die Füße getreten und brachten willig alle Opfer. Aber drinnen in der Heimat, da war der Geist bald faul, da streikten sie schon vor Jahren, zu

einer Zeit, als die Flandernschlacht tobte, als wir in unseren Löchern lagen und uns schlugen, da brachten sie es fertig, die Herstellung von Kriegsmaterial zu verweigern — um eines Kanten Brotes willen. Dann kamen die Flaumacher: die zählten uns an den Fingern auf, daß wir gegen die Welt nimmer gewinnen können. Sie brachen den deutschen Geist. Wie manchen wackeren Soldaten haben wir auf Urlaub geschickt, und er kam gebrochen wieder und glaubte nimmer an den deutschen Sieg. Es kamen die Unruhen auf der Flotte. Im Reichstag enthüllte der Kanzler Michaelis den Verrat der Revolutionäre, und es geschah nichts darauf. Der Kanzler fiel darüber, aber die Verbrecher blieben. Deutschlands Schicksalsstunde hat geschlagen. Was wir in vier Jahren litten und erkämpften, war umsonst. Ich kann, mag nimmer denken, ich brüte von einem Tage in den anderen und kann es nicht fassen, daß ein Friede um jeden Preis geschlossen werden soll.

Flandern, 6. November 1918.

Hartnäckig hält sich seit Stunden bei uns das Gerücht, die Entente habe geantwortet, daß die Waffenstillstandsverhandlungen bei General Foch zu erfragen wären. Es ist mir wie ein häßlicher Traum, ich kann es nicht fassen. Gerade die letzten Tage stürmten sie mit den Truppen der Welt wieder und wieder gegen unsere Linie, und wurden wieder und wieder geschlagen. Wir sollten zurück in Winterstellung gehen, und da und dort standen wir dann Tage und ließen sie anrennen auf freiem Feld und schickten sie heim mit blutigen Köpfen. Ungebrochen ist unsere Front. Ich denk an die fünfzig Monate unseres beispiellosen Krieges, denk an den Mann, der nimmer ganze Stiefelsohlen, nimmer ganze Strümpfe hatte, und seh uns nun heimkehren: in langen unübersehbaren Kolonnen, mit hängenden Köpfen werden wir über den Rhein ziehen, ungeschlagen und todmüde bis in die Knochen. Der Krieg hatte uns nicht so weit gebracht, aber der faule Frieden. Und das ist der Trost von uns allen, die wir die Jahre überstehen konnten: Einst wird auch unser Tag kommen.

*

Armin Plock,
geb. 18. September 1900 in Berlin.

Sonntag. — An der Front (hinter Seloignes, Belgien), Anfang November 1918.

Die letzten Tage brachten Kampf und Rückmarsch. Wir hatten keine Ruhestunde. In der Vornacht sind wir über die belgische Grenze zurückgegangen und liegen in Stellung hinter Seloignes. Der graue Novemberhimmel, der uns viel Regen bescherte, der stete Rückzug und das Wissen, daß in der Heimat Unruhe herrscht, sind die häßlichsten Bedingungen zum Kämpfen und harte Proben für die Moral. Da bin auch ich in gedrückter Stimmung gewesen, bin nun aber wieder unverzagt.

Im Bauernhause dort hinter den Linien habe ich die Bewohner den Rosenkranz beten gesehen. Da erinnerte ich mich, daß ja Sonntag sei. Am Vormittag konnte ich endlich ein paar Stunden schlafen; Schlaf war das heißersehnteste aller Güter, schliefen wir doch während des Marschierens.

Nun liege ich auf Vorposten am Waldrand versteckt. In den Häusern des Dorfes vor mir nisten die Feinde. Hinüber und herüber pfeifen die Kugeln und Granaten. Die feindlichen Flieger kommen trotz unseres Feuers mit großer Kaltblütigkeit tief herunter und werfen gebündelte Handgranaten ab. Eben habe ich einen Kameraden der Nachbarkompanie der 114er, der wie ich einsam im Walde lag, verbunden. Dem war's ins Bein gegangen. Es sind harte Augenblicke, wenn man die Armen stöhnen hört; die Kameradschaft verklärt indessen selbst diese Minuten. Nun kommt schon die Abendkühle des Novembers hernieder. Es wird eine schwere Nacht werden. Gott schütze mein deutsches Land!

Sonntag. — Auf dem Rückzug der deutschen Armeen. — Im Westerwald am 18. Dezember 1918.

In den Dörfern ringsherum läuten die Glocken: es ist Sonntag heute! Und derweil ziehen die grauen Kolonnen des deutschen Heeres daran vorüber. Für sie gibt es keine Sonntagsruhe, gibt es nur ein Losungswort und das heißt: «Marschieren und immer wieder Marschieren!» Der Feind, der nun doch den deutschen Rhein haben will, drängt scharf hinterher, und

so ist unser Regiment heute den siebenten Tag hintereinander beim Marschieren. Morgen ist uns ein Ruhetag verheißen. Wir erwarten ihn sehnsüchtig. Einmal wieder sich erholen und sich gründlich reinigen, ist allgemeines Bedürfnis. Der heutige Marschtag bringt wieder schwere Anstrengungen. Die Straße, die durch die unendlichen Auto- und Bagagekolonnen und die Stiefel der Tausende sowieso arg mitgenommen ist, macht mächtige Windungen, und das Regiment hat sie verlassen, um auf Feldwegen einige Kilometer abzukürzen. Nach ewigem Regen sind die Wege grundlos; es geht bergauf und bergab. Im Schlamm der Wege kommen wir nicht mehr vorwärts, und stampfen nun über die Äcker und Wiesen. So reihen sich Meile um Meile, Stunde auf Stunde aneinander, und aus Morgen wird Abend. Die Zeit ist schneller als die keuchenden Männer. Wieviele Dörfer haben wir schon durchzogen, französische, belgische und deutsche in der Eifel, am Rhein und nun hier im Westerwald. Das harte Muß, geboren aus dem Diktat des Feindes, aber auch die Sehnsucht nach der Heimat, haben uns große Marschleistungen vollbringen lassen. Und Heimat ist es ja auch hier schon im Westerwald, dem schönen Fleckchen unserer deutschen Erde. So geben seine Sonntagsglocken doch ein wenig Frieden ins wunde Herz. —

*

Willi Langner, unbekannt.

4. Dezember 1918.

Den Rhein hätten wir nun glücklich hinter uns! Wir liegen bis 6. in Ruhe in dem kleinen Dorfe Oehlinghoven, zehn Kilometer südöstlich Bonn.

Über meine Erlebnisse bis etwa 26. habe ich Euch in meinem Briefe geschrieben, den ich einem nach Marburg reisenden Kommando mitgab. Hoffentlich habt Ihr ihn erhalten? Dieses Kommando fuhr schwerbewaffnet zum Ersatzbataillon Jäger 11 nach Marburg, um die Bataillonsfahne zu holen, mit der die Gegend durchzogen werden sollte. Das Kommando kam auch gut an nach mehreren Sträußen mit Soldatenräten, die ihm die Fahne klauen wollten.

Wir sind in kurzen und langen Märschen, meist bei Regenwetter und schlechten Quartieren, über Münstereifel und Euskirchen bis zum Rhein marschiert. Gestern abend kamen wir dicht vor Bonn ins Quartier, wo auch die Fahne sich zu uns gesellte. Sie hat noch einmal alles, was die Leute an soldatischem Gefühl besaßen, hochgerissen. So zogen wir um Mitternacht gegen Bonn los als letztes deutsches Regiment, das noch auf dem linken Rheinufer stand. Tags zuvor hatten die Zeitungen schon gemeldet, daß als letzte Division die 200. und als letztes Regiment das 4. Jägerregiment übergingen, und so war ganz Bonn auf den Beinen, um den Letzten den Abschied zu bieten. Die Stadt war hell erleuchtet und geflaggt, alle Straßen standen voll Menschen, es war wie Anno 1914! Mit klingendem Spiele zogen wir hindurch, des Hurra- und Wiedersehen-Rufens wurde kein Ende. Tausende von Händen streckten sich uns entgegen. Soviel Händedrücke habe ich kaum im ganzen Leben bekommen, wie gestern nacht! Obst, Wein, Schnaps, Zigarren gab man uns, gerade als ob Deutschland davon Überfluß hätte. Auf einer der Hauptstraßen stand unser General von Below, umgeben von einer riesigen Menschenmenge. An ihm vorbei ging es in einem Parademarsch, der glänzend war. Als die Fahne vorbeizog, flogen alle Hüte von den Köpfen, und das Hurrarufen nahm kein Ende! Doch dem Aufmerksamen entging nicht, daß über allem eine gewisse Bedrücktheit lag. In vielen Augen standen Tränen. Um 2½ Uhr nachts überschritten wir die große Brücke in Bonn und marschierten dann über Königswinter durchs Siebengebirge hierher, wo wir heute um 8 Uhr früh ankamen.
So haben wir den Bewohnern des linksrheinischen Gebietes noch den Rücken gestärkt durch ein Bild soldatischer Ordnung und Straffheit nach all den unerfreulichen Eindrücken, die sie beim Durchzug der Etappe und ersten Divisionen empfangen hatten. Die Leute hatten ein geschlagenes Heer zu sehen erwartet und überzeugten sich selbst, daß mit jedem Durchmarschtage die Divisionen immer straffer waren. Ich bin überzeugt, den Parademarsch des letzten deutschen Regiments in Bonn vergißt keiner von denen, die ihn mitgemacht, und keiner, der ihn gesehen hat.

*

Kurt Plenio,
geb. 21. Mai 1891 in Elbing,
gest. 28. August 1919 in Reinickendorf bei Berlin.

Berlin-Tegel, den 29. Dezember 1918.
Hoffentlich habt Ihr das Fest gesund verlebt: zur reinen Freude fehlt ja jetzt leider die rechte Stimmung. Ich hatte einen sehr stimmungsreichen Heiligabend bei Hindenburg (von wo ich Euch eine Karte sandte), für mich eine würdige Erinnerung fürs ganze Dasein. Eine Lazarettschwester trug ein Gedicht vor mit dem Schluß «Verzaget nicht», darauf der Feldmarschall: «Nein, wir verzagen nicht; denn wir haben ja Religion im Herzen». Gemeinsame Feier aller Offiziere und Mannschaften des II. Quart. Zum Schluß noch ein paar Worte des «Vaters»: «Kameraden, wenn wir nun hier bald auseinandergehen, so denkt Euer ganzes Leben dran: Deutsch sein heißt treu sein. Behaltet im Herzen, was Euch Weihnachten 1918 Euer alter Feldmarschall sagte». — Auf jedem Platz eine Tüte mit Liebesgaben, für Mannschaften und Offiziere gleich. z. B. Zigarren, Hosenträger, Mundharmonika. So auch für mich. Und das Bild werde ich nie vergessen, wie der alte Hindenburg hinter seinem Platz stand und in der Rechten einen Hosenträger schwenkte! Die Stimmung war gedrückt durch die blutigen Nachrichten aus Berlin. Nach Tisch fuhr der Feldmarschall per Auto nach Kassel runter zu seiner Frau, Tochter und Schwiegersohn: da ich auch ins Hotel wollte und für mich kein Wagen zur Hand war, nahm er mich im Auto mit. —

*

Aus französischer Gefangenschaft.

Kurt Wunderlich,
geb. 18. Juni 1895 in Merseburg.

Château-Gontier, den 7. Dezember 1919.
Ich glaube, daß doch dieser Brief, nicht der vorige, zu Weihnachten eintreffen wird; denn Euern vom Totensonntag habe

ich bereits erhalten, und mein letzter war auch an diesem Tage geschrieben. Daß diese Zeit jetzt recht schwer auf uns allen lastet, das könnt Ihr Euch wohl denken. Weihnachten, das sechste für so viele fern von daheim, dazu die Lage des Vaterlandes, dann die Alarmnachrichten über Abtransport, die sich bisher stets als falsch erwiesen haben und schließlich die Antwort auf die deutsche Note bezüglich der Gefangenen. Nicht, daß wir gegen unser Schicksal abgestumpft wären — das kann man nie, so lange man jung ist — ist der Grund für das Folgende, sondern innere Gründe, die jeder, der mit deutschem Wesen vertraut ist, nachfühlen kann. Es scheint, als würde die Rücksicht auf uns Gefangene die Handlungsfreiheit der Regierung gegenüber gewissen Forderungen der Feinde stark beeinträchtigen, so daß das Wohl und die Zukunft der Nation dadurch in Frage gestellt werden. Ich weiß mich mit vielen Kameraden einig, daß wir die Leiden der Gefangenschaft weiter ertragen werden, falls es zum Aufbau der Heimat notwendig ist. — Dieser Satz liest sich leichter, als er niedergeschrieben ist. Er ließe auch die Deutung zu, daß es uns sehr wohl gehe. Aber derartige Auslegungen können solche machen, die sich dazu berufen fühlen. — Jedenfalls müßte der Grundsatz auch im neuen Deutschland gelten: Wenige für Viele. —

*

Prisoners of War.

Arthur Schön, Nr. 3185. Western P.O.C. Park Hall-Oswestry Salop England,
geb. 30. Juni 1893 in Dowiaten, Krs. Angerburg, Ostpreußen.

23. Oktober 1919.

Dies soll an Dich mein letzter Brief sein. In nächster Woche soll unsere Heimreise endgültig erfolgen. Ein Jahr seit Waffenstillstand; bald lege ich den liebgewonnenen feldgrauen Rock beiseite; nicht wie einen verhaßten Lumpen! Er bleibt mir Erinnerung an Siege, Verkörperung des Militarismus, den die Welt in seiner wahren Bedeutung, nämlich: Deutschlands Macht und Größe, so glühend haßte. Die Waffen sind vorläufig fortgelegt, doch Kämpfer der Idee müssen wir bleiben und auf Vorposten stehen für unser Deutschtum!

Dies ist die Gesinnung und Erkenntnis, die ich in fünf Jahren als Feldgrauer gewonnen habe, und der ich treu bleiben will.

*

Namenverzeichnis